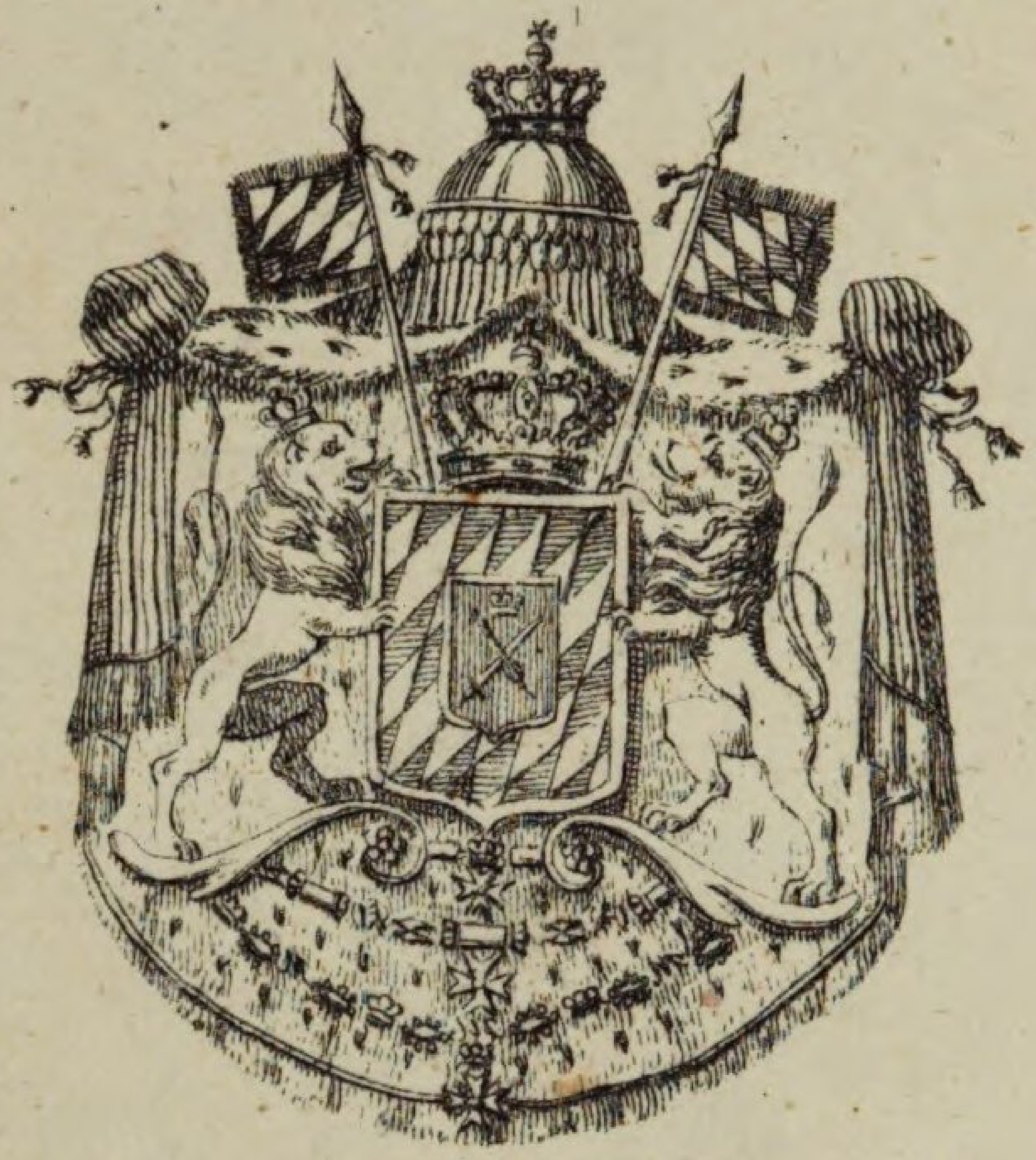
Paed. Pr.
1693
(12)

Jugend-Bibliothek



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

R

Ingrid

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Jugend-

Bibliothek.

Fortgesetzt

von

Franz Seraph Häglsperger.

Zwölftes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

München, 1831.

Bei Jakob Giel.

93. B.

J. Koltz inv. Jos. Hutter Sc. Augs.

Das Wiedersehen.

Neuer Spiegel
für
Herz und Leben.

Eine
Sammlung belehrender Geschichten
und
Erzählungen,
herausgegeben
von
Franz Seraph Häglsperger.

Mit einem Kupfer.

München, 1831.
Bei Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An den Leser.

Als Spiegel für dein Herz und Leben
Möcht' diese kleine Gabe dir
Hiemit die treue Freundschaft geben.
Nimm hin — und schau hinein!
Was siehst du hier?

Du siehst der irdschen Dinge trügeri-
schen Schein,
Siehst, daß der Weltlust Träumerei'n
Wie Rauch und Nebel immerhin
Vor deinem Blick hinüberfliehn.
Kann dieß dein Herz
In Lust und Schmerz
Wohl sättigen? Kann, was vergeht,

Und nie auf immer dir besteht,
Das ew'ge Sehnen dir wohl stillen?
O nimmermehr! Du mußt es fühlen,
Und fühlend mußt und wirst du es gestehn,
Daß, weil der Erde Dinge rings vergehn,
Ein Jeder, der sein Hoffen, Mühen, Sehnen
So ganz der Erde Dingen weiht,
Ein Thor sey, der sich selbst belügt,
Und für die Ewigkeit betrügt.

Du siehst auch, Leser, siehst die Tugend hier
In himmlisch schöner Zier
Vor deinem Blicke sich entfalten
In mancherlei Gestalten.
Gewinn' sie lieb, umfasse sie
Mit Liebeslust,
Und mach' den ernstlichen Entschluß,
Dein ganzes Leben ihr zu weih'n,
Und immerhin ihr treu zu seyn.
Jedoch — der Tugend heiliger Besitz
Wird unter Kampf und Ringen
Dir nur beschieden.
Verderben drohend naht der Feind,
Sucht dich zu täuschen, zu berücken,

Mit Satans-Schlingen zu umstricken,
Und, leitend dich auf falschen Blumenwegen,
Das tödtend Gift in deine Seel' zu legen.
Drum traue dem Verführer nicht,
Wend' rasch von ihm dein Angesicht,
Und schau' zur Seite hier,
Schau hier, wohin die Sünde führt . . .
Des Lasters Abgrund schaue hier,
Und wend' aufs Neu' dein Angesicht und flieh,
Flieh nun der Tugend in die Arme,
Flieh hin zu Dem, der dich allein
Aus Satans Banden kann befrei'n,
Und, statt der Sünde ew'gen Tod,
Der Tugend ewig Leben
Dir mag zu geben.

Kennst du Ihn wohl, o Leser?
Kennst du schon den Befreier
Von Satans Banden?
Kennst du schon den Erlöser
Von allen Sünden?
Kennst du Ihn schon, den Lebensgeber,
Den Seligmacher für und für?
Sprich, Leser, kennst du wohl
Schon Jesum Christ,

Ihn, der für dich gestorben ist,
Um Alles — Alles dir zu seyn,
Was dich allein
Für Zeit und Ewigkeit
Besel'gen und erfreuen kann?

Und das zuvörderst solltest du
Dahier in diesem Spiegel schau'n,
Daß nur auf Jesum sey zu bau'n,
Und, was dir heilsam quillt,
Und alles Sehnen stillt
In deiner Brust,
Du nur von Ihm erwarten mußt. —

Egglkofen bei Neumarkt an der Rott,
am 13ten Nov. 1830.

Der Herausgeber:
Häglsperger,
Pfarrer.

Inhalt.

Seite

1. Heilig sey dir vorerst das Heiligste des Christenthumes! Spotte nie über die Geheimnisse der Religion!

Der Mann mit dem Federmesser . . . 1

2. Halte die Religion in Ehren, und um der Religion willen auch die Kirche!

Der Schneetempel 8

3. Verzage nie; auch leidend bist du stets in Gottes Hand!

a. Die Indianerin Maldonata 17
b. Der gerettete Alpenjäger 20
c. Der gläubige Bether 22

4. Aufwärts Aug und Herz! Dein Vater wacht, — was sollst du zittern?

Der Verwiesene, oder die Kraft der Religion . 24

Seite

5. Scenen des Wiedersehens.

a. Das Kreuz am Wege 73
b. Ritter Turelli und seine Gemahlin Camilla . 89
c. Mirza 109

6. Willst du tugendhaft werden, so ergreife die göttliche Gnade — kämpfe und ringe; denn die Macht der Sünde ist groß!

a. Die Insel Borico 114
b. Jean Baumorin 121
c. König Hacho 128

7. Halte auf Pflichttreue; verletze aber auch die christliche Liebe nicht.

Zituna, oder: Die Erfindung der Chinarinde . 131

8. Sey deiner Eltern Trost im Alter!

a. Dorothea Bergmann 143
b. Die drei japanischen Brüder 147

9. Sey deines Freundes Freund — und sey es ganz!

a. Emir Samuel 149
b. Alkander und Septimius 151
c. Olivier und Felix 155
d. Lorenzo Musata und Fesulah . . . 161
e. Liebesdienst im Versagen 162

10. Auch gegen fremde Noth — verschließ nie dein Herz!

a. Basilius Atadauroff 166
b. Leopold von Braunschweig 171

Seite

11. Gieb dich nie der Geldliebe und dem Geize gefangen!

a. Cola Pesce 178
b. Der Dichter Chapelain 180
c. Die Geizige auf dem Sterbebette . . . 182

12. Gieb nie dem Zorne, nie dem Hasse und der Feindschaft Raum!

a. Der Fluch 184
b. Verzeihung ist des Christen Rache . . . 190
c. Verzeihung weckt Bußsinn und Edelmuth . 191
d. Ist Verzeihung schon eine schöne Rache, so ist's noch mehr das Wohlthun selber . . . 195
e. Nicht=verzeihen hingegen — macht selbst Gott zum Feinde 198

13. Tadle lieber deine eigenen Fehler, als die der Andern, und noch weniger die deiner Vorgesetzten!

Der unkluge Tadler! oder: Es war doch gut — . 200

14. Sey fromm und werd' es immer mehr! Doch Demuth sey des Frommseyns Grund, nicht inn'rer Stolz und Gleißnerei!

Die Gemeindeversammlung 208

15. Ausserordentliche Schicksale

a. Ein Wildschütze, verirrt in den Wäldern von St. Domingo 216
b. Soninis Abentheuer in den Wüsten von Lybien 220

Seite

16. Der fromme Priester und der große Fürst — beide aus dem bayerischen Volke.

Der edle Mönch 235

17. Belehrende Anecdoten verschiedenen Inhalts 239

18. Bild einer edlen Gattin und frommen Mutter.

Marie Josephe, Dauphine (Kronprinzessin) von Frankreich 260

1.

Heilig sey dir vorerst das Heiligste des Christenthumes! Spotte nie über die Geheimnisse der Religion!

Des Glaubens Heiligthum —
Laß es dir heilig seyn,
Und schmähe nie, was blinde Spötter schmähen,
Die nur das Niedrige, doch nie das Hohe sehen!
Bewahret denn dieß Heiligthum.
Nicht auch für dich die Hoffnungen zum ew'gen Leben?
Nicht auch für dich die Aufschwungskraft zu diesem Leben?

Der Mann mit dem Federmesser.

Was ich hier einen Vater seinen Kindern erzählen lasse, ist eine unläugbare Geschichte, und alles geschah so, wie er es erzählet. Wer sich von dieser Sache überzeugen will, mag in Berault-Berkastels Geschichte der Kirche, XIII. Band, 41. Buche nachsehen.

Aret, ein adeliger Herr, wohnte jetzt immer auf seinem Landgute. Seine schönsten Jahre hatte er in der Hauptstadt des Reiches als Beamter dem Beßten des Vaterlandes gewidmet. Eine schmerzliche Augenkrankheit zwang ihn aber, seinen Dienst aufzugeben. Dermal besserte sich jedoch das Uebel so, daß er wieder lesen durfte. Und das that er sehr fleißig, jedoch nie lange auf Einmal. Es war sein Grundsatz: »Man soll mehr nachdenken, als lesen.« Er sagte immer: »Wer

viel liest, und wenig denkt, gleicht einem Heißhungrigen, der viel verschlingt, und wenig verdauet.« Am liebsten las er aber in der heiligen Schrift, jedoch mit recht guten katholischen Auslegern, und dann in andern Erbauungsschriften. Es verging kein Tag, an dem er nicht im goldnen Büchlein von der Nachfolge Christi las; und je mehr er darin sich umsah und das Gelesene mit einem frommen Sinne beherzigte, desto mehr Licht kam in seinen Verstand, und desto mehr Wärme in sein Herz.

Die Früchte seiner Lectüre zeigten sich auch in seinem Wandel. Vor allem war er bedacht, es an Erfüllung der vornehmsten Pflicht, nämlich der Anbethung und unmittelbaren Verehrung Gottes, und seines ewigen Sohnes Jesus Christus nicht gebrechen zu lassen. Darum wohnte er täglich dem heiligsten Meßopfer bei; und das thaten auch seine Gemahlin und seine vier bereits erwachsenen Töchter, die recht in Unschuld blühten; auch seine Hausleute mußten es thun. Oft sagte er: »Ich kann es nicht ausdrücken, wie öde und leer mir ein Tag seyn würde, an dem ich nicht dem unendlichen Opfer beigewohnt hätte.«

Und weil er Gott von ganzem Herzen liebte, half er auch den Dürftigen aus der Noth, so gut er nur konnte. Er konnte aber wirklich viel thun; denn er war überaus reich. Sein Schloß, das auf einer Insel in einem See stand, schien ein Wallfahrtsort der Dürftigen zu seyn. Der liebevolle Mann hatte einen eigenen Schiffer, der sie vom Ufer des Landes abholen und auf die freundliche Insel hinüber führen mußte. Da war es ihnen denn, als führen sie in das Paradies, so herrlich schön war die Insel, auf der sie Aecker und Weingärten erblickten, und die mit Obstbäu-

men verschiedener Art prangte. Aber das freundliche Angesicht des Aret und die liebevollen Worte, die er zu ihnen redete, dünkten sie doch noch viel angenehmer, als die rothen Aepfel, die gelben Birnen und die blauen Pflaumen, die sie an den Bäumen gesehen. »Ja die Liebe dieses Herrn, sagte ein jedes in seinem Herzen, ist süßer als die Trauben seyn müssen, die bereits anfangen blaßgelb oder röthlichblau zu werden, und von denen er auch uns Armen zu genießen geben wird.«

Den Seinigen war der vortreffliche Aret noch mehr, da sie seine Herzlichkeit und alle seine Weisheit und Tugend beständig genießen konnten. Vorzüglich angenehm war es am Abende, ihn reden zu hören. Da erzählte er denn nach genossener Abendmahlzeit seiner Gemahlin und seinen Töchtern herrliche Dinge. Und es entwickelten sich sodann im kleinen Kreise dieser glücklichen Familie die angenehmsten Gespräche.

Heute erzählte er aber vom **Manne mit dem Federmesser**, und sprach:

»Der Mann mit dem Federmesser machte im Jahr 1290 zu Paris ein großes Aufsehen. Die Sache trug sich also zu. Es war eine arme Frau, die so große Noth hatte, daß sie einem Juden für dargelehntes Geld ihren Rock verpfändete. Nun kam die österliche Zeit, und sie hatte ihren Rock noch nicht. Da ging sie zum Juden, und bat ihn recht inständig, er möchte ihr den Rock auf den Tag, an dem sie die Kommunion empfangen sollte, herausgeben, damit sie doch mit mehr Anstand am Tische des Herrn erscheinen könnte. Der Jude machte ein williges Gesicht und sprach: »Ganz gern; ich will dir den Rock wohl gar auf immer und ohne Zinsen lassen, wenn du mir dafür das Stückchen

Brod, welches du in der Kirche empfängst, und das ihr Christen euern Gott nennet, bringen willst. Ich möchte doch gern sehen, ob Er es denn wirklich sey.« So sprach der Jude. Das Weib war unglücklich genug, den Antrag anzunehmen. Zu solchen Schritten kann sich ein Mensch verleiten lassen, der mehr auf den Anstand vor den Leuten, als auf das Wohlgefallen Gottes sieht. Die elende Frau ist um den Rock bekümmert, und verliert das unendlich schönere Gewand der heiligmachenden Gnade, indem sie ihn mit solcher Bedingung zurücknimmt. Wie thöricht! Meine lieben Kinder, vergesset doch niemals, wie nichtig aller äusserliche Schmuck sey, wenn wir den innerlichen Schmuck der Gnade und der Tugend nicht besitzen. Was nützet es, vor den Augen der Menschen zu prangen, wenn man dabei dem Auge des Allsehenden mißfällt?!«

»Die unglückliche Frau ging in ihrer Verblendung wirklich hin in ihre Pfarrkirche, innerlich vergnügt, daß sie in ihrem langverborgnen Rocke öffentlich sich wieder zeigen konnte. Sie kniete hin zum heiligen Tische, und empfing den Leib des Herrn. Listig aber verbarg sie die heilige Hostie. Sehet, wie verwegen die Sünde machet! Warum zitterte sie nicht, der unendlich Heilige möchte ihren Frevel auf der Stelle strafen! Sie trug die heilige Hostie wirklich zum Juden hin. Der hatte nun große Freude. Er legte die heilige Hostie auf einen Tisch, und durchstach sie mit einem Federmesser. Und sieh, es floß Blut heraus. Mit wildem Frevel stand er da und sah es; selbst das fließende Blut rührte ihn nicht, sondern es war ihm eine Augenweide. Seine Gattin, welche das Geschehene bemerkte, lief mit Entsetzen auf ihn zu, und versuchte

alles, um ihn zu bewegen, er möchte hier den Finger Gottes sehen, und seine ruchlose That nicht fortsetzen. Aber er wurde nur noch verstockter. So reizet der Anblick des Blutes ein wildes Raubthier zu noch größerer Grausamkeit. Er schlug nun einen Nagel durch die Hostie, und sie blutete wieder. Da stieg seine Wuth, und er warf sie ins Feuer. Unverletzt schwebte sie aus den Flammen empor, und wallte im Zimmer umher. Aber der Mensch, dieser ohnmächtige Staub, wenn er sich einmal wider Gottes Allmacht empört hat, will seinen Wahn nicht fahren lassen, und so wird sein Sinn teuflisch. Der Elende tauchte jetzt die heilige Hostie in siedendes Wasser; und sieh, auch daraus entschwang sie sich wieder, und nahm jetzt die Gestalt eines Krucifixes an.«

Bei dieser Erzählung des Aret schauderte es der Gemahlin und den Töchtern. »Wie war es doch möglich, sagte die Tochter Henriette, daß der Mann noch nicht glaubte, als er die heilige Hostie schon aus dem Feuer emporschweben sah? Aber jetzt, als er wirklich die Gestalt eines Krucifixes vor Augen hatte, wird er doch geglaubt haben?«

Aret antwortete und sprach: »Der Glaube ist eine übernatürliche Gabe Gottes. Ohne diese Gabe glaubet niemand, wenn er gleich die Wahrheit nicht läugnen kann, und von ihrem hellen Glanze beschämt wird. So haben Leute in unsern Zeiten der falschen Aufklärung so viele, ja unzählige und so augenscheinliche Beweise für die christliche Religion, daß sie nichts Vernünftiges dagegen einwenden können; indessen glauben sie doch nicht, und wüthen mit ihrem Munde oder gar mit ihrer Feder gegen die Religion so rasend, als der Mann mit seinem Federmesser, mit seinem Nagel

mit dem Feuer und dem siedenden Wasser gewüthet hatte. Darum wollen wir recht über uns selbst wachen, daß wir die Gabe des Glaubens ja nicht verlieren. Wir wollen auch inständig bethen, daß der Gott der Erbarmungen diese Gabe recht vielen ertheilen möge.«

Nun fuhr Aret in seiner Erzählung weiter und sprach:

»Das Haus, in dem das Wunder mit der heiligen Hostie sich zutrug, war in der Gartenstraße. Einer von den Söhnen des Mannes mit dem Federmesser war aber noch sehr jung, und hatte jene kindliche Einfalt, die das Böse erzählt, weil sie das Böse nicht kennt. Das Knäblein stand jetzt an der Thür, als so eben in der Kreuzkirche in einer andern Straße zur heiligen Messe geläutet wurde; und nun ging viel Volk dahin. Das Knäblein sagte zu mehrern Personen, die es dorthin gehen sah: »Ihr werdet euern Gott nicht mehr antreffen; so eben hat Ihn mein Vater umgebracht.« Die meisten Leute achteten nicht auf diese Rede des Kindes, und gingen weiter. Aber eine Frau wurde mehr aufmerksam, und wollte der Sache auf den Grund kommen. Daher ging sie mit einem Geschirr unter dem Vorwande, um etwas Gluth zu bitten, in des Juden Haus. Da sah sie die noch herumwallende heilige Hostie, die sich jetzt von selbst in das noch leere, für die Gluth bestimmte Geschirr niederließ. Voll des Staunens begab sich die Frau mit dem Heiligthume in dem Geschirre zu dem Pfarrer desselben Sprengels. Wie war ihr da, als sie dieß Heiligthum trug, im Herzen! Sie erzählte dem Pfarrer in Gegenwart einer großen Menge von Volk, welches auf das erste Gerücht davon mit jedem Augenblicke zahl-

reicher herbeiströmte. Alle drängten sich hin, die wunderbare Hostie zu sehen, und jedem klopfte vor Staunen das Herz. Die Straße ertönte von Lobpreisungen des allmächtigen Gottes.«

»Der Jude wurde mit seiner ganzen Familie eingezogen. Er bekannte zwar sein Verbrechen; allein, er blieb verstockt. Seine Gattin und seine Kinder nahmen das Christenthum an; und auch jenes Knäblein, das gemeint hatte, sein Vater habe den Gott der Christen umgebracht, wurde beglücket durch den Glauben an den Gott der Christen. Der unglückliche Vater aber wurde dem Blutrichter von Paris übergeben, und der ließ ihn verbrennen.«

Da entsetzten sich die Fräulein. Aret aber sprach: »Wie glücklich sind wir, daß wir Jesum in der Brodsgestalt genießen, und Ihn in derselben auf unsern Altären besuchen dürfen! Er gibt Sich uns so gänzlich; ergeben auch wir uns Ihm vollkommen. Ich denke mir auch oft: Da Jesus Sich Selbst uns gibt, so ist es wahrlich nicht zu viel, wenn wir Seinen dürftigen Brüdern und Schwestern mit Freude etwas von dem geben, was wir von Ihm empfangen haben. Der Gedanke kommt mir besonders oft, wann ich Arme auf dem Schifflein auf unsre Insel herüber führen sehe.«

»Nun aber will ich meine Geschichte noch ganz erzählen. Die wunderbare heilige Hostie wurde in derselben Pfarrkirche zum heiligen Johannes in einem kostbaren Behältnisse aufbewahret. Ein französischer Geschichtschreiber aus dem achtzehnten Jahrhunderte, bei welchem ich diese Begebenheit gelesen habe, sagt, sie sey noch zu sehen. Auch das Federmesser und jenes Gefäß, worin sich die Hostie niederließ, und sich den Händen der christlichen Frau anvertraute, ist bis zu

seiner Zeit in einem Kloster aufbewahrt worden, welches man auf dem Platz erbauete, wo vorhin das Haus des Frevlers gestanden hatte. Schon im Jahre 1295 hatte daselbst ein Bürger von Paris, Namens Flaming, ein Bethhaus bauen lassen, das man die Mirakelkapelle hieß.«

»Und wir, sagte nun Arets fromme Gemahlin, wollen unserm Herrn Jesus alle Tage unsere Herzen als seine Tempel verschönern.«

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

2.

Halte die Religion in Ehren, und um der Religion willen auch die Kirche!

Willst du als wahren Christen dich bekennen,
Darfst auch von Christi Kirche dich nicht trennen.
Nur der ist Christ, nur der allein
Ist in der Wahrheit heiligem Besitz,
Wird nie in Trug und Aberwitz,
Nie in des Irrwahns Träumerei'n,
In Nacht und ew'gen Tod nicht sinken,
Der auf der Kirche hohen Leuchthurm schaut,
Von Christus selber einst erbaut.

Der Schnee-Tempel.

Was ich hier ausmale, und an einen andern Ort versetze, ist in meinen Tagen wirklich geschehen.

I.

Veit war schon in einem gestandnen Alter, und hatte bisher als ein fleißiger und rechtlicher Landmann

sehr glücklich gelebt. Es kam auch nie ein Gedanke in seine Seele, daß er sich glücklicher wünschen möchte. Das anmuthige Dörflein Eden, in dessen Mitte sein Haus in einem schönen Anger stand, hatte für ihn mehr Ergötzendes, als eine große Stadt. Die hübschen Felder um das Dörflein und die etwas fernen Hügelchen, auf denen sich Lärchen und Fichten erhoben, und der ziemlich hohe, aber noch entferntere Berg, der auf und auf die schönsten Alpen mit niedlichen Sennerhütten hatte, bildeten ihm ein Paradies. Aber noch viel erfreulicher war ihm alles, was er in seinem Hause sah, und das waren sein gutes Weib und seine muntern frommen Kinder, welche wie die Unschuld blühten.

Allein, auch Veit mußte ein Beispiel von der traurigen Erfahrung werden, daß nur wenige Menschen die große Kunst verstehen, sich nicht selbst das Glück zu verderben. Er sah, wie um und um die Frömmigkeit abnahm, und fing an, sich darüber zu grämen. Seine theure Sabine machte ihm oft Vorstellungen, daß er mit seinem Grame die Welt doch nicht bessere. »Ei, sagte sie, thun wir Zwei Gutes, so viel wir können; erziehen wir unsere Kinder gut, und bewahren wir sie mit der Gnade Gottes vor der Verführung der Welt. Gott fodert von uns nicht mehr.« Ein anderes Mal sagte sie zu ihm, als er eben wieder recht grämlich war: »Mein lieber Veit, weißt du, was wir thun? Wir wollen fröhlich im Herrn seyn, und recht herzlich zu Ihm bethen, daß Er die Leute bessere, die sich vom Wege seiner Gebote verirrt haben. Wir können nichts Besseres thun.« Aber die Reden der guten Sabine munterten ihn nimmer auf.

Heuer hatte Veit gemeint, auf seinen Aeckern sey

ungleich mehr Unkraut als Getreide, und oft sagte er zu seiner Sabine: »Dieß Jahr werden wir wohl lauter Unkraut ärnten.« — Allein, es zeigte sich bei der Aernte selbst viel besser. Da nahm Sabine Anlaß, ihm eine weise Vorstellung zu machen und sprach: »Sieh, mein lieber Veit, es wuchs unter dem Unkraut viel mehr Weizen als wir geglaubt haben. Meinst du, in der Kirche Gottes seyen die Leute nun lauter Unkraut? Könntest du dich nicht irren und auch da des Weizens zu wenig sehen? So sey denn nicht so mißmuthig, und bethe ruhigen Herzens um Segen, den Gott auf seinen großen Acker spenden wolle. Hat Er unsere kleinen Aeckerchen im Stillen mehr gesegnet, als wir's glaubten; so wird Er seinen großen Acker wohl um viel mehr segnen. Warten wir und urtheilen wir nicht; am großen Aerntetage wird sich alles zeigen.«

II.

Um eben diese Zeit nistete sich in benachbarten Dörfern ein großes Uebel ein, und dieß war eine Verirrung von der Eintracht in unsrer Religion. Es gab in jener Gegend Leute, die da sagten, man habe sich vom rechten Christenthum ganz verirret, und man müsse wieder das alte hervorsuchen. Zuerst hatte man mit diesem Irrthum nur still gethan, aber jetzt that man laut damit, und manche ließen sich dafür einnehmen. Auch in's Dörflein Eden schlich der Irrthum ein. Natürlich war der gute Veit vorzüglich aufgelegt, sich in diesen Fallstrick leiten zu lassen. Es stund nimmer lange an, und er ward ein ganzer Sonderling: er verschmähte die Predigten des Pfarrers, den er zuvor doch hatte hochschätzen müssen; er ging nimmer zur heiligen Beichte und Kommunion, und sagte, es ge-

schehe in unsern Tempeln nichts mehr auf eine giltige Weise, weil das rechte Christenthum verloren gegangen sey. Derlei Reden ließ er vor den Leuten unverholen heraus.

Größern Jammer hätte Sabine wohl nicht erleben können. Sie konnte aber nichts mehr thun, als seufzen und bethen. Es war kaum ein Winkelchen im Hause, in dem sie sich nicht die Augen roth weinte und zu Gott flehte: »O mein lieber Herr und Gott, was für ein Unglück hat mein Veit! Sich von der heiligen katholischen Kirche trennen — das ist das größte Unglück. O rette ihn doch! Du weißt es, mein Veit und ich haben Dir aufrichtig gedienet; mache doch, daß wir die wenigen Jährlein, die Du uns etwa noch schenkest, mit einander fortfahren, fromm zu leben, wie es die Kirche haben will. Mache, daß wir mit einander in den Himmel kommen. Um dieß habe ich Dich an meinem Hochzeittage gebethen; und nur um dieß; das andere habe ich alles Dir anheim gestellt.«

Ihr Herzensleid wurde noch größer, da Veit seine Gesinnungen bald auch vor seinen Kindern laut sagte. So weit verirrte er sich, daß er gern gesehen hätte, die ältern unter seinen Kindern wären auch solche Sonderlinge, wie er. Allein, die kluge Mutter wußte ihnen Standhaftigkeit einzuflößen; denn sie belehrte dieselben stets mit weiser und lieblicher Rede. Auch hingen diese Kinder mit ganzer Seele an dem würdigen Pfarrer, der die Schulen überaus fleißig besuchte, und den Kleinen das Brod des Lebens brach; und das that er mit einer Lieblichkeit, die das Herz aller Kinder einnahm.

Weil Veit mit der ganzen katholischen Kirche unzufrieden war, ließ es sich kaum mehr anders erwar-

ten, als daß seine üble Laune auch Sabine und die Kinder empfinden mußten. Und wirklich wurde er sehr unverträglich, und vor dieser Unverträglichkeit schienen auch seine andern schönen Eigenschaften zu verschwinden. Er war bald nimmer der halbe Mensch. Auch ging ihm nichts mehr glücklich von Statten, und es waltete über sein Hauswesen der Segen Gottes nimmer recht. Den Nachbarn, welche gut waren, wurde er recht lästig, und den minder guten zum Gespötte. Es wollte bald niemand sich mit ihm abgeben, als jene Sonderlinge, mit denen er oft halbe Tage müßig zubrachte mit lauter Klagen über die Verdorbenheit der Welt und den Verfall des Christenthumes.

In Stunden, wo er nicht gar so übler Laune war, sagte ihm Sabine unter vier Augen: »Schau' doch, mein lieber Veit, du mußt selber sagen, daß du an der Seele und im Hauswesen nicht besser daran bist, seitdem du es mit den Leuten hältst, die nichts auf die heilige Kirche halten. Du solltest ja von dem Baume nach den Früchten urtheilen. Seitdem du nimmer beichten gehst, da du vorher jeden zweiten Sonntag gingst, und an unserm Gottesdienste keine Freude mehr hast, bist du nimmer so munter im Kreuz und Leiden, und hast am Guten nimmer die Lust, wie in den frühern Zeiten. O, laß dir doch dein edles Herz nicht so verderben!« So sagte sie ihm denn mit einer Freundlichkeit, wie sie nur aus einer recht guten, treuen und sanften Seele kommen kann. Und darum konnte er auch über die Vorstellung um desto weniger zürnen, je mehr sie zu rechter Zeit angebracht war. Er wurde dabei wohl ein wenig schamroth, und starrte mit seinen düstern Augen so auf den Boden hin.

III.

Es kam der Winter. Und bald fiel ein gewaltig großer Schnee. Da ging der frischeste Jüngling des Dörfleins, der Kaspar hieß, an einem Abende, als der neue Schnee sich hoch gehäuft hatte, zu allen braven, wackern Jünglingen im Dörflein und auch zu einigen jungen Männern. Alle liebten den Kaspar, weil er lustig und dabei sehr fromm war, und eine natürliche Beredsamkeit mit viel Verstand und einem seltnen Witze verband. Und so vermochte er über sie alles. Er sagte allen, was er für einen Plan ausgedacht habe, und bat alle, ihm in dieser Nacht arbeiten zu helfen. Alle versprachen es ihm.

Er aber freute sich ungemein, weil er hoffte, er werde mit seinem ausgedachten Kunstgriff den Mann seiner Base Sabine auf bessere Gedanken bringen. Destomehr hoffte er es, da ihm der Pfarrer, dem er seinen Plan entdeckt hatte, den Gedanken gut hieß.

Um zehn Uhr Abends, da im Dörflein schon alles ruhete, kamen sie alle nach gehaltner Verabredung in dem schönen Anger vor dem Hause des Veit zusammen. Man überlegte die Sache in aller Stille noch einmal, und jeder gab guten Rath nach seiner Einsicht. Und nun ballten sie große Massen von Schnee, die sie mit Hacken so schön formten, daß sie großen Quadersteinen glichen. Kaspar spielte den Baumeister. Nach diesem thürmten sie auf zwei Seiten hohe Schneemassen auf, so, daß endlich das Gebäude zwei ziemlich hohe Mauern bildete, welche sie mit den sonderbaren Quadern vorne so zusammenschlossen, daß am Ende eine Art Tempel von hinlänglicher Geräumigkeit dastand. Wie sie das sahen, gefiel ihnen ihr Werk, und sie lobten den Baumeister.

Nun thaten sie noch ein Meisterstück, und begannen, dem Tempel ein Dach zu bauen, das gleichfalls aus Schnee bestehen sollte. Dieß wollte anfangs nicht recht gelingen; allein, der Geschicklichkeit des Baumeisters war nichts zu schwer. Und so kam endlich auch das Dach von Schnee zu Stande. Und dieß Meisterstück freute sie so sehr, daß sie es mit noch größerer Freude betrachteten, und darüber es kaum fühlten, wie ihnen von der Arbeit im Schnee — die rothen Hände glühten.

In dem Schnee-Tempel ein nettes Altärlein gleichfalls aus Schnee zu bauen, das war nun ihrer Kunst bei dem Schein zwei kleiner Laternen nur ein Spaß. Wäre das Altärlein vom reinsten Alabaster gewesen, so hätte es unmöglich schöner seyn können. »Ja wirklich, sagte der Baumeister wohl selbst, das Altärlein fiel uns besser aus, als ich es mir von Anfang eingebildet hatte.« Und das munterte alle auf, an die Mauer auf der Evangelienseite gleichfalls aus Schnee auch ein niedliches Känzelchen und ein nettes Kanzelstieglein zu machen. Abermal war groß die Freude, als ihnen auch diese Arbeit recht gut ausfiel.

Nun war das ganze Meisterstück vollendet. Es schien der Himmel selbst ein Wohlgefallen daran zu haben; denn er hatte mit seinem schönen Monde den Künstlern beim äussern Baue geleuchtet, und es trübte ihn noch kein einziges Wölklein. Der vollendete Schnee-Tempel, der ungefähr fünfzig Schritte vom Hause stand, nahm sich im Mondscheine ungemein aus. »Selbst in Rom, sagte Kaspar, haben sie gewiß keinen so künstlichen Tempel.« Und alle lachten ob dieser Rede.

IV.

Es war bereits schon vier Uhr Morgens. Da sagte Kaspar: »Nun wollen wir die zwei schönern Laternen, die wir eigens mitgenommen haben, anzünden und damit den Tempel beleuchten.« — Sie thaten es, stellten aber die Laternen sehr vorsichtig, damit die Mauern und das Dach ja nicht beschädiget würden, und weder das Altärlein, noch das Känzelchen etwas dabei leiden möchte. Und der beleuchtete Tempel war in seinem Innern noch herrlicher, als von aussen im Mondscheine.

Jetzt sprach Kaspar abermal: »Nun will ich zur Hausthür gehen und den Veit holen. Wartet indessen dahier bei dem Tempel.« So sprach er, und ging hin. Veit kam bald zur Hausthür und erschrack, weil er sich schnell dachte, es möchte seinem Schwager, dem Vater des Kaspar, etwas Böses widerfahren seyn. Aber Kaspar, der schnell in's Haus hineinging, damit Veit die Leute und etwa den Tempel nicht erblicke, beruhigte ihn und sagte ihm, er möchte sich die Schuhe und einen Rock anziehen und mit ihm gehen, er habe ihm etwas Besonderes zu zeigen. Veit, der den Kaspar auch sonst lieben mußte, that nach seinem Begehren, und ging mit ihm. Als er nun die Leute im Anger und endlich gar den Schnee-Tempel erblickte, wußte er sich nicht, was er denken sollte. Er verfiel aber auf den Gedanken, sie möchten etwa in seinem Anger gar nach einem Schatze gegraben haben; und er verrieth seinen Gedanken dem Kaspar. »O nein, erwiederte der Jüngling: auf solche Narrheiten halten meine Kameraden und ich fein sauber nichts.«

Wie Veit hinkam, führte man ihn mit einer Art besonderer Ehrerbietigkeit in den Schnee-Tempel. Er

wußte nicht zu errathen, was denn doch das Ding bedeuten sollte. Wie sie ihn nun aber in den sonderbaren Tempel eingeführt hatten, nahm Kaspar das Wort und sprach: »Es ist um das Ganze kein Spaß. Jetzt höret nur; ich will es Euch, mein lieber Vetter, schon recht erklären. Ihr seyd mit der Pfarrkirche da drüben nimmer zufrieden, weil Ihr einigen Leuten, die recht sonderlich thun, anhanget und saget, die katholische Kirche habe nimmer das Rechte. Darum haben wir in dieser Nacht für Euch und für die wenigen besondern Leute einen eignen Tempel gebaut. Freilich ist er nur aus Schnee, und die Strahlen der Sonne werden ihn wohl nach kurzer Zeit vergehen machen. Aber euerm Irrthume wird es auch nicht besser ergehen. Hat ja der Herr Pfarrer am letzten Sonntag gepredigt, daß alles, was gegen die Lehre und gegen die Einigkeit der katholischen Kirche ist, wie der Schnee an der Sonne vergehe, und von Gott, der die ewige Wahrheit ist, zernichtet werde.«

So sprach Kaspar, und es war eine ernste Stille im Schnee-Tempel. Aber in der Seele des Veit, dessen Sich Gott in dieser Stunde erbarmte wegen des Flehens und wegen der Thränen der Sabine, ging auch ein Lichtlein auf, das ihm heller leuchtete, als die Laternen da; und der Schnee-Tempel machte ihm die Kirche Jesu Christi neuerdings wieder ehrwürdig.

Der Mann wurde wieder so edel, als er jemals gewesen, und dachte von der Verdorbenheit der Zeiten nun auch weiser. Sabine pries sich als die glücklichste Gattin, und jeder Segen Gottes und jede unschuldige Freude kehrte abermals in sein Haus zurück.

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

3.

Verzage nie; auch leidend bist du stets in Gottes Hand!

Sollst nimmer zaghaft seyn
In Noth und Pein,
In Kummer nicht und Herzensqual
Den trüben Blick zur Erde senken . . . .
Heb' ihn empor — empor — empor
Zum Himmelszelt, zum Engelchor,
Dort wo dein Vater wohnet,
Dort wo Er liebend thronet,
Und Allen, die da nah'n in Schmerz,
In Freude aufthut Sein erbarmend Herz! —

a.

Die Indianerin Maldonata.

Als Don Pedro Mendoza die Stadt Buenos-Ayres in Südamerika gegründet hatte, entstand gleich anfangs daselbst eine solche Hungersnoth, daß viele neuangesiedelte Einwohner die Stadt wieder verließen, oder oft der Nahrung willen ausser der Stadt umherschweiften, auf welche Weise sie aber unfehlbar den wilden Thieren, die damals noch in großer Menge um Buenos-Ayres hausten, in die Klauen gefallen wären.

Da nun Mendoza, der Statthalter, auf diese Weise seine ganze neue Colonie wieder verloren hätte: so verbot er jedem Einwohner bei Todesstrafe, die Stadt zu verlassen. Weil aber der Hunger zu den äussersten Uebeln gehört, die keine Gefahr scheuen und kein Gesetz erkennen, sah der Statthalter wohl ein, daß Niemand ihm gehorchen würde, wofern er es bei

dem bloßen Verbote bewenden ließe; er setzte also überall Wachen aus, mit dem ernstlichen Befehl, Jeden zu erschießen, der es wagen würde, zu entkommen.

Diese Vorsicht wirkte. Ein einziges Weib, Maldonata genannt, war so schlau, die Wachsamkeit der Schildwachen zu überlisten; und die Vorsehung rettete ihr zweimal auf ganz wundersame Weise das Leben. Nachdem dieses Weib einige Zeit auf den Fluren umhergeirrt hatte, ersah sie eine Höhle, worin sie eine sichere Zufluchtsstätte gegen alle Gefahren zu finden hoffte. Aber wie groß war ihr Entsetzen, als sie daselbst eine Löwin antraf, die geraden Wegs auf sie losging! — Indessen sah sie bald, daß das Thier sie liebkoste, und bemerkte auch, daß diese Liebkosungen nicht frei von Eigennutz waren. Denn die Löwin war dem Tode nahe, weil sie trächtig und an der Zeit war, und ihre Jungen nicht werfen konnte. Maldonata besann sich nicht lange und reichte ihr die Hülfe, die sie zu begehren schien; und diese Hülfe war wirksam. Die Löwin, die sich glücklich von ihrer Bürde befreit fühlte, ließ es bei ihren Liebkosungen nicht bewenden, sondern bezeigte ihrer Retterin auf der Stelle ihre Dankbarkeit. Täglich ging sie auf Lebensmitteln aus, und legte jedesmal hinreichenden Vorrath für den Tag zu ihren Füßen nieder. Dieß dauerte so lange, als ihre Jungen in der Höhle blieben; da sie aber dieselben einmal ausführte, bekam Maldonata sie nicht mehr zu sehen, und war genöthigt, ihren Unterhalt anderswo zu suchen.

Kurze Zeit hierauf fiel sie den Indiern in die Hände, die sie zur Sclavin machten; und ihre Gefangenschaft dauerte ziemlich lange. Endlich ward sie von

den Spaniern wieder befreit, und diese brachten sie nach Buenos-Ayres zurück. Der Statthalter war damals nicht zugegen, und Don Ruiz Galanos, der in seiner Abwesenheit das Kommando führte, war ein harter und grausamer Mann. Er wußte, daß dieß Weib troß des strengsten Verbotes sich aus der Stadt entfernt hatte, hielt ihre so lange und so harte Gefangenschaft für keine genugsame Strafe, und verurtheilte sie zu einer Todesstrafe, die nur ein Wütherich ersinnen konnte. Er ließ sie nämlich durch die Soldaten mitten auf eine Ebene führen, und gab Befehl, sie an einen Baum anzubinden, und dort zu verlassen; denn er zweifelte keineswegs, daß sie bald von den wilden Thieren würde zerrissen werden.

Zwei Tage hernach sändte er die nämlichen Soldaten dahin ab, nachzusehen, was aus ihr geworden sey. Diese aber erstaunten nicht wenig, als sie dieselbe noch am Leben fanden. Sie war von Tigern und Löwen umringt, die es jedoch nicht wagten, sich ihr zu nähern, weil eine Löwin mit ihren Jungen zu ihren Füßen lag, und sie zurückhielt. Bei dem Anblick der Soldaten entfernte sich die Löwin auf einige Schritte, gleichsam um Freiheit zu lassen, ihre Wohlthäterin zu befreien, was sie auch sogleich thaten. Maldonata erzählte ihnen die Geschichte dieser Löwin, die sie sogleich erkannt hatte; sie bemerkten auch, daß dieß edle Thier, als sie das Weib fortführten, ihr freundlich schmeichelte und gleichsam ihre Betrübniß über ihre Entfernung bezeigte. Als sie nun dem Kommandanten berichteten, was sie so eben gesehen hatten, sah er ein, daß er ein solches Weib begnadigen müsse, das der Himmel auf eine so sichtbare Weise beschützt habe, wenn anders er nicht noch wilder

und grausamer, als selbst grimmige Löwen scheinen wolle.

(Aus der Geschichte von Paraguay.)

---

b.

Der gerettete Alpenjäger.

Ein bejahrter, sonst aber sehr muthiger Waidmann, diente einer Gesellschaft junger Schweizer zum Führer auf einigen Gebirgen jenes Landes, als unvermuthet eine Thräne in seinem Auge zitterte, da er eben auf die pfadlose Straße über die Gletscher auf der Limmern-Alp hinwies. Als man ihn nach der Ursache derselben fragte, so zeigte sichs, daß es die Thräne eines gerührten und dankbaren Herzens war. — »Gottvergessen wäre ich, sprach er, wenn ich je vor dieser Stelle vorbeigehen könnte, ohne mich dankbar Seiner mir hier erwiesenen mächtigen Hülfe zu erinnern. Hier, liebe Herren, hier auf diesem Gletscher — seht ihn dort in der Ferne, jenen grauen Strich auf dem Eis, es ist eine Firenspalt, und einige Klafter tief in den Abgrund, und läuft das Eiswasser stromweise unter den Schneebergen hin. Durchaus und ohne Rettung, denket ihr wohl, muß derjenige verloren seyn, dem, des Weges unkundig, der trügerische Schnee unter den Füßen bricht, und ihn in diesen schrecklichen Schlund hinunterstürzt. Nun hier, auf diesem Gletscher und in dieser Firenspalt, würde ich vor einigen Jahren mein Grab gefunden haben, hätte mich nicht Gottes mächtiger Arm, durch ein Wunder beinahe, wieder aus demselben herausgezogen. Zwei Gefährten

und ich jagten auf dieser Alp einigen aufgespürten Gemsen nach. Der Gletscher lag mit Schnee überdeckt, und eben da wir hitzig ihrer Spur nachfolgten, sank der lockere Schnee auf einmal unter meinen Füssen ein, und schon war ich tief in den Eisschlund gesunken, als ich, noch meiner Sinne mächtig, Arme und Schenkel im Niedersinken so weit als möglich ausspreitend, mich dadurch an den beiden Eiswänden fest, und über dem Eiswasser schwebend, erhalten konnte. Kaum hatten mich meine Gefährten aus dem Gesichte verloren, als sie mir angstvoll von ferne zuriefen, und auf mein Jägerzeichen, daß ich noch lebe, mir versprachen, alles zu meiner, obgleich unwahrscheinlichen Rettung zu wagen. — Hülfsbegierig liefen nun die Lieben, schneller als die Gemse, eine Meile weit, zu der nächsten Sennhütte zurück, während dem ich zwischen Furcht und Hoffnung, mit meinen verspreiteten Armen und Schenkeln an die Felswände gestützt, bis an die Kniee im Eisstrom, von dem Druck der Luft beinahe erstickt, und wegen Kälte des Eises alle Augenblicke tiefer sinkend, nichts anders als den Tod erwartete. Nach einigen Stunden hörte ich meine Gefährten mir zurufen, und auf meine Antwort ließen sie mir einen aus einer in Riemen geschnittenen Bettdecke zusammengeknüpften Strick herunter, den ich nach vieler Mühe endlich um den Leib binden konnte. Eben zogen sie mich mit vereinigten Kräften so weit aus dem Spalte herauf, daß sie mich beinahe mit den Händen erreichen konnten, als plötzlich der Strick entzweiriß, und ich unaufhaltbar, mit dem einen Theil vom Strick um den Leib, wieder so tief als vorher, in die Firne hinunterglischte. Jetzt war die Noth um so viel größer, nicht nur, weil der Strick um so viel kürzer ge-

worden war, sondern weil ich bei diesem zweiten Falle auch noch einen Arm entzweibrach, und also kraftloser ward, selbst das Nöthige zu meiner Rettung beizutragen. Allein noch entfiel weder meinen Gefährten noch mir der Muth; unermüdet schnitten sie die Riemen nocheinmal entzwei, und verlängerten so den Rettungsstrick, den sie mir zum Zweitenmal hinunterwarfen, und ich, von Gott gestärkt, war auch nach gebrochenem Arm lenksam und behende genug den Strick um den Leib zu knüpfen, und noch einmal meine Rettung zu versuchen. Nun mit diesen noch schwächern Riemen waren meine Freunde endlich so glücklich, mich aus der augenscheinlichsten Todesgefahr zu retten, und aus dem bereits offenen Grabe heraus, wieder an das frohe Tageslicht zu ziehen. — Und sollte ich denn wohl, meine Herren, je in meinem Leben diese göttliche Hülfe vergessen, und nicht, so oft ich bei dieser Stelle vorbeigehe, dem Herrn, meinem Erretter, eine Dankthräne zum Opfer bringen? — Gerührt dankten die jungen Helden ihrem frommen Landsmanne für seine Erzählung, und erkannten auch hieraus, daß frommen Muth und dienstfertige Entschlossenheit die Vorsehung nie verläßt.

W.

---

c.

Der gläubige Bether.

In der großen Theurung, die 1771 und 72 auch Würtemberg drückte, war in einer Filial von B.... ein sehr armer Taglöhner M. G., der nichts

hatte, als was er täglich verdiente. Sein ganzes Vermögen bestand in einem Häuschen, worauf er noch schuldig war. Es war ihm sehr schwer, sich in der drückenden Theurung mit seinem Weibe und drei kleinen Kindern, wovon das Eine noch in der Wiege lag, durchzubringen. Reiche Leute scheuten sich wegen des Brodmangels, Taglöhner zu halten, und sahen, wie sie mit ihren Arbeiten selbst fertig wurden; es fehlte ihm also an Gelegenheit, sein Brod zu verdienen. Aber überzeugt von der Macht und Liebe Gottes, den er durch die Predigten seines Pfarrers näher hatte kennen lernen, hatte er oft aus vollem Herzen mit seinem Weibe vom lieben Vater im Himmel geredet. Da aber das Geschrei der kleinen hungrigen Kinder ihr mütterliches Herz zerriß, und kein Mittel war, den Hunger der Kleinen zu stillen, wandte sie sich mit mütterlicher Wehmuth, aber glaubeleerem Herzen, an ihren Mann, und sagte mit Hitze: »O Matthäus, du sagst immer so viel von dem hülfereichen Vater im Himmel, und wie wahr es sey, was unser Pfarrer sagt, daß Er die Seinigen nie verlasse. Wo ist jetzt dein Glaube? Die Noth ist groß genug; aber ich sehe nichts von Seiner allmächtigen Hülfe!«

Gereizt durch diese Aufforderung, durchdrungen vom Verlangen, seines Gottes Ehre zu retten, sprach er zu ihr: »Ja, du sollst's erfahren, daß Er auch unser Herr ist.« Nun fiel er auf seine Kniee nieder, nahm seine Frau und die zwei größern Kinder neben, und die Wiege mit dem kleinsten vor Hunger wimmernden Kinde vor sich, hob seine Hände auf und bethete: »Lieber, lieber Vater im Himmel! nun kommts darauf an, daß Du Deine Ehre rettest. Zeige Dich nun in unserer Noth als einen solchen Herrn, der hel-

fen kann und will, wie mir mein Pfarrer schon so oft gesagt hat. Du kannst ja auf vielerlei Art sättigen! Höre mich. Amen!«

Das Kind in der Wiege wurde ruhig, die andern spielten fröhlich und forderten kein Brod mehr. Alte und Junge waren zufrieden, obgleich sie schon mehr als anderthalb Tage keinen Bissen genossen hatten. Den folgenden Tag bekam der gläubige Bether wieder Arbeit, und von da an ging sie ihm auch nicht wieder aus.

(Pf. M.)

4.

Aufwärts Aug und Herz! Dein Vater wacht — was sollst du zittern?

Ja aufwärts nur — nur aufwärts Aug' und Herz
In jedem Kummer, jedem Schmerz!
Durch Leiden führt der Herr die Seinen,
Die Er auf ewig will mit Sich vereinen.
Durch Leiden ziehet sich hinan
Zum Himmelreich die Heilesbahn.

Der Verwiesene, oder die Kraft der Religion.

Herr August Tüllon, Pfarrer zu Morville, einem freundlichen, malerisch gelegenen Dörfchen im Departement der Loire, wollte so eben, nachdem er die heilige Messe gelesen hatte, im Schulhause dem Unterrichte der Jugend beiwohnen, als die Wirthin des Dor-

fes eilig daher kam, und ihn mit Thränen im Auge bat, einen schwer verwundeten österreichischen Husarenoffizier, den zwei Bauern unter einer Eiche in seinem Blute ohnmächtig fanden, und mitleidig in das Dorf trugen, noch mit geistlichem Zuspruche im nahen Todeskampfe zu erquicken und zu ermuthigen. Mit raschen Schritten eilte der eifrige Seelsorger dem Gasthause zu, in dessen unteren Stube er einen jungen schlanken Mann, in österreichischer Husaren-Uniform, auf einem Strohlager fand, mit leichenblassem Gesichte, die Augen halb geschlossen, kaum sichtbar Athem schöpfend, und mit der rechten Hand eine Wunde bedeckend, um welche sich ein großer Kreis von geronnenem Blute ausbreitete. Es waren viele Männer und Weiber, Alt und Jung, in der Stube, aber sie thaten nichts, um dem Leidenden einige Hülfe oder Erleichterung zu verschaffen, sondern gafften ihn unthätig an, und harrten auf das Verglimmen des letzten Lebensfunkens.

Tüllon bat die gutherzige Wirthin, die Schläfe des Ohnmächtigen mit Eßig zu reiben, während er dessen Oberleib sanft und vorsichtig entkleidete, um die Wunde gehörig untersuchen zu können.

In der Wundarzneikunde gar wohl erfahren, fand er, daß die Wunde nicht tödtlich, und diese lange Ohnmacht eine Folge des vielen Blutverlustes sey.

Schnell gebot er Salbe und Binden aus seinem Hause herbeizuholen, verband die Wunde, und ließ einen Löffel voll alten kräftigen Wein in den halb geöffneten Mund des Kranken träufeln.

Bald schlug dessen Puls rascher, und mit einem langen Athemzuge öffnete er die Augen, schloß sie aber gleich wieder, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Tüllon flößte ihm noch einen Löffel voll Wein

ein, unter welchen er etwas Arznei mischte, ließ dann die Anwesenden leise abtreten, und empfahl den Wirthsleuten, für Ruhe im Hause zu sorgen, ihn aber gleich zu holen, wenn der Verwundete erwache.

Noch am nämlichen Abend wurde der fremde Offizier in das Pfarrhaus getragen, und nach zwei Tagen war er durch kunstreiche Behandlung und liebevolle Pflege aus aller Gefahr. Er erzählte, daß er Hüllein heiße, ein geborner Pariser sey, und im österreichischen Husarenregiment Parko als Rittmeister diene. Vor einem Monat mußte er mit einem Lieutenant und fünfzig Husaren an die, von Morville nur einige Meilen entfernte, Gränze rücken, und die Vorhut eines in der Nähe stehenden, österreichischen Corps bilden. Der Lieutenant, schon lange sein Todfeind, wußte den Haß der Ungarn gegen Alles, was Franzose heißt, so zu entflammen, daß das ganze Kommando plötzlich sich gegen den Rittmeister empörte, seinen Tod beschloß, und mit gezogenen Säbeln ihn überfiel. Kaum hatte er so viel Zeit, sich auf ein Pferd zu werfen, und über die Gränze zu entfliehen. Schon sah er den Kirchthum von Morville, schon glaubte er sich gerettet, da hörte er hinter sich die Hufschläge eines flüchtig daher sprengenden Pferdes. Ein Blick nach rückwärts ließ ihn in dem Dahersprengenden den Wachtmeister des Kommando erkennen. Rasch warf Hüllein das Pferd herum, um seinen Verfolger entweder durch freundlich ernste Worte, oder durch die Gewalt der Waffen zu besiegen. Die gespannte Pistole in der Hand, flog der Husar mit verhängtem Zügel daher, schoß den Rittmeister vom Pferde, ergriff dieses beim Zügel, und sprengte unter lautem Hohngelächter dahin.

Bald war der Verwundete seiner Sinne nicht mehr mächtig. Im Blute schwimmend fanden ihn die Bauern.

Schon nach Verlauf einer Woche war Hüllein so hergestellt, daß er seine Reise fortsetzen konnte; aber der edle Tüllon, dieser wahre Menschenfreund, der dem Nächsten nie genug Gutes thun zu können glaubte, ließ ihn noch nicht von sich. Er wußte, daß der ganze Reichthum des Unglücklichen in Husarenmütze, Säbel, zwei Laubthalern und in dem einzigen Anzuge bestehe, er sah mit wehmüthiger Theilnahme, daß Hüllein ohne Vermögen, ohne Empfehlung, ohne den Schutz eines mächtigen Gönners in dieser, durch die ausgebrochene Revolution so gefahrvollen Zeit einem höchst unsichern, drangvollen Leben entgegentrete. Tüllon, durch häufige Werke der Barmherzigkeit größtentheils vom Gelde entblößt, besuchte seine Amtsbrüder, und die Gutsbesitzer der Umgebung, schilderte die traurige Lage des armen verlassenen Hüllein mit rührenden Worten, und bewegte die Herzen seiner Freunde zum Mitleiden. Mit Kleidern, Wäsche und Geld reichlich begabt, mit Empfehlungsbriefen ausgestattet, verließ Hüllein das Haus seines Wohlthäters, der ihn noch eine Strecke Weges begleitete, und mit Thränen und Segen von ihm schied.

Es war an einem schönen September-Abend des Jahres 1797, gerade ein Monat nach Hülleins Abreise, als Tüllon in seiner Studierstube saß, und sich auf die morgige Predigt vorbereitete. Er horchte auf von seinem Schreibtische, denn er glaubte, mehrere Menschen die Treppe heraufschleichen zu hören. Da wurde die Thüre aufgerissen, ein Offizier der Nationalgarde, den blutrothen Federbusch auf dem Hute, die

dreifarbige Schärpe um den Leib, trat rasch und trotzig ein, vier Grenadiere folgten ihm. »Ihr seyd mein Gefangener. Ich lasse euch noch eine Stunde Zeit, um das Nöthige für euer Hauswesen zu besorgen, dann fort nach Paris!« herrschte der Offizier dem Pfarrer zu, warf sich mit rohem Uebermuthe auf einen Stuhl, und schickte zwei Grenadiere hinab, um aus Küche und Keller das Beßte herbeizuschaffen.

Ueberrascht von solch einem Besuche, erschrocken über die rauh angekündigte Gefangennehmung, war Tüllon von seinem Sitze aufgesprungen, aber die Ruhe und die Faßung, welche dem weisen, gottvertrauenden Menschen immer zur Seite stehen, kehrten gleich wieder in die ermuthigte Seele zurück. Er fragte voll Freundlichkeit und Ergebung um die Ursache seiner Verhaftung; aber der Offizier gebot ihm Stillschweigen, und machte sich mit Gierde über Schinken und Wein her, die die Soldaten herbeitrugen. Ohne Scheu und Ehrerbietung langten diese derb zu, tranken gleich aus den Flaschen, und stießen mit ihrem Offizier auf das Wohl der Nation an.

Unter heftigem Weinen trat die alte Haushälterin herein. Liebreich, mit Worten der Frömmigkeit und der Ermuthigung tröstete sie Tüllon, beauftragte sie, ein Bündelchen mit der nöthigsten Kleidung und Wäsche zu besorgen, und gab ihr einiges Geld zur Führung des Hauswesens. Mit Bewilligung des Offiziers schrieb er ein Brieflein an seinen, im nächsten Dorfe wohnenden, Amtsbruder, meldete ihm seine Abführung nach Paris, und bat den redlichen Freund, bis zu seiner Rückkehr ein treuer Hirte der verlassenen Heerde zu seyn. Jetzt war Alles aufgezehrt, und der Offizier befahl, nun abzureisen. Tüllon steckte ein Brevier

und zwei doppelte Louisd'ors, seine ganze Baarschaft, zu sich, warf noch auf das Bild des Gekreuzigten einen Blick voll Demuth, voll Vertrauen, voll heißer Zuversicht, und stieg in Mitte der Grenadiere die Treppe hinab.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht von der Verhaftung des Pfarrers im Dorfe verbreitet. Die Bestürzung, der Schmerz, die Angst um den so herzlich geliebten Seelsorger war allgemein. »Laßet uns Vater Tüllon retten!« riefen die Leute sich zu, und Männer und Weiber, mit Sensen, Gabeln, Stangen und Knitteln bewaffnet, stürzten auf den Hof des Pfarrhauses. In diesem Augenblicke trat Tüllon mit seiner Wache aus der Hausthür, um den bereitstehenden Wagen zu besteigen. Ein Blick auf die bewaffnete Menge, und die Ueberzeugung von ihrer treuen Liebe sagten ihm, daß es nur ein Wort koste, um aus den Händen seiner Feinde gerettet zu seyn; aber der Mann des Friedens und der Gottesfurcht schauderte bei dem Gedanken, daß um seiner willen Blut vergossen werden möchte. Mit starker Stimme, mit aufgehobenen Händen bat er die Gemeinde, ruhig zu seyn, und keine Gewaltthätigkeiten auszuüben.

»Mein Bewußtseyn — so rief er den Versammelten zu — sagt mich frei von jeder Uebertretung der Gesetze. Ich habe nichts gegen die Nation gethan, worüber ich mich anzuklagen hätte. Bald werde ich als unschuldig erkannt, und wieder bei euch seyn. Lasset mich ruhig dahin ziehen, und versündiget euch nicht an diesen Männern, die mich nicht aus eigener Willkühr, sondern auf den Befehl höherer Richter auf einige Zeit von meiner lieben Gemeinde entfernen. Kehret friedlich an euern Herd zurück, ich bitte euch

darum, ja ich befehle es euch!« — Den Einwohnern von Morville war sonst der leiseste Wunsch ihres Pfarrers ein strenges Gebot, aber jetzt hörten sie nicht seine Bitten und seine Befehle, sie hörten nur die laute Stimme der Angst um ihn.

Mit Gewalt drangen sie vor. Der Offizier hielt ihnen den Degen, die Soldaten die Bajonete entgegen, schon stürzte ein Grenadier von einem furchtbaren Sensenhiebe getroffen, entseelt nieder, schon war der Offizier von zwei rüstigen Weibern rückwärts zu Boden gerissen, schon bluteten die drei Grenadiere aus mehreren Wunden, da ward den Bedrängten Hülfe und Rettung.

Eine Eskadron Chasseurs, die eben am Dorfe vorbeizog, und von einem nahen Hügel das Zusammenrotten der Einwohner gesehen hatte, sprengte mit gezückten Säbeln daher. Im Augenblicke waren einige Landleute niedergehauen, die Uebrigen flohen in die nächsten Häuser. Der Offizier bestieg mit dem Pfarrer den Wagen, unter dem Geleite von sechs Chasseurs, welche der Anführer des Reiterhaufens dazu befehligte, und zugleich versprach, für die Beerdigung der Erschlagenen, und für die Pflege der Verwundeten Sorge zu tragen. Schnell rollte der Wagen dahin; auf dem ganzen Wege nach Paris wurde zwischen dem Offizier und Tüllon kein Wort gewechselt, denn in jenem brannte der Zorn ob der verübten Frevelthat, und diesen umschwebte immer das grause Bild des Getödteten, und die schmerzvolle Erinnerung an das vergossene Blut.

Paris war erreicht. Tüllon wurde in das Bicetre *)

*) Eines der abgelegensten, schauerlichsten Gefängnisse in Paris, für schwere Verbrecher bestimmt.

gebracht, nachdem ihn sein bisheriger Wächter, der Offizier der Nationalgarde, an zwei Gensd'armes *) abgegeben hatte. Der Knecht des Gefangenwärters, ein breitschultriger Kerl, Haare und Bart wild verwachsen, die Arme halbnackt, einen kurzen, handbreiten Säbel an der Seite, und einen furchtbaren Fanghund hinter sich, übernahm, an der Thüre des Bicetre, den Gefangenen aus der Gewahrsam der Gensd'armes, und befahl ihm, voranzugehen. Der Weg führte durch einen langen, schmalen, halbdunkeln Gang. Nun wurde eine eiserne Thüre aufgeschlossen,

*) Mit dieser Benennung bezeichnete man in Frankreich anfänglich die Masse des bewaffneten Volkes (gens armata), nachher aber, als ein stehendes, besoldetes Heer errichtet ward, erhielt diesen Namen ein Corps schwerer Cavallerie, in welchem die Hauptstärke der Armee bestand. Die Gensd'armes waren mit Helmen, Küraßen, Pistolen, gepanzerten Pferden ꝛc. versehen, wovon sie seit Ludwig XIV. noch Carabiner, Pistolen und Degen beibehielten. Sie hatten theils die Dienste beim König zu versehen, theils machten sie das erste Corps der französischen Cavallerie aus. Uebrigens waren es lauter Edelleute, und gehörten zu den königlichen Haustruppen. Diese (adeliche) Gensd'armerie wurde zur Zeit der Revolution aufgehoben, und den Namen bekam ein anderes Corps bewaffneter Leute im Dienste der Nation, welche an die Stelle der ehemaligen Maréchausée zur Sicherheit der Republik, besonders der Landstraßen errichtet wurde, und welche vorzüglich Landstreicher, Räuber u. s. w. aufsuchen, Gefangene eskortiren, Zusammenrottungen zerstreuen, und überhaupt auf Alles, was der öffentlichen und persönlichen Sicherheit nachtheilig seyn könnte, genau Achtung haben mußten. Sie dienten zu Pferd und zu Fuß, und wurden auf 34 Legionen, meist von 2 — 3 Schwadronen vermehrt. Die in vielen deutschen Staaten eingeführte Gensd'armerie ist der französischen nachgebildet.

es ging über viele Stufen in einen noch dunklern Gang hinab, an dessen Ende der Kerl eine niedrige, stark mit Eisen beschlagene, durch Schloß und Riegel festverwahrte Kerkerthüre öffnete, den armen Tüllon hineinstieß, ihm seinen Bündel nachwarf, und, ohne ein Wort zu sagen, die Thüre verschloß.

Welch ein schrecklicher, leidensvoller Aufenthalt, der selbst dem wildesten Raubthiere zu scheuslich gewesen wäre! Die verpestete Luft, der enge Raum, das nächtliche Dunkel, die Feuchtigkeit der Wände, die halbvermoderte, vom Ungeziefer durchwühlte Strohschütte, geben das Bild einer Hölle auf Erden, und die schauderhafte Ueberzeugung, hier bald dem Grabe entgegen zu reifen. Da sank der fromme Mann auf die Kniee, faltete die Hände und sprach aus der Tiefe des vertrauenden Herzens: »Allgütiger Vater! Leiden und Trübsal sind über mich gekommen. Aus Deiner Hand sind sie mir geworden, denn ohne Deinen Willen wird nicht des Menschen Haar gekrümmt. Was Du! Gott der Liebe und Weisheit, über mich beschlossen hast, empfange ich mit demüthiger Ergebung, denn Du allein weißt, warum dieß geschehen, und Du bist der Fels, auf den ich meine Hoffnungen gründe. Keine Leiden werden mich ganz entmuthigen, keine Gefahr wird meine Seele mit Zaghaftigkeit erfüllen, denn meine Gefühle sind immer zu Dir erhoben, und meine Blicke sind nur auf Dich gerichtet, Du Gott der Stärke, der Barmherzigkeit und des Friedens!« —

Kaum hatte sich Tüllon vom Gebethe erhoben, als die Riegel und Schlösser der Gefängnißthüre rasselten, und Marot — so hieß der Knecht des Gefangenwärters, mit einer Oellampe und einem Körbchen eintrat. »Lieber Mann, sprach Marot, und sah

Herrn Tüllon aus dem bartigen, schwarzbraunen Gesichte recht freundlich an. — Zürnt nicht, daß ich vorhin so barsch gegen Euch war. Ich bin nicht so hartherzig, als ich aussehe, aber bei dieser gefahrvollen Zeit muß man immer auf seiner Hut seyn. Ein einziges freundliches Wort, ein mitleidvolles Benehmen mit einem Gefangenen, wenn es so ein verrätherischer Aufpasser bemerkte, würde mich der Nation verdächtig machen, und unter die Guillotine *) bringen.

Hier habt Ihr Suppe und Braten, auch eine Flasche Wein. Es war das Abendbrod für einen vornehmen Gefangenen, den haben sie aber gerade in die Conciergerie **) abgeführt, und ich habe es für Euch auf die Seite gebracht. Nun laßt es euch schmecken. Ich hole indessen frisches Stroh, damit Ihr auch ein reinliches Lager habt!« — Mit herzlichem Dank empfing der nach Labung schmachtende Tüllon die wohlthuende Gabe, und Speise und Trank schmeckten ihm herrlich, denn er hatte den ganzen Tag hindurch keinen Bissen Brod, keinen Trunk Wasser erhalten. Bald war auch ein bequemes Strohlager bereitet, und, nach einem andächtigen Gebethe schlief der gefangene Priester auf seiner Strohschütte, in dem grausen Kerker, in den Umgebungen der Blutgierde, der Hart-

*) Diese Kopfmaschiene ist nicht eine Erfindung des Arztes Guillotin (wie viele irriger Weise behaupten) sondern, wie Pater Labrat sagt, ursprünglich und eigentlich eine persische Erfindung. Auch in Deutschland wurde sie früher als in Frankreich gebraucht. Allen Nachrichten zu Folge wurde Conradin von Schwaben zu Neapel durch eine Art von Guillotine enthauptet.

**) Ein besonders in der Revolution berühmt gewordenes Gefängniß in Paris; ehedem das Parlamentsgefängniß.

herzigkeit, der Verrätherei, sanfter und fester, als viele Große der Erde in ihrem duftendem Gemache, auf seidenen Pfühlen. —

Es graute der Morgen, als Tüllon von einem Gensd'armes abgeholt und in den Richtersaal geführt wurde. An einem, mit rothem Tuche, behangenen Tische saßen Aubert, Randoll, Dorein, Lafotte, Manille, die furchtbaren Blutmänner, und hefteten wilde rachesüchtige Blicke auf den ehrwürdigen Priester, der im Bewußtseyn seiner Unschuld, im unerschütterlichen Vertrauen auf den himmlischen Vater, mit würdevoller Ruhe ihnen gegenüberstand.

Lafotte ergriff ein Papier, worauf die Anklagepunkte standen.

Er las vor: daß August Tüllon, Pfarrer zu Morville, ein heftiger Royalist (Königlichgesinnter) sey, daß er einen tödtlichen Haß gegen die gegenwärtige Verfassung hege, und seine, der Nation und ihrem Wohle gefährlichen Grundsätze mit aller Leidenschaft nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch so weit als möglich zu verbreiten suche.

Tüllon erklärte diese Anklage als ein Gewebe der Bosheit und Verläumdung. Er berief sich auf das Zeugniß aller redlichen Männer seines Wohnorts und der Umgebung, daß er sich nur mit seinen geistlichen Verrichtungen, mit dem Unterricht der Jugend, mit dem Besuche der Kranken und Nothleidenden beschäftige, und nie, auch nicht mit den vertrautesten Freunden über Staatsangelegenheiten gesprochen habe. Mit Festigkeit verlangte er, daß sein Ankläger erscheine.

Lafotte gab ein Zeichen mit einer Glocke. Durch eine Seitenthüre trat ein Mensch, die rothe Jakobinermütze tief in die Augen gedrückt, an den Tisch der

Richter und wiederholte seine Anklage. Tüllon glaubte zu träumen, als er in seinem Ankläger — Hüllein erkannte. »Also ihr, ihr seyd an mir zum Verläumder geworden!« — Und nun, in einer Aufwallung des zürnenden Schmerzens ob solcher Tücke und Undankbarkeit, erzählte er den Richtern, wie er diesen Hüllein im Kampfe mit dem Tode gefunden, wie er ihn gerettet und gepflegt, wie er sein Alles hingegeben, und selbst für ihn gebettelt habe.

Er forderte den Verläumder auf, nur einen Augenblick sein Herz dem heiligen Gebote der Wahrheit zu öffnen, und die Stimme heiliger Pflichten zu hören.

Es herrschte eine lange Stille im Saale. Hüllein stand da, das Auge zu Boden geschlagen, die Arme krampfhaft verschlungen. Mandoll forderte Hüllein auf, die Klage zu widerrufen oder sie zu beschwören. Da hob der Bösewicht die scheuen Blicke zum Tische der Richter, und mit dumpfer zitternder Stimme beschwor er seine Anklage.

Tüllon erblaßte vor Schrecken über solch höllische Bosheit; lange weilte sein starrer Blick auf dem Verläumder, und die dunkel erröthete Wange verrieth die Bewegungen des Innern. Doch bald wurde Auge und Wange wieder heiter, und mit sanfter rührender Stimme sprach der ehrwürdige Priester, die Blicke zum Himmel erhoben: »Du, Gott der Milde und der Erbarmung, höre nicht die Worte des Unglücklichen, denn er weiß nicht, was er spricht, aber höre mein Flehen, dieses verirrte Herz mit einem Strahle Deiner Gnade zur Erkenntniß, zur Reue und Besserung zu erleuchten, und es für das Gute, Wahre und Heilige empfänglich zu machen.«

Mit Thränen der Wehmuth wandte er sich zu

Hüllein: »Mein Tod komme nicht über Dich. Aus der Tiefe eines brüderlichen Herzens vergebe ich Dir. Liebe ist des Gesetzes Erfüllung, Liebe ist die Grundlage jeder Tugend, und jedes Glückes. So lehrt mich die Religion. Sie lehrt mich, Dich zu lieben, Dich zu segnen und für Dich zu bethen!« —

Kein Herz blieb unbewegt. Gerührt blickten die Richter auf Tüllon. Hüllein verhüllte sich die Augen, und schlich, wankenden Schrittes, aus dem Saale. Auf einen Wink Auberts wurde der Gefangene in seinen Kerker zurückgeführt.

Die für die Gefangenen vorgeschriebene Kost bestand in Suppe, Gemüs, Brod und Wasser. Sie wurde des Tages nur einmal gereicht, bald in der Frühe, bald Nachmittags, manchmal erst gegen Mitternacht, je nachdem es dem Gefangenwärter gefällig war. Speise und Trank waren beinahe ungenießbar. Der gutmüthige Marot sorgte mit Eifer und Schlauheit, daß Tüllon täglich entweder ein Gericht Braten, oder eine gute Flasche Wein erhielt. Dabei war er höchst uneigennützig. Als ihm Tüllon aus Dankbarkeit eines Tages einen Doppel-Louis aufdringen wollte, wurde Marot so böse, daß er einen ganzen Tag nicht wieder kam.

Fünf Wochen hatte der arme so schändlich verläumdete Tüllon durch Gebeth, Betrachtungen und Entwürfe salbungsvoller Predigten, seine Einsamkeit versüßt, als eines Morgens die Kerkerthüre geöffnet wurde. Ein Grenadier befahl ihm, seinen Bündel zusammen zu packen, und vor dem Tribunal zu erscheinen. Dort waren die Richter versammelt, und Lafotte eröffnete ihm, daß das Direktorium, aus besonderer Milde, die über ihn ausgesprochene Todes-

strafe in Verweisung nach Cayenne *) umgewandelt habe. Er mußte ein Zeugniß ausstellen, daß er während seiner Gefangenschaft gut verpflegt und sehr human behandelt wurde. Am Thore des Bicetre empfingen ihn zwei Gensd'armes zu Pferde, zwischen denen er nach Versailles wandern mußte.

Hier wurde Tüllon in einem Kerker eingeschlossen, worin zwei Gefangene sich befanden. Nach der Länge der Haare und des Bartes, und nach der beinahe zu Lumpen gewordenen Kleidung zu rechnen, mußten sie schon geraume Zeit in diesem unterirdischen Gemache wohnen. Jeder trug an Hand und Fuß eine lange schwere Kette.

Kaum war Tüllon einige Augenblicke unter diesen schrecklich aussehenden Männern, als sie ihm den Bündel mit Wäsche und Kleidung entrissen, sich darum theilten, und ihm den Tod drohten, wenn er darüber beim Gefangenwärter Klage stellen würde. Schamlos entkleideten sie sich, warfen ihre halbverfaulten, von Ungeziefer wimmelnden Lumpen in eine Ecke, und thaten sich an mit Tüllons guter Kleidung und reinen Leinenzeug, der, in dieser Lage, solch einen Verlust wohl schmerzlich fühlte, aber auch um keinen Preis sich wieder einer Sache bedient haben würde, die diese Verbrecher, auf ihrem unreinen, durch Krankheit und Ausschweifungen verpesteten Körper getragen hatten. Es waren wirklich zwei Auswürflinge der Menschheit, die von begangenem Raube, von den grausamsten Mißhandlungen der Unglücklichen, welche sich ihrem Einbruche widersetzten, oder nächtlicher Weise in

*) Cayenne, auf einer Insel am Meere, ist der Hauptort im französischen Guiana.

ihre Hände fielen, und die von öfters verübten Mordthaten mit solch einer fröhlichen Erinnerung sich gegenseitig erzählten, als wäre die Rede von den angenehmsten, schuldlosesten Begebenheiten. Tüllon, in heiße Thränen ausbrechend über solche Verworfenheit eines Mitmenschen, eines Wesens, das, ein Bild der Gottheit, diesem Urbilde nur dann immer ähnlicher wird, je mehr es seiner Bestimmung gemäß lebt, warf sich in der fernsten Ecke auf das Stroh hin und bethete für die Unglücklichen.

Von Versailles wurde Tüllon, der glücklicher Weise seine beiden Goldstücke gerettet und sich davon einigen Vorrath an Wäsche und Kleidung gekauft hatte, in Gesellschaft mehrerer, auch nach Cayenne Verwiesener, über Epernon, Chatnaudun, Vendome, Poitiers, Lusignan, Niort und Sürgeres nach Rochefort, bald durch Gensd'armes, bald durch Nationalgardisten, bald in Ketten, bald fessellos gebracht, und in einem Kloster, dessen fromme, stille Zellen man zum Wohnorte gottloser, fluchender, tobender Verbrecher und schuldlos Leidender umgestaltet hatte, eingekerkert.

Es ist herzerschütternd, was Tüllon und seine Unglücksgefährten hier zu erdulden hatten.

Der Kerker war kaum für die Hälfte der Gefangenen geräumig genug. Sie fanden nicht einmal etwas Stroh, sondern mußten auf den Steinen des Fußbodens sich lagern, und konnten ihren von Hunger, langen Märschen, Mißhandlungen und Entbehrungen ganz entkräfteten Körper nicht gehörig ausdehnen.

Unausgebackenes, oft mit Sand, Haaren und andern Unreinigkeiten vermengtes Brod, stinkendes, kaum zum Kauen weiches Fleisch und trübes Wasser, reich an Insekten und Gewürme, dabei sparsam gereicht,

waren die Lebensmittel der Dulder, die ihnen ihre hartherzigen Wärter nach Willkühr brachten.

Es waren unter den Gefangenen mehrere, die nicht Muth, nicht Kraft, nicht Religion genug hatten, die Last der Leiden länger zu tragen. Sie sonderten sich von den Uebrigen ab, flüsterten sich eifrig zu, und verbanden sich durch einen feierlichen Schwur, ihr elendes, unerträgliches Daseyn in der folgenden Nacht durch Selbstmord zu enden. Blondell, einer der Verwiesenen, hatte ihre Gespräche belauscht, und vertraute Tüllon den Plan der Verzweifelnden. Dieser benützte einen Augenblick, wo die Verbündeten, still vor sich hinbrütend, ruhig da sassen. Er setzte sich unter sie, und begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen; allmählig kam er auf die gegenwärtige, gemeinschäftliche Lage, und machte sie zum Gegenstand einer ergreifenden Rede über die unergründlichen Beschlüsse des liebevollen Vaters im Himmel, die immer die reinsten Ausflüsse Seiner Allweisheit sind, und deren Verehrung und Anerkennung allein im Stande ist, dem Menschen, der aber leider oft zu kurzsichtig ist, und die Zweckmäßigkeit der göttlichen Beschlüsse nicht einsieht, bei allen Schicksalen, die ihn treffen, Zufriedenheit zu geben. Er führte seinen Unglücksgefährten zu Gemüthe, daß den wahren Christen in allen, auch noch so schweren Leiden, der Muth nie verlassen kann, denn dieser betrachtet alle Leiden vielmehr als lauter Mittel, wodurch Gott den sündigen Menschen zu gewinnen sucht, wodurch Er ihn an sich lockt, auf daß er Ihm sich gänzlich ergeben, und in Ihm seine Hülfe, seine Bekehrung, sein Heil, seine Seligkeit finden möge. Der wahre Christ (sprach er) betrachtet jede Trübsalsbürde als ein Mittel, im Glauben und

Vertrauen auf Gottes Allgegenwart, Allmacht, Allweisheit, Allgerechtigkeit und Allgüte gestärkt, zum ernstlichen Bekehrung= und Besserungsentschlusse kräftig aufgeweckt, und in seiner Tugend, im regen Streben nach treuer Pflichterfüllung festgegründet zu werden. Ohne Murren, geduldig und getreu verharrt der wahre Christ, bis auf Gottes Wink sein letztes Stündlein schlägt. Naht ihm auch selbst der Tod, ehe er das Ende seiner Leiden, und die Entwicklung seiner räthselhaften Schicksale gesehen, so verzagt er doch nicht, denn ein fester, klarer Glaube sagt ihm, daß Gott durch diesen Tod alle seine Leiden endet und in einem andern Leben jene Entwicklung gewähren, und ein höheres Glück bereiten wird. — Und nun entwarf der geistreiche, die Tiefe der Herzen erschütternde Redner ein Gemälde des schrecklichen Looses derer, denen das Vertrauen zu Gott mangelt. »O meine Freunde« — so schloß er voll Rührung die salbungsvolle Rede — »überall begegnet uns die Liebe des unendlichen, des unbegränzt gütigen Vaters im Himmel, überall ruft sie uns zur Anbethung, zur Dankbarkeit und zum Vertrauen auf. Wessen Ohr aber taub ist gegen diese rufende Stimme, wessen Brust nicht die sanften, heiligen Wellen eines innigen beglückenden Vertrauens auf Gott durchziehen, der stürzt sich in ein dichtes, ihn gewaltig umschlingendes Gewebe von Thorheiten und Sünden. Im Sonnenblicke des Glückes verläßt er sich auf die Macht irdischer Güter, auf eigene Kraft, Stärke und Vernunft, verachtet, von Hochmuth und Eigendünkel beherrscht, den Nebenmenschen, und läßt, nur sich selbst vertrauend, die Würdigung der göttlichen Hülfe und der göttlichen Gnade in seinem Herzen nicht zur kräftig wurzelnden Pflanze werden.

Schlägt aber die Stunde der Versuchung, breiten Krankheit, Armuth, Verfolgung, Bedrängniß und der nahe Tod die dunkeln Schwingen über ihn aus, zerfließt das Traumbild eigner Allkraft in nichtigen Dunst, dann bleibt ihm kein Stab der Stütze, kein Anker des Trostes, der Hoffnung. An Rettung verzweifelnd, ist sein Leben nur mehr ein Leben für den Augenblick, und, verlassen von Gott, dem er nie vertraute, umklammert von den Klauen des quälenden Bewußtseyns, zerfallen mit sich und der Menschheit, eine Beute der Verzweiflung, endet der Unglückliche nur zu oft als Selbstmörder, und macht sich durch diesen gewaltthätigen Eingriff in die Rechte Gottes obendrein für die Ewigkeit selber noch höchst unglücklich. Denn was, was kann in der Ewigkeit einen Selbstmörder wohl tröstliches erwarten?« Hier schwieg Tüllon. Und er erhob das Auge, und bat den Allvater im stillen, heißen Gebethe, seinen Worten Kraft und Eingang zu geben. Und die Männer schauten sich an mit nassen Blicken, und sie reichten sich in brüderlicher Liebe die Hände zum festen, unlösbaren Bunde, mit Muth gegen jedes Leiden anzukämpfen, und dem Vertrauen zu Gott ein treues geduldig ergebenes Herz zu bewahren.

Es war ein kummer- und duldungsvoller Monat vorübergegangen, als eines Morgens die Gefängnißthüre geöffnet, und den Gefangenen befohlen wurde, in den Hof hinabzusteigen.

Grenadiere waren in zwei Reihen aufgestellt; im Hintergrunde des Hofes stand eine Abtheilung Husaren.

Aus mehreren Seitenthüren des Klosters wurden durch Gensd'armes, Nationalgardisten und Gefangen-

wärter bleiche, jammernde Greise, Männer und Jünglinge, die auch nach Cayenne verwiesen waren, unter pöbelhaften Schmähungen herbeigetrieben.

Die Verwiesenen wurden auf militärische Art gereihet. Der kommandirende Offizier kündigte ihnen an, daß sie nun eingeschifft werden, womit er die Drohung verband, daß Jeder, der zu entspringen versuche, oder auch nur aus Reihe und Glied trete, auf der Stelle erschossen werde. Auf seinen Wink luden die Grenadiere ihre Gewehre mit scharfen Patronen, die Husaren zogen die Säbel. Es erscholl das Kommandowort zum Abmarsch, zwei Tambour schlugen einen Marsch mit Doublirschritten, die Grenadiere und Husaren, alle betrunken, kreischten aus heisern Kehlen: »Es lebe die Nation, nieder mit den Königlichen!« und so ging es im Geschwindschritt, den die von Hunger und Seelenleiden entkräfteten Deportirten (Verwiesenen) mit aller Anstrengung kaum einhalten konnten, dem Werfte zu, wo die Nachen bestiegen wurden.

Mit Sonnenuntergang kam die Fluth, die die Nachen auf das Meer führte, und mit eintretender Dunkelheit ging man an Bord der Fregatte, welche »la joyeusse« (die Fröhliche) hieß, ein Name, der mit der Lage und den Gefühlen der eingeschifften Verwiesenen im schreienden Gegensatze stand.

Die Gefangenen mußten sich auf der Stelle in ein Behältniß, das der Schlafsaal hieß, begeben. Welch ein fürchterliches Schlafgemach! Kein Tageslicht drang in dieses, mit schwüler Hitze erfüllte, Behältniß, welches von allen Seiten mit dicken Pfosten verwahrt, und mit zwei niedrigen starken Thüren verschlossen war. Jeder Gefangene hatte in der Schlafstelle nicht

mehr Raum, als fünf Fuß in der Länge, und nur zwei Fuß in der Höhe, da in dem fünfthalb Fuß hohen Behältniß zwei Reihen Hängematten *) übereinander angebracht waren. Die glühende Hitze und der beengte Raum verursachten ein Uebermaaß von Leiden. Man konnte sich kaum zur Hälfte entkleiden, da es an Raum zum Ausziehen mangelte. Von allen Gliedern floß ein brennender Schweiß. Je unruhiger die Unglücklichen waren, desto mehr wurde die Luft verpestet. Manche warfen sich von Hitze und Angst gefoltert in ihren Hängematten herum. Von mehreren brachen durch diese heftige Bewegung die Stricke, und die Hängematten stürzten auf die darunter Liegenden, und quetschten sie jämmerlich. Das Geschrei, das Winseln, der Hülferuf um frische Luft, Wasser und Raum ertönte im ganzen Schlafsaale, und währte, bis Ermattung die Augen der Armen schloß.

Bald nach Sonnenaufgang ertönte eine Glocke, die Thür des Schlafsaales wurde geöffnet, und den Verwiesenen der Genuß des Frühstückes auf dem Verdecke angekündigt. O unbeschreibliches Entzücken, als die Unglücklichen aus diesem verpesteten Grabe heraufstiegen, und ihnen die reine frische Morgenluft entgegenwehte. Es war auch nicht Einer, der diesen Augenblick ohne Dank an den allgütigen Schöpfer hingehen ließ.

Das Frühstück bestand aus gutem Brandtwein und wahrhaftem Brod. Es wurde während dessen

---

*) Hängematte ist, sowohl auf dem Schiffe, als zu Hause, eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand; oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldraht benäht, welches als Bettstelle dient.

den Verwiesenen eröffnet, daß sie jeden Tag von Morgens 5 Uhr bis zum Einbruch der Nacht auf dem Verdecke bleiben dürfen.

Alles jauchzte. Der für seine Unglücksgefährten so besorgte Tüllon trat zu Molldour, dem Befehlshaber des Schiffes, schilderte ihm die Qualen dieser Nacht in dem so engen von Ausdünstungen verpesteten Raum des Schlafsaales, welches keinen andern Zutritt der Luft hatte, als durch die beiden Treppenlöcher und durch ein Loch, das in den untern Schiffraum ging, durch welches der Gestank der dort eingesperrten Schweine drang, und flehte ihn um Mitleid an. Der Kapitain, nichts weniger als gefühllos, ging sogleich mit Tüllon, und überzeugte sich von der Wahrheit der Aussage. Auf der Stelle gab er Befehl, der Hälfte der Gefangenen ein anderes Schlafbehältniß anzuweisen, die Treppenlöcher zu erweitern, und nächtlicher Weise die Thüre geöffnet zu lassen. Bald erfuhren die Verwiesenen, was sie ihrem Freunde Tüllon zu danken hatten, und sie konnten nicht aufhören, ihm ihre Liebe und Verehrung auszudrücken.

Das Leben auf dem Schiffe war sehr einförmig. Gleich nach Sonnenaufgang wurde täglich die Speiseglocke geläutet, deren Töne zwei Tambour mit einem Wirbel begleiteten.

Auf dieses Zeichen traten die Verwiesenen aus ihren Schlafbehältnißen, und versammelten sich auf dem Verdeck, wo mehrere Schildwachen vertheilt waren, und ein Offizier über Ruhe und Ordnung wachte. Nun wurde das Frühstück eingenommen. Nach diesem mußten sich die Verwiesenen in zwei Reihen aufstellen, und dem Schiffsarzt, der, von dem Kapitain oder einem Lieutenant begleitet, langsam die Reihen

durchging, über ihren Gesundheitszustand Anzeige machen. Hierauf unterhielt man sich nach Willkühr.

Jede Menage — wie man auf Soldatenart eine Anzahl Zusammenessender nennt — bestand aus zwölf Mann. Von diesen mußte alle Tage ein anderer die Dienste eines Küchenjungen versehen, welche im Reinigen der Geschirre, Bereitung des Eßtisches, Besorgung des Trinkwassers und Auftragung der Gerichte bestanden. Die Speisen wurden in der Schiffsküche von dem allgemeinen Schiffskoche bereitet, der auch das Fleisch in gleiche Portionen theilte.

Die Kost war einfach, aber nahrhaft und gut bereitet. Mittags Suppe, Pöckelfleisch und Gemüse, Abends Fisch oder Schweinfleisch oder Pfannenkuchen mit Hülsenfrüchten, dann ein großes Glas Rum. Das Brod war schwarz, aber sehr schmackhaft. Alle Wochen einmal erhielt jeder Verwiesene eine Flasche ziemlich guten Wein, und täglich ein Glas Essig mit etwas Zucker, zur Mischung unter das Trinkwasser.

Wäre es den Gesinnungen der Kommissaire, welche die Verwiesenen dem Schiffskapitain zur Deportirung nach Cayenne übergaben, nachgegangen, so würde die Lage dieser Armen eine verzweiflungsvolle geworden seyn. — Jene Barbaren nannten die Verwiesenen nicht Bürger, nicht Menschen, sondern räudige Hunde, verpestende Auswürflinge der Nation. Sie beauftragten den Kapitain, gegen diese Elenden die allerhärtesten Maaßregeln zu ergreifen, ja, sie drohten, ihn als einen Feind der Nation, als einen Royalisten anzuklagen, wenn sie erfahren würden, daß er den Gefangenen auch nur die geringste Gunstbezeigung, die kleinste Nachsicht angedeihen lasse.

Molldour, ein tapferer Krieger, ein rauher See-

mann, verabscheute aber dennoch jede Grausamkeit, und konnte sich nicht entschließen, an seinen leidenden Mitmenschen zum gefühllosen Quäler zu werden. Er war streng im Dienste, in der Aufrechthaltuug der Ordnung, in Erfüllung seiner Pflichten, aber was er für die Armen thun konnte, ohne die Gesetze zu verletzen, das that er auch gerne. Mit Auszeichnung behandelte er den edlen Tüllon, zog ihn öfters an seinen eigenen Tisch, und wohnte jeden Abend den Andachtsübungen bei, die der fromme Priester mit seinen Unglücksgefährten hielt, um sie durch Worte der Weisheit und Gottesfurcht zu erbauen, und durch das Gebeth, diese heilige Nahrung der Seele, zu stärken im Vertrauen auf Gott, und zu ermuthigen für die Ausübung des Guten.

Nach einem glücklich überstandenen Sturme, und nach einem siegreich bestandenen Gefechte mit zwei englischen Fahrzeugen lief die »Fröhliche« am zwei und fünfzigsten Tage ihrer Reise auf der Rhede von Cayenne ein. Nach einigen Stunden kamen Boote, auf denen die Verwiesenen mit ihrer Bedeckung in den Hafen gebracht wurden. Unzählige Menschen liefen an das Ufer, um die Ankömmlinge zu sehen, welche von starker Wache umgeben, langsam dem Gefängniß zu wankten, fast nur in Lumpen gehüllt, mit den Furchen des Kummers und der Leiden in den bleichen Gesichtern. Auch die rohesten Zuseher konnten diese Jammergestalten nicht ohne Rührung ansehen, und selbst Montell, der Erste des ausübenden Direktoriums, ein grausamer, die Königlichgesinnten mit Tiegerwuth verfolgender Jakobiner, sah mit unverkennbarem Mitleiden auf die unter seinem Balkon Vorüberziehenden.

Ein schauerliches Gefängniß wurde den Unglücklichen angewiesen. Nur auf wiederholtes Flehen erhielten sie bei ihrer Ankunft etwas grobes kaum genießbares Brod, und trübes fast lauwarmes Wasser. Die Wache bestand aus Negern, die mit ihren nackten breiten Füßen, den alten, weißen, zerrissenen Jacken, den langen, schmutzigen Zipfelhauben, und mit ihren verrosteten Musqueten, größtentheils ohne Schloß oder Bajonet, eine erbärmliche Soldateska bildeten, aber zahlreich und boshaft genug waren, um jede Flucht zu verhindern, und die Verwiesenen zu mißhandeln.

Schon mit Tages-Anbruch wurde die Kerkerthüre geöffnet, und den Gefangenen von einem Neger-Gens-d'armes befohlen, ihm in den Hof des Gebäudes zu folgen. Dort stellte man sie in zwei Reihen auf. Zahlreiche Wachen befanden sich an den Ausgängen, und starke Patrouillen durchschritten den Hof. Die Gefangenen waren in gespannter, ängstlicher Erwartung. Sie befürchteten neue Qualen, neue Vermehrung ihres Elendes; aber dießmal wurde ihnen eine wohlthuende Erleichterung ihrer leidenvollen Lage.

Sechs Tambour schlugen einen rasselnden Wirbel; die Wache präsentirte das Gewehr, die Patrouillen stellten sich eilig hinter den Verwiesenen in zwei Reihen auf, und unter dem lauten Rufe der Soldaten: »es lebe die Freiheit und Gleichheit!« — trat der Oberkommissair Montell, in prächtiger, goldbesetzter Uniform, mit der dreifarbigen Binde um den Leib, von vielen Offizieren und französischen Grenadieren begleitet, in den Hof. Mit stolzer Haltung schritt er langsam an den Verwiesenen vorüber, scharfen Blickes jeden Einzelnen betrachtend. Auf seinen Wink trat ein Offizier vor die Reihe der Verwiesenen, und kündigte

ihnen an, daß ihnen hier ein monatlicher Aufenthalt zur Erholung von den Mühseligkeiten der Seereise, gute Verpflegung, und täglich Morgens und Abends ein Spaziergang am Ufer des Meeres bewilligt sey. Mit dem Erschießen wurde derjenige bedroht, der zu entfliehen versuchen, oder unter den Mitgefangenen aufrühreriſche Gesinnungen verbreiten würde.

Ohne ein Wort zu sprechen, entfernte sich Montell mit seinem Gefolge; die Trommeln ertönten, die Wachen salutirten, und mit Empfindungen der Freude, und mit stillen Regungen sahen die Verwiesenen dem ernst und stolz dahin Schreitenden nach.

Die Gefangenwärter führten die Deportirten über eine breite steinerne Treppe in einen langen, hellen, hochgewölbten Gang, in dessen beiden Seiten geräumige Gemächer waren, in welche sie vertheilt wurden. Jeder erhielt eine Hängematte, einen Teller, ein Besteck, und einen zinnernen Becher. Eine große irdene Schüssel, ein großes Gefäß mit Wasser zur Reinigung und ein aufgerolltes Stück Leinwand war in jedem Gemache zum gemeinschäftlichen Gebrauche. Jede Abtheilung der Gefangenen erhielt einen Neger, der die Obliegenheit hatte, das Essen zu bringen, frisches Wasser zu besorgen, die Geräthe und das Gemach zu reinigen.

Keine Thüre wurde verschlossen. Man konnte ungehindert sich gegenseitig besuchen, oder auf dem Gange umherwandeln, an dessen äußerstem Ende sich ein Behältniß zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse befand. Das ganze Gefängniß hatte nur Einen Ausgang, an welchem eine starke Wache unter dem Kommando eines Offiziers aufgestellt war. Vier Neger-Soldaten standen Schildwache, die übrigen lager-

ten theils sich auf Strohschütten, theils saßen sie an einem großen Tische, spielten und brüllten aus rauhen Kehlen unzüchtige oder kriegerische Lieder. Von Zeit zu Zeit gingen zwei Gensd'armes durch die Gemächer, ernst, schweigend, keine Anrede, keine Frage eines Verwiesenen beantwortend.

Die Kost war die der Seeleute, gut bereitet und nahrhaft. Drei große Gläser Taffia, sechs Loth Reis, ein Pfund Erbsen oder Bohnen, drei Pfund Brod, dreißig Loth gesalzenes Fleisch, eine Flasche Wein nebst verschiedenen Gewürzen empfingen sie für zwei Tage. Geschickte, reinliche Neger besorgten die Küche, auch erhielten die Verwiesenen, mit Montells Bewilligung, von den in Cayenne ansässigen Europäern öfters Speisen, Wein, Thee und Zucker, Leibwäsche, Kleidungsstücke, selbst nicht unbedeutende Unterstützung an Geld.

Die der Erholung bewilligte Zeit nahte ihrem Ende. Montell gab Befehl zur Einschiffung nach Kourou.

Es war in der Morgendämmerung, als im Hofe des Gefängnisses Trommeltöne erschollen. In diesem Augenblicke kamen die Neger, welche die Gefangenen bedient hatten, und kündigten ihnen die bevorstehende Abreise an, wobei sie ein gutes, reichliches Frühstück auftischten. Der Gefangenwärter erschien mit seinen Gehülfen und nahm die Hängematten, wie auch das übrige Geräthe in Empfang. Jeder gab ihm für sich und seine Leute ein Geschenk nach dem Verhältnisse seiner pecuniären Kräfte.

Der Befehl des wachhabenden Offiziers rief die Verwiesenen in den Hof. Man theilte sie in kleine Partien. Eine zog nach der Andern dahin, in großen Zwischenräumen, nur von einem Neger-Soldaten be-

gleitet. — Tüllon war mit drei Unglücksgefährten der Letzte der Dahinziehenden. Er wurde mit ihnen und einem Neger in eine kleine Barke eingeschifft, die, stark beladen, so tief ging, daß das Wasser kaum einen Zoll unter dem Borde war. Erst beim Einschiffen erfuhr Tüllon, daß nur Er und seine Reisegefährten nach Kourou bestimmt seyen, die übrigen Deportirten aber an andere Orte gebracht würden.

Nach sehr mühseliger Fahrt, nach vielen Beschwerden lief die Barke mit großer Gefahr in die Mündung des Stromes Kourou ein und landete mit anbrechendem Tage bei Degros an. Die Verwiesenen stiegen aus. Das Ufer war sehr morastig, man versank fast bis an die Kniee. Der Neger, ein kräftiger, gutmüthiger Bursche, nahm Tüllon auf die Schultern und trug ihn mit Behendigkeit an das Land. Der Weg führte bei einer recht artig gebauten Kirche vorbei. Die Verwiesenen gingen hinein und warfen sich voll Andacht und Gottesfurcht vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder. Und als sie aus der Tiefe ihrer frommen Herzen zu dem Herrn gebethet und sich zur Fortreise erhoben hatten, da sprach Vater Tüllon: »O meine Freunde, ich sehe an euern frohen Blicken, welch einen Trost, welch eine Ermuthigung ihr im Gebethe euch verschafft habt. Laßt uns keinen Tag vorübergehen, ohne unser Herz mit Gott zu beschäftigen, ohne unsern himmlischen Vater zu loben und zu ehren, Ihm zu danken und Ihn zu bitten. Laßt uns nie vergessen, daß wir ohne den Beistand des Allmächtigen die Gebote des Herrn nicht halten, die Versuchungen nicht überwinden und zum Besitze der Seligkeit nicht gelangen können. Daher wollen wir täglich, mit Demuth des Herzens, mit reuigem Gemüthe, mit Vertrauen,

mit Andacht, mit Beharrlichkeit bethen. Unser Gebeth geschehe immer im Namen Jesu Christi, der uns bethen lehrte, und dem wir die Segnungen des Gebethes danken. Mit der Herzenserhebung zu Gott beginne und ende jeder unserer Tage!« — Und die Männer hoben die andächtigen Blicke zum Bilde des Erlösers, und sie legten die Hand auf die Brust und gelobten, in den tobenden Stürmen der Leiden und im Sonnenglanze des Glückes stets mit einem Herzen voll Andacht, Dankbarkeit und Verehrung zu bethen.

Als die Verwiesenen aus der Kirche traten, stießen sie auf eine Negerpatrouille, die sie, auf ihr Verlangen, zu dem Offizier der Wache führte. Betrunken taumelte dieser aus seiner Hütte, brach mit schwerer Zunge in die rohesten Verwünschungen aus und befahl seinen Negern, diese gefährlichen Vagabunden mit Stricken zu binden. Der begleitende Neger übergab ihm ein Schreiben des Oberkommissairs Montell. Nur mit Mühe begriff der Trunkene den Inhalt, und ließ die Verwiesenen in die für sie bestimmte Hütte führen.

Kourou bot die Aussicht zu einem sehr einsamen, freudelosen Aufenthalt dar. Ein langes hölzernes Gebäude, zum Magazine und zur Kaserne dienend, die Wohnung des Ortsbesitzers und einige elende, zerstreut liegende Hütten gaben Kourou mehr den Karakter einer Einöde, als eines belebten Ortes. Tüllon machte Anstalt, daß die Sachen von der Barke in die Hütte gebracht wurden. Ein einziger Neger trug das Gepäcke. Auf die Frage, wo sie nun Lebensmittel erhalten, wies sie dieser an den Proviantmeister des Magazins. Sie erhielten gegen eine Quittung und gegen eine schriftlich ausgestellte Verzichtleistung auf jede

fernere Unterstützung der Nation zwei Säcke Mehl, fünf Käse, zwölf Flaschen Wachholderbeerbranntwein, eben soviel Taffia, fünfzig Pfund Cassonade, zwölf Flaschen Baumöl, ein Faß Brennöl, vier Schinken, hundert Pfund Reis, einen Tisch, einige Stühle, Strohsäcke, Strohpolster und wollene Decken, verschiedene Gemüse-Sämereien und Gartenwerkzeuge, ein Beil, eine Säge und das nöthige Kochgeschirr, auch zur Jagd und zum Schutz gegen wilde Thiere zwei gut abgerichtete Hunde, zwei gute Flinten mit Bajoneten, ein Säckchen mit Pulver und einen kleinen Korb voll gehacktes Blei; endlich ein großes Netz und mehrere Angelhacken. Sie entwarfen nun den Plan ihres häuslichen Lebens. Jeder übernahm ein bestimmtes Geschäft. Margot besorgte die Küche, Tüllon den Garten, Pillmont und Rodell, kunstfertige Jäger und vortreffliche Schützen, theilten sich in die Jagd. Die Reinigung des Hauses, das Herbeischaffen des Wassers, des Brennholzes, das Pflücken der in Menge und herrlich wachsenden Orangen, den Fischfang, das Einsammeln genießbarer Beeren, Früchte und Wurzeln versahen sie gemeinschaftlich.

Der Garten, die Jagd, der Fischfang gaben eine Ausbeute, die die Vorrathskammer oft kaum zu fassen vermochte, und woraus der geschickte Margot die leckersten Speisen zu bereiten wußte. Jedes Mahl hatte einen Nachtisch von saftigen Melonen, glühenden Orangen und, köstlichen Wohlgeruch ausströmenden, Ananas; auch fehlte der Wein nicht, den sie von dem Proviantmeister gegen auserlesene Fische und zartes Federwildpret eintauschten; aber die Qualen der Nacht waren so unausstehlich, daß die Geplagten recht willig alle diese Tafelgenüsse gegen die einfache karge Nahrung

des ärmsten europäischen Taglöhners hingegeben haben würden, wenn sie dadurch ruhige Nächte sich hätten erkaufen können. Ungeheuere Insektenschwärme machten ihr Lager zum glühenden Pfuhle. Die Küsten, die Moräste und die Ufer der Flüsse dieses Landes sind mit kleinen Würmen übersäet, die man mit unbewaffnetem Auge kaum bemerkt, und die in weniger als einer Stunde zu geflügelten Insekten mit sehr langen feinen Füssen, einem scharfen, schneidenden Stachel und mit einem Rüssel zum Blutsaugen sich umgestalten. Anfangs verursachen sie nur ein wenig schmerzendes Jucken, bald aber wird dieses unerträglich, indem das Thierchen mit dem Rüssel so weit sich einbohrt, daß es ganz in Blut getaucht ist. Laßt man es sich satt trinken, so schwillt es so sehr auf, daß es nicht mehr fortfliegen kann. Die Luft dringt in die kleine Oeffnung, die es gemacht hat, und das ausgetretene Blut veranlaßt eine kleine Geschwulst mit einem fürchterlichen Jucken. Aufkratzen und schlechte Luft machen die Wunde sehr bösartig.

Es war nicht genug an diesen Qualgeistern, auch die Moustiken, die Macken und die Mariagouins verscheuchten Ruhe und Schlaf. Statt sich nach beschwerlicher Tagesarbeit einem süßen, stärkenden Schlafe hingeben zu können, mußten die Armen ihre Augen mit einem starken Schleier bedecken, vom grünen Holze oder von der saftigen Schaale der Kokosnuß ein Feuer im Schlafgemache anzünden, um die blutsaugenden Insekte durch Rauch zu vertreiben.

Welch ein qualvolles Leben! Am Tage der verzehrenden Sonnenhitze, bei Nacht den Martern der Insekten Preis gegeben! Hätte Tüllon nicht durch das Beispiel ergebungsvoller Duldung, und durch das

Wort christlicher Tröstungen die verzweifelnden Gemüther beschwichtigt und stark gemacht in Ertragung der Leiden, in Ergebung gegen die Beschlüsse des himmlischen Vaters und der Hoffnung auf Sein Erbarmen, so würden seine Gefährten bald eine Beute der Verzagtheit und der zerstörenden Muthlosigkeit geworden seyn.

Auch jeder Schritt in die nächsten Umgebungen drohte Gefahr und Verderben. Ich will die Begebenheiten nur eines Tages erzählen und man wird sich ein Bild des gefahrvollen Aufenthaltes in jenem Lande machen.

Pillmont und Rodell, die thätigen Jäger, sprachen so viel von den wunderbaren Naturgebilden, den seltenen Vögeln, Affen, Schlangen und andern Thieren, die sie auf der Jagd angetroffen hatten, daß Tüllon, ein geschickter Naturforscher, sich entschloß, seine Freunde zu begleiten. Er war zu sanft, um an dem Erlegen der Thiere eine Lust zu haben, doch borgte er sich auf den Rath der Jäger, die mit den manigfaltigen Gefahren schon vertraut waren, von dem Ortsbesitzer eine Flinte. Mit Anbruch des Tages gingen sie in den Wald und an die Seeküste. Das Gehen im Walde war äusserst beschwerlich. Dornen und armsdicke Lianenranken versperrten den Weg. Sie kamen an einen Acajoubaum, der mit seinen schönen gelben und rothen Früchten herrlich prangte. Viele Sapajons, eine Art Affen, schaukelten sich auf den Aesten und naschten von den saftigen, angenehm säuerlichen Aepfeln. Während Tüllon einige dieser Früchte vom Boden auflas, fühlte er sich von einem starken, schwarzen Faden aufgehalten, den er für eine Lianenranke hielt. Er zog ihn auf die Seite; sogleich

rannte eine große fürchterliche Spinne längs dieses Fadens aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die scheusliche Gestalt war größer, als der Kopf eines Mannes. Erschrocken sprang Tüllon zurück und rief seine Gefährten, bei deren Anblick die Spinne in ihr Lager zurückeilte. Sie besahen nun das Gewebe; es war an drei Bäumen befestigt und jeder der Querfäden so künstlich mit den Zweigen verflochten, daß die kleinen Vögel sich darin fangen mußten.

Kaum hatten sie sich vom Aufenthalte dieses Ungethüms entfernt, als sie von einem hohen Courbari herab, den melodischen Klageton unzähliger Vögel hörten, die von Ast zu Ast ängstlich flatterten. Einer von ihnen fiel zur Erde. In diesem Augenblick bewegte sich das Gras, zwei Augen, funkelnd wie Diamanten, und ein geöffneter Rachen wurden sichtbar. Tüllon, der über seine Wißbegierde die Behutsamkeit vergaß, wollte das noch immer vom hohen Grase verhüllte Thier näher besehen. Mit rascher Gewalt zogen ihn seine Freunde rückwärts und eilten still von dannen. Noch einen Schritt, und Tüllon wäre verloren gewesen. Dieses Thier mit den blitzenden Augen und dem offenen Rachen war die furchtbare Raspelschlange, die durch ihren Anblick die in der Nähe befindlichen Vögel gleichsam zu bannen vermag, und die armen Thierchen zwingt, sich selbst ihr zu nähern und von ihr verzehren zu lassen. Die Raspelschlange scheut das Licht, lebt einsam in finstern Wäldern oder sumpfigen Gegenden und verbreitet um sich her Furcht und Entsetzen. Die größten, wildesten Raubthiere werden ihr zur Beute; sie wickelt sich, den Kopf in die Mitte, in einen Bogen zusammen, springt auf den Tieger, auf den Leoparden, auf den Löwen los, umschlingt ihn mit

einer Kraft, daß die Glieder brechen, und tödtet ihr Opfer mit dem scharfen Gebisse. Nähert sich ihr des Nachts Jemand mit einer Fackel, so stürzt sie sich auf die Flamme, löscht sie aus und tödtet den, der die Fackel trägt.

Während Pillmont seinen Freunden diese furchtbare Schlange, deren Eigenschaften er durch einen Neger hatte kennen gelernt, beschrieb, versammelte sich zu ihren Füßen ein Haufen Ameisen. In vollen Sprüngen mußten sie diesen Peinigern entfliehen, die so zahlreich wie der Sand am Meere sind, auf ihren Wanderungen oft ganze Morgen Landes bedecken und selbst einen Menschen aufzehren, der durch Trunkenheit oder Ermattung ausser Stand ist, ihnen zu entfliehen.

Noch hatten sie nichts erlegt und wollten aus dem Walde auf die Wiesen an der Seeküste sich begeben, wo Hirsche und Rehe im hohen Grase ihr Lager haben, als der Jagdhund, den Rodell an der Schnur führte, mit aller Anstrengung seinen Führer gegen ein dichtes Gebüsch hinzog und Laut zu geben anfing. Tüllon und Pillmont stellten sich schußfertig unter einen Acajou, Rodell umging das Gebüsch, um das Wild durch den Hund aufzujagen. Kaum war dieser von der Schnur los und im Gebüsche, als er erbärmlich schrie. Im Augenblicke stürzte ein Tieger, den Hund im Rachen, hervor. Pillmont, der fertige Schütze, schoß ihn mit einer Kugel durch den Kopf, daß er todt niederstürzte. Der arme Hund war zermalmt.

Die Hitze war ausserordentlich. Pillmont und Rodell schlugen vor, nach Hause zu gehen, aber Tüllon, der wußte, daß sie einen langen schattenlosen Weg zu machen hatten, warnte sie vor dem Son-

nenstiche, dem besonders die Europäer in diesem Lande ausgesetzt sind, und, wenn nicht schleunige Hülfe eintritt, größtentheils eine Beute des Wahnsinns und des Todes werden. Sie lagerten sich im dichtesten Schatten und genoßen den mitgenommenen Mundvorrath. Als sie damit zu Ende waren, ruhten sie bis zum einbrechenden Abend auf ihrem beschatteten Lager, nur Pillmont, der unermüdete, keine Hitze, keine Anstrengung, keine Gefahr scheuende Weidmann, schlich von Zeit zu Zeit umher, um rothe Affenweibchen zu schießen, recht häßliche, aber äusserst schmackhafte Thiere.

Auf ihrem Heimwege trafen sie einen Neger, der ihnen sagte, daß auf einem gewissen, nicht fernen Platze, gestern Abends eine Kuh von einer Tiegerin, die sich mit zwei Jungen schon längere Zeit gerade in dieser Gegend aufhalte, zerrissen worden sey. Bestimmt werde das Raubthier mit einbrechender Nacht auf dieser Stelle erscheinen, um die Ueberbleibsel ihrer Beute mit den Jungen aufzuzehren. Unsere Freunde beschlossen, sich auf den Anstand zu stellen, um ein Thier zu tödten, das ihnen selbst, bei der Nähe ihrer Wohnung, nächtlicher Weile sehr leicht hätte gefährlich werden können. Der Neger führte sie auf eine Wiese, zeigte ihnen die Ueberreste der Kuh und zugleich drei von einander ziemlich entfernte Bäume, die zum Anstehen vortrefflich geeignet waren. Sie vertheilten sich unter die Bäume. Der Mond goß lichtvollen Glanz über die Umgebung aus. Bald kam die Tiegerin mit ihren Jungen langsam die Wiese dahergezogen. Rodell und Pillmont schoßen fast zu gleicher Zeit. Die Jungen röchelten in ihrem Blute. Die Tiegerin floh nicht; mit den grünen, hellleuchtenden Augen sah

sie grimmig umher. Sie erblickte Rodell, laut brüllend stürzte sie in furchtbaren Sätzen auf ihn los. Zum Glück hatte Rodell in Eile das Bajonet auf die Flinte geschraubt. Es begann ein fürchterlicher Kampf. Rodell wäre unterlegen, hätte nicht Pillmont schnell seine Flinte geladen und das wüthende Thier zu den Füßen seines Freundes niedergestreckt. Sie jauchzten laut und riefen Tüllon, herbeizukommen und ihre Freude zu theilen. Tüllon kam nicht. Besorgt eilten sie dem Baume zu, wo er sich auf den Anstand gestellt hatte. Bei ihrer Annäherung flog eine dunkle scheusliche Gestalt, groß wie ein Rabe, kugelförmig gestaltet, im trägen schwirrenden Fluge dahin. Erstarrend vor Schrecken fanden sie Tüllon auf der Erde ausgestreckt, im Blute schwimmend, das aus einer geöffneten Ader floß. Es gelang ihnen, den Scheintodten in's Leben zurückzubringen. Sein Erwachen war das eines betrunkenen schlafsüchtigen Menschen. Sorgfältig verbanden sie die Wunde, und brachten den Ermatteten mit Mühe in ihre Wohnung. Tüllon hatte sich von einer unbesiegbaren Schlafsucht plötzlich überfallen, im Grase ausgestreckt. Eine Fledermaus, dort ein tödtender Blutsauger, hatte dem Schlafenden eine Ader geöffnet. Vielleicht schon nach wenigen Minuten wäre der Unglückliche rettungslos verloren gewesen.

Das waren die Abentheuer eines einzigen Tages.

Viel, sehr viel mußten die Verwiesenen von den Einwirkungen dieser heißen Zone erdulden, und von Mühseligkeiten, Qualen und Gefahren waren sie immer umkreist, doch hatten sie Ursache, täglich Gott für seine Wohlthaten zu danken, denn es belastete sie keine Nahrungssorge, und ihre Gesundheit war kräftig

und blühend, aber bald schlug dumpf und ergreifend die Stunde schwererer Prüfungen.

Es trat die Regenzeit ein, die dort die Jahreszeit des Winters ist. Der Fischfang und die Jagd konnten nicht betrieben werden; die Gemüse und alle Erzeugnisse des Gartens hörten auf. Mehr als die Hälfte der Lebensmittel war aufgezehrt, und die Hoffnung verschwunden, vor dem Eintritte günstiger Witterung eine Hülfsquelle eröffnen zu können. Mangel an Bewegung, Mangel an frischen Kräutern, die Dünste der ausgetretenen Sümpfe, die dichten Nebel nagten mit scharfem Zahne an der Gesundheit der Europäer. Margot, Pillmont und Rodell konnten ihr erbärmliches Lager bald nicht mehr verlassen; der greise Tüllon fühlte wohl, daß auch er nicht lange mehr umherwandeln könne; doch gab er sich alle Mühe, sich aufrecht zu halten gegen die Angriffe des Uebels, das seine Leidensgefährten an das Krankenlager fesselte. Was er, gebeugt von der Last der Jahre, im Wechselkampfe mit Schwäche und Anstrengung, an seinen Freunden that, das hätte nicht der Vater für den Sohn, nicht der Bruder für den Bruder vermocht. Der schöne Zuruf Johannes: »Lasset uns nicht lieben mit Worten und mit der Zunge, sondern in der That und Wahrheit!« — war allein die Stimme, die des wahren Menschenfreundes Gefühle und Thaten leitete.

Pillmont, ein junger, kräftiger Mann, genas, aber Rodell und Margot wurden täglich zum Grabe reifer. Da hörte Tüllon eines Tages von einem Neger, daß jenseits des großen See's, südwärts, fünf Meilen von da, ein alter Indianer wohne, der in der Heilkunde außerordentlich erfahren und stets von Kranken umlagert sey. Tüllon konnte keinem andern Ge-

danken mehr Raum geben, als dahin zu eilen und für seine Freunde Hülfe zu suchen. Mit Flinte und Lebensmitteln versehen, schied er von Pillmont, der ihm gelobte, mit regem Eifer und treuer Liebe die Kranken zu pflegen.

Tüllon hatte sich von dem Neger über die Richtung des Weges genau unterrichten lassen, doch verirrte er sich. Er kam in einen Wald. Mit aller Anstrengung vermochte er nicht, eine außerordentliche Schlafsucht, Folge der glühenden Hitze und körperlicher Schwäche, zu besiegen. Gestärkt erwachte er, genoß etwas Brod und Wein, raffte sich auf und eilte fort. Die Nacht überfiel ihn, der Weg wurde immer sumpfiger; plötzlich sah er sich in Mitte eines Teiches, den die Regengüsse gebildet hatten, und der jetzt ein Aufenthalt ungeheuerer Amphibien war, die sich an die Baumäste hängen, um Menschen und Thiere zu tödten.

Es war tiefdunkle Nacht. Der Unglückliche rief um Hülfe. Kein Ohr vernahm die Hülfe rufende Stimme, denn öde war die Umgebung, und nur im Sommer führt der Zufall den Jäger hieher. Mit Vorsicht watete er durch den Teich, oft dem Versinken nahe, erklomm das Ufer und bestieg einen Acajou, unter dessen fruchtbeladene Zweige er sich barg. Umgeben von scheuslichen Thieren, deren fürchterliches Geheul die einsame Gegend gräßlich durchhallte, von Insekten gequält, durchwachte er die grause Nacht ohne Zittern, denn als wahrhaft frommer Christ vertraute er ja auf Gott, und war zu jeder Stunde bereitet, seine Seele in die Hand des Herrn zu geben.

Der Tag brach an. Tüllon kletterte vom Baume herab, ermattet durch die schlaflose Nacht, lechzend

nach einen Trunk Wasser. Mit der allergrößten Anstrengung bahnte er sich einen Weg durch dicht verschlungene Gebüsche. Nirgends eine Quelle; der Arme verschmachtete fast; da sah er einen Strauch, dessen Zweige mit schönen, glänzenden, hochrothen Beeren wie übersäet waren. Tüllon versuchte eine der Früchte, und fand sie eben so saftig als schmackhaft. Er aß, und fühlte sich sehr erquickt. Mit neuer Kraft und neuem Muthe schritt er fort. Das Gebüsch wurde lichter, eine Wiese, ein gepflügtes Land, ein Fußpfad verkündigten ihm die Nähe menschlicher Wohnung. Schon sah er eine Hütte; nach der Schilderung des Negers mußte es die des heilkundigen Indiers seyn, schon hörte er das Gebell eines Hundes, da durchzuckte plötzlich ein furchtbarer Schmerz seine Eingeweide, Nacht bedeckte seine Augen. Bewußtlos sank er nieder.

Als Tüllon wieder zu sich kam, fand er sich auf einem reinlichen Lager von Moos und Blättern. Ein Greis, der Indier, bei welchem er Hülfe suchte für Rodell und Margot, stand vor ihm. Er fühlte sich so matt, daß er sich nicht aufrichten konnte, der Schlund war trocken, Kopf und Brust glühend heiß, ein heftiger Schmerz durchdrang von Zeit zu Zeit die Eingeweide. Der Greis ließ sich erzählen, was Tüllon auf der Reise hieher gegessen, ob er aus einer Quelle, oder aus dem Wasser des Sees getrunken habe. »Du hast von der Frucht des giftigen Cahlu gegessen, und Brama *) hat mich Dich finden lassen, sonst wärest Du schon im Reiche der Schatten. Nimm

---

*) Nach der indischen Götterlehre ist Brama das erste unter den drei ersterzeugten göttlichen Wesen.

diesen Saft und es wird Dir geholfen!« Tüllon nahm die Arznei. Sie verursachte ihm ein heftiges, äußerst schmerzliches Erbrechen, das Blut drang ihm aus Mund, Ohr und Nase, er wurde so ermattet, daß er kaum mehr Kraft hatte, Athem zu schöpfen, aber schon am andern Morgen war er wie neugeboren, von Stunde zu Stunde gab ihm der verständige, von Menschenliebe beseelte Indier, stärkende Arzneien und am dritten Tage eilte Tüllon, vergnügt und mit der Fülle der Gesundheit begabt, zu seinen Freunden zurück. Ein Negerknabe, des Weges kundig, begleitete ihn und trug die Kräuter und Wurzeln, welche ihm der Greis mit der Anweisung mitgegeben hatte, daraus einen Trank und Umschläge für seine kranken Gefährten zu bereiten.

Einem rüstigen Jünglinge gleich eilte Tüllon der heimathlichen Hütte zu; er zitterte bei dem Gedanken, zu spät mit Hülfe zu kommen. Es war so. Schweigend, das Auge voll heißer Thränen sank Pillmont in seine Arme und führte ihn an die Stätte, wo die Beiden in Einem Grabe ruhend, bis zum Tage des allgemeinen Wiederauferstehens schliefen. Laut schluchzend sank Tüllon am Grabeshügel nieder und bethete mit heißer Andacht für die Entschlafenen.

Kein Abend verging, an dem nicht Tüllon und Pillmont zur Ruhestätte der Freunde wallten, und für sie ihre frommen, liebevollen Wünsche und Bitten zu Gott erhoben.

Die Besatzung von Kourou bestand aus 50 Soldaten, meistens Negern, das Uebrige war zusammengelaufenes Gesindel, das seine Rettung vom Tod durch Henkershand, vom Zuchthaus, von der Galeere nur in der Abgeschiedenheit dieser öden Insel fand. Ein

französischer und ein Neger-Offizier kommandirten die Besatzung. Der Franzose war ein ungebildeter, leichtsinniger Mensch, ein Trunkenbold, aber höchst gutmüthig. Er kam seit einiger Zeit zu Tüllon und Pillmont. Ihr Elend, das sich täglich mehrte, rührte ihn sehr. Er gab ihnen Lebensmittel, auch etwas Geld. Dem Proviantmeister, einem erbarmungslosen Wüthrich, setzte er die Pistole auf die Brust und zwang ihn, den beiden Verwiesenen täglich ihre Bedürfnisse an gesalzenem Fleisch, Brod, Taffia, Erbsen und Brandtwein unentgeltlich zu reichen. Er drohte ihm auch, das Magazin durch seine Soldaten in Brand stecken zu lassen, wenn er die Sache anzeige. Durch diesen Offizier erfuhren sie eines Tages, daß für die Deportirten Geld in Surinam *) läge. Tüllon schrieb an einen Europäer in Cayenne, einem sehr redlichen Mann, der sich an den Verwiesenen als der edelste Menschenfreund bewiesen hatte, meldete ihm seine und seines Gefährten verzweiflungsvolle Lage, schilderte kurz aber kräftig die Hartherzigkeit, mit welcher der Oberkommissair Montell gegen die Deportirten verfahre, und bat ihn, ihre unerträglichen Leiden durch seine Verwendung zu lindern. Der Offizier übernahm die Besorgung des Briefes.

Tüllon saß eines Morgens vor seiner Hütte und arbeitete an einem Kreuze (diesem Zeichen der Hoffnung aller Menschen) für die Ruhestätte seiner entschlafenen Freunde. Ein Gensd'arm und zwei Grenadiere standen plötzlich vor ihm. Der Gensd'arm kündigte dem Ueberraschten an, daß er Befehl habe, ihn als Gefangenen nach Cayenne zu führen. Tüllon bat

*) Surinam ist der holländische Antheil von Guyana.

nur so lange zu harren, bis sein Freund von der Jagd zurückkehre. Umsonst; dem ehrwürdigen Priester wurden Fesseln angelegt; auf der Stelle mußte er seinen Wächtern nach Cayenne folgen.

Die Reise wurde zu Lande gemacht. An Händen und Füßen in schweren Ketten mußte Tüllon den ganzen Tag in der glühenden Sonnenhitze, im Flugsande, von Mariagouinschwärmen gequält, raschen Schrittes in Mitte der Soldaten dahinziehen. Es war Nacht, als man in Cayenne vor dem Thore des Stockhauses ankam. Der Gensd'arm übergab Tüllon dem Zuchtmeister und nannte den Namen des Gefangenen: »Aha, das ist der Pfaffe, der Rebell« — polterte der Kerl mit wild funkelnden Augen — »gut, recht gut, der Bursche ist mir vom Bürger Montell recht sehr empfohlen worden. Wir wollen ihn schon so tief verwahren, daß ihn kein Sonnenlicht belästigt. Marsch, vorwärts!« Der Gefühllose hielt Wort; er schloß Tüllon in einen unterirdischen Kerker ein, wohin nie ein Tageslicht gedrungen war. Kein Trunk Wasser, kein Krümmchen Brod wurde dem Verschmachtenden gereicht; der nasse, schmutzige, vom Gewürme bedeckte Boden war sein Lager.

Gegen die Mittagsstunde des andern Tages wurde die Kerkerthüre geöffnet, zwei Grenadiere traten ein, um Tüllon vor den Oberkommissair zu führen. Man nahm ihm die Ketten ab. An der ersten Stufe der Treppe sank er vor Schwäche nieder. Die Grenadiere trugen ihn die Treppe hinauf, sie waren so menschlich, ihm Zeit zur Erholung zu gönnen. Ihre Herzen wurden von den Leiden des würdevollen Greises mächtig ergriffen, sie gaben dem Zuchtmeister Geld und erquickten den Leidenden mit Wein, Brod und

kaltem Braten. Erst nach einer Stunde hatte Tüllon Kraft genug, vor Mondell zu erscheinen.

Man führte ihn, vom gaffenden Pöbel umgeben, in einen großen Saal. Offiziere vom Generalstab, Civil- und Polizeibeamte harrten hier der Ankunft des Mächtigen. Alle Thüren waren mit doppelten Grenadier-Wachen besetzt. Jetzt erschien Vollein, Montells Adjutant in geschäftiger Eile, und kündigte des Oberkommissairs Ankunft an. Die Offiziere und die Beamten reihten sich ehrerbiethig dem Haupteingange gegenüber, die Grenadiere präsentirten das Gewehr. Montell trat ein in reicher glänzender Uniform, den Federhut tief in die Augen gedrückt, einen schweren, verschwenderisch mit Gold gezierten Säbel daherschleifend. Den Verbeugungen der Anwesenden begegnete er mit einem leichten Kopfnicken, trat in Mitte des Saals, maß Tüllon mit scharfen, zürnenden Blicken und gebot ihm näher zu treten.

Montell:

(einen Brief aus dem Busen ziehend und ihn Tüllon hinreichend.)

Kennt Ihr diese Schriftzüge?

Tüllon:

(den Brief erkennend, welcher durch den Offizier besorgt, aber von Montells Spionen aufgefangen wurde.)

Es sind die Meinigen. Ich werde sie nie verläugnen.

Montell:

Ihr seyd sehr freimüthig.

Tüllon:

Freimüthigkeit ist eine Himmelsgabe, deren sich der rechtschaffene, auf Gott vertrauende Mensch zu erfreuen hat.

Montell:

Wer hat die Besorgung dieses Briefes übernommen?

Tüllon:

Wie, Bürger, Ihr haltet mich fähig, an der Freundschaft zum Verräther zu werden?

Montell:

Was gibt Euch Ursache gegen mich Klage zu führen? —

Tüllon:

Ich weiß, daß der Maire *) von Kourou Euch in jeder Woche zweimal Bericht erstattet hat, über das Benehmen und über den Zustand der Verwiesenen, daß er Euch das Bild unsers Elends, durch die lange Regenzeit, durch Mangel an Lebensmitteln, durch Krankheit und Entbehrung jeder Hülfe erzeugt, in treuer Zeichnung vorgelegt habe. Ich weiß, daß das Directorium zu Paris Euch strenge Aufsicht über die Verwiesenen, aber menschliche Behandlung, Hülfe in der Noth und Schutz gegen Mißhandlung zur Pflicht gemacht habe. Durch die hartherzige, grausame Behandlung der Deportirten habt Ihr als Mensch und als Beamter euere Pflicht schwer verletzt. Ich klage Euch an vor den Schranken der Menschheit, vor dem Richterstuhl der Nation, vor dem Throne Gottes.

Montell:

Raset Ihr? Ist das die Sprache gegen einen Mann, der Euch wie einen Wurm zertreten kann? Was gibt Euch diesen Muth?

Tüllon:

Die Religion, des Frommen Stab und Anker in den Stürmen des Lebens, das heilige, schützende Ban=

*) Vorstand der Gemeinde.

ner im Kampfe mit menschlicher Tücke, Verfolgung und Grausamkeit.

Montell:

(mit dunkel erglühenden Wangen und rollenden Augen.)

Ich werde Euch richten lassen nach dem Buchstaben des Gesetzes, und euer schreckliches Loos soll den Deportirten zur Warnung werden, gegen mich Klage führen zu wollen. Fort!

Ruhig, würdevoll schritt Tüllon durch die Versammelten, die sich entsetzten ob seiner Freimüthigkeit und doch den Muth und die Erhabenheit des Greises bewunderten. Tüllon wurde in das Stockhaus zurückgebracht. Die beiden Grenadiere, edle gefühlvolle Menschen, sprachen lange und eifrig mit dem Zuchtmeister, sie gaben ihm Geld. Tüllon erhielt eine lichte Stube, ein gutes reinliches Lager, gute nahrhafte Kost. Er konnte seinen Wohlthätern nur mit Gebeth und frommen Wünschen vergelten.

In Cayenne war ein Zuchthaus. Dorthin wurde Tüllon am zweiten Tage gebracht. Man schmiedete seine Füße in schwere, breite Ringe von Eisen ein, und verurtheilte ihn, an der Austrocknung der Sümpfe zu arbeiten. Mit sechzig Negern, als Diebe, Räuber, Mordbrenner, Mörder 2c., hieher verurtheilt, mußte er vom Anbruche des Tages bis zur sinkenden Sonne, bei elender, kärglich gereichter Kost, schwere, ungewohnte Arbeiten verrichten. Das Leben, voll der Qualen, des Elends, der Mißhandlungen, machte das Haar des ehrwürdigen Hauptes immer dünner, immer bleicher werden, und die Hand, sonst zum Wohlthun, zum Segnen, zur Berührung heiliger Gefässe bestimmt, ward jetzt mit Schwielen bedeckt und ihr Blut färbte

die rauhe Hacke und den schweren Spaten. Es ist unbeschreiblich, was Vater Tüllon zu erdulden hatte.

Anfangs wurde Tüllon von den Negern verhöhnt, aber die sanfte Ergebung, mit welcher der Greis seine Leiden ertrug, das freundliche Benehmen, welches er selbst den Gefühllosesten dieser Barbaren erwies, die innige Andacht, womit er täglich sein Tagewerk begann und vollendete, rührten allmählig die rohe Horde, und erfüllten sie mit Liebe und Ehrfurcht gegen den Europäer. Sie ließen ihn oft Stundenlang ruhen und theilten seine Arbeit unter sich; sie kauften ihm von dem Gelde, welches sie aus künstlichen Schnitzarbeiten, die sie in den Ruhetagen verfertigten, von spanischen Handelsleuten lösten, bessere Lebensmittel, sie schützten ihn mit Muth und Kraft gegen die tyrannischen Mißhandlungen der Gefangenwärter. Das ist der Triumph der Ergebung, der Menschenliebe, des frommen religiösen Wandels. Der klare, kraftvolle Sonnenstrahl dieser Tugenden schmilzt auch die Eisrinde des rauhesten Herzens und macht es empfänglich für Liebe und Verehrung.

Roullard, auch einer der Verwiesenen, welcher mit Tüllon zu Rochefort eingeschifft, aber späterhin auf eine andere Insel gebracht wurde, ermordete einen Negeroffizier. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn zum Tode. Montell, der den schlauen, heuchlerischen, arglistigen Menschen bisher als seinen Kundschafter unter den in Cayenne, und dessen Umgebungen wohnenden Europäern und Eingebornen benützt hatte, verwandelte das Todesurtheil in Zuchthausstrafe. Roullard wurde in die Sümpfe geführt, um an deren Austrocknung mitzuarbeiten.

Vater Tüllon erschrack beim Anblicke dieses Man=

nes, dessen gottlose Gesinnungen er auf der Seereise genug hatte kennen gelernt. Roullard heuchelte gegen Tüllon Freundschaft und Hochachtung, aber in seinem verdorbenen Herzen kochte hämischer, schwarzer Neid; denn er sah, wie sehr die Neger den edlen Greis liebten und für ihn Sorge trugen. Er beschloß ihn zu verderben. Bald gelang es ihm, zwei Neger durch Versprechungen der Freiheit und eines eignen Stückes Feld, für sein teuflisches Vorhaben zu gewinnen.

Eines Tages, als Montell mit großem Gefolge, angethan mit all dem Schmucke seines Amtes und seiner Macht, auf stolzem Rosse dahersprengte, um über die Fortschritte der Sumpf-Austrocknung Einsicht zu nehmen, warf Roullard sich zu den Füßen des mächtigen Tyrannen und bat für sich und zwei der mitarbeitenden Neger um geheimes Gehör, indem er höchst wichtige Entdeckungen zn machen habe. Montell befahl seinem Adjutanten, den Franzosen und die beiden Neger des andern Tages zur neunten Morgenstunde vor ihn zu führen.

Roullard erschien und entdeckte, daß der Deportirte Tüllon sich mit den Negern verschworen habe, ihre Fesseln zu zerbrechen, Alles, was zu Cayenne und auf den nahen Inseln im Dienste der französischen Nation stehe, zu ermorden, die Kassen und Vorrathshäuser zu plündern, alle Deportirten zu befreien und mit ihnen nach England zu entfliehen. Roullard, dessen Aussage die beiden Neger mit den feierlichsten Schwüren bekräftigten, nannte einige Neger als Tüllons treueste Freunde und als die eifrigsten Beförderer der Verschwörung. Der Schlaue hatte gerade solche bezeichnet, die er als feige, gebrechliche, karakterlose Menschen kannte und von denen er voraus-

sah, daß sie unter den grausamen Martern der Folter Alles gestehen werden, was man, um Tüllon zu opfern, wissen wollte.

Auf der Stelle wurden Tüllon und seine Mitverschwornen in die tiefsten Gefängnisse geworfen. Man verhörte die Neger. Sie beschworen ihre und Tüllons Unschuld, aber als sie auf die Folterbank gebracht wurden, als man ihre Glieder bis zum Zerreissen der Sehnen ausdehnte, und mit drathgeflochtenen Geißeln das Fleisch von Rücken und Hüften losriß, da legten sie jedes Geständniß ab, was der blut- und rachesüchtige Montell, Tüllons Todfeind, von ihnen erpreßt haben wollte.

Man hielt es nicht der Mühe werth, Tüllon zu verhören. Er wurde als Aufrührer zum Tode durch Henkershand verurtheilt. Die siebente Stunde des folgenden Morgens ward zur Hinrichtung des schuldlosen Greises festgesetzt.

Es war um Mitternacht, da tönten laute, klirrende Tritte den langen öden Gang herauf, die Gefängnißthüre wurde geöffnet; Fackelschein beleuchtete den schauerlichen Kerker. Tüllon, sich vorbereitend zur Todesstunde mit Gebeth und Betrachtungen, erhob sich von den Knieen, um den letzten Gang zu gehen. Nochmal heftete er sein Auge auf das kleine Crucifixbild, das er stets als sein liebstes Kleinod bei sich trug, nochmal sprach er, nach Christi Vorbild, Worte der Fürbitte für seine Feinde und Verfolger aus — jetzt wandte er sich gegen die Eintretenden — vor ihm stand ein Offizier von hohem Range, nur von dem Gefangenwärter und einem Fackelträger begleitet. »Bürger Tüllon!« — sprach der Offizier zu dem Ueberraschten — »mit Muth und Kraft habt Ihr den

heißen Kampf gegen die Macht der Leiden gekämpft, seyd nun auch stark eine große Freude zu ertragen. Ihr seyd frei. Ein Schiff steht bereit, Euch nach Frankreich zu bringen. Ruhe und ein sorgenloses Leben erwarten Euch im Vaterlande. Laßt uns der Vorsehung danken, daß sie meine Reise hieher so schnell vollenden und der Tyrannei mich das letzte Opfer entreissen ließ. Begleitet mich in meine Wohnung, wo Ihr bis zu Euerer Abreise jede Bequemlichkeit genießen werdet.«

Vater Tüllon konnte nicht antworten. Thränen floßen über die gefurchten Wangen. Der Offizier faßte ihn unter die Arme; aber den Greis hatte der rasche Wechsel seines Geschicks so angegriffen, daß er nicht zu gehen vermochte. Auf einen Wink des Offiziers war schnell eine Sänfte herbeigebracht, und in wenigen Augenblicken befand sich Tüllon in einem der prunkvollen Gemächer, worin der Tyrann Montell noch vor wenigen Stunden gehaust hatte.

Erst nach einem Monat hatte Tüllon, im Genusse der liebevollsten Pflege so viel Kräfte gesammelt, die Reise nach Frankreich antreten zu können. Im Laufe dieser Zeit erfuhr er, daß Bonaparte zum ersten Consul ernannt, auf der Stelle die Rückberufung der Deportirten und eine strenge Untersuchung des Oberkommissairs Montell, über dessen Grausamkeit und Habsucht die schauderhaftesten Berichte eingelaufen waren, decretirt habe. Fromell, Bonapartes erster Adjutant, wurde als Vollzieher der Befehle nach Cayenne abgeschickt. Fromell, ein edler, gefühlvoller Mann, hatte schon in Paris über die Deportirten, genaue und geheime Erkundigungen eingezogen. Mit Entsetzen überzeugte er sich, daß Pfarrer Tüllon ganz unschuldig deportirt wurde. Gegen Anbruch der Nacht

kam er in Cayenne an. Er ließ auf der Stelle Montell verhaften und seine Papiere versiegeln. In diesem Augenblicke meldete man ihm, daß zwei Neger um schleuniges Gehör flehen. Er ließ sie vor sich führen. Die Neger — es waren die von Roullard verführten Ankläger Tüllons, warfen sich zu seinen Füßen, und gestanden das an dem schuldlosen Priester verübte Verbrechen. Fromell eilte selbst nach dem Stockhause und führte den leidenden Greis aus dem nächtlichen Dunkel der Leiden an das freundliche klare Licht der Freude.

Als Tüllon in Paris ankam, wurde ihm von Regnier, dem Großrichter und Justizminister eröffnet, daß Bonaparte für ihn eine lebenslängliche Pension von jährlichen 3000 Frank ausgesprochen und ihm die Wahl seines künftigen Aufenthaltes unbedingt überlassen habe.

Vater Tüllon kehrte nach Morville zurück, und die Freude und die Liebe empfingen den wiedergekehrten väterlichen Freund, und waren ihm treu zur Seite so lange er hienieden wandelte.

Noch heut zu Tage schmücken die guten, dankbaren Einwohner von Morville das Grab ihres unvergeßlichen Seelsorgers mit schönen duftenden Blumen, und die Erinnerung an Vater Tüllons Pilgerleben wird manchem, unter dem Drucke der Leiden brechenden Herzen zur belebenden Quelle der Ermuthigung und des heißen Vertrauens auf den Gott der Liebe, der Macht und der Erbarmung.

Im Manuscript eingesandt von J. K. v. Train.

5.

Scenen des Wiedersehens.

Wiederseh'n
Nach langem Trennen,
Vielem Sehnen,
Heissen Thränen —
Wiederseh'n nach Sturm und Nacht: — —
O süß ist's dem, der lang entbehrt,
Wornach sein liebend Herz begehrt,
Und dem die hochentzückte Brust
Sich neu bewegt in der Umarmung Lust!! —

a.

Das Kreuz am Wege.

1.

Wehmüthig, in sich verloren, saß die Gräfin von Nellenburg vor ihrem Stickrahmen. — Regungslos lagen die Hände auf dem Strammine, und indem das Auge auf die Arbeit hinzustarren schien, perlte aus demselben Thräne um Thräne die Wangen herab. — Ihr zur Seite war Lisette, das Kammermädchen — ein achtzehnjähriges Kind voll Unschuld und Kindlichkeit, nicht minder trübsinnig mit Weißzeug beschäftigt. —

Beiden las man, ohne vieles Forschen, das gepreßte Gemüth in jedem Zuge des Gesichtes; — doch war bei beiden nicht dieselbe Ursache zu der düstern Stimmung vorhanden. —

Die Gräfin hatte erst unlängst eine liebe gute Schwester, welche an den Grafen von Kirchburg verehlicht gewesen, verloren, und was sie nun vor sich hatte, war eben die Zeichnung eines einfachen

Denksteines mit überhangenden Cypressen, die sie in der Form eines Lichtschirmes zur frommen Erinnerung an die Verblichene — mit kunstfertiger Hand ausführen wollte. — Das weiche Herz war in eben dem Augenblicke vom Schmerzgefühle übermannt worden, und die Thräne, die da floß, galt der theuern Schwester. — —

Lisette, die früher bei der verstorb'nen Gräfin von Kirchburg im Dienste, und von der Seligen, wie das eigne Kind gehalten war, beweinte wohl auch die Edle, welche ihr mehr, als Mutter geworden; doch fiel ihr die gänzliche Unwissenheit »wo ihre Heimath liege, und wer ihre Eltern seyen,« noch schwerer, als der Verlust der Gräfin.

Sie war nämlich als dreijähriges Kind von der menschenfreundlichen Gräfin von Kirchburg auf einer Reise in der Schweiz, wie ein schönes Alpenröslein, irgendwo aufgelesen, mit nach Deutschland gebracht, und von der kinderlosen Frau mit aller mütterlichen Liebe gepflegt worden. — —

In dreizehn schnellen Jahren war Lisette zu einem wahren Engel an Geist und Herz und Körper herangewachsen; doch nie hatte die Gräfin, auch nicht mit Einem Worte, der Abkunft und der Heimath Lisettens erwähnt. — Sie schien vielmehr Alles, was auf die Geburtsstätte des guten Kindes Bezug hatte, wie ein heiliges Geheimniß zu bewahren. —

Auf manche naive Frage der zutraulichen Lisette, die bei reiferem Verstande doch ihr Verhältniß zur Gräfin erkannte, und so gern' um ihre Heimath gewußt hätte, wurde ihr nie eine andere Antwort, als die kosenden Worte: »Kind! ich bin Dir Mutter und

die Grafschaft Kirchburg ist jetzt das Land, wo Deine Lieben wohnen!« — —

Wahrscheinlich fürchtete die Gräfin, Lisette möchte einmal, vom Heimweh' ergriffen, nach ihren Eltern verlangen, wegziehen und so eine unausfüllbare Leere in ihrem mütterlichen Herzen zurücklassen: darum verschloß sie ängstlich jeden Laut über Lisettens Heimath in sich. —

Der plötzliche Tod, welcher die Gräfin in Mitte ihres Lenzes — in Mitte ihres schönen Handelns und Wirkens aus dem Leben nahm, hatte denn nun, wie es schien, auch alle und jede Hoffnung genommen, Lisettens Eltern je mehr aufzufinden. — —

Diese schmerzliche Lage drängte denn dem fühlenden Kinde gar oft die hellen Thränen in's blaue Auge. — Ob sie gleich der gegenwärtigen Gebieterin so lieb, wie ihr eigner Augapfel war, — ob sie gleich wußte, daß sie vom Schlosse Kirchburg einst zwei tausend Thaler zur Mitgift erhalten würde, wenn die Stunde käme, wo ein würdiger Mann ihre Liebe und mit ihr Herz und Hand verdiente, ja, obgleich die Gräfin ihrs nicht undeutlich zu verstehen gab, daß der Bräutigam bald anklopfen würde: so kehrte doch rechte Freude in ihrem Herzen nicht ein, und düster blickte sie immer in die Welt hinaus; denn leben, sagte sie oft, leben und nicht wissen, wo die heimathliche Au sich finde, leben und die nicht kennen, an deren Herzen man als Kind zum Erstenmal' die süßen Worte »Vater und Mutter« gelallt, das, sagte sie, dünkt mich wie ewig grauer Himmel, der den lieblichen Strahlen der Sonne nie erlaubt, sich freundlich an's Herz der Erde zu legen. —

Bei solcher Ansicht konnte ihr denn nie recht wohl

werden, und unter allen Arbeiten, wie in freien Stunden, zog immer das quälende Heimweh eine Furche in die glatte Stirne. —

So sehen wir sie auch jetzt, wo sie an der Seite der Gräfin arbeitet; das fromme Gesichtchen scheint wie von einem Wölkchen umdüstert. —

2.

Die Gräfin hob indeß nach einigen Minuten ihr hingesunkenes thränendes Haupt wieder empor, trocknete die nassen Wangen und sprach:

»Kind! ich fühle, daß mir Zerstreuung wohl mehr nöthig ist, als Dir. Glaub' es mir doch, Etwas nach seinem ganzen Werthe kennen und es dann plötzlich verlieren, fällt auch dem stärksten Menschenherzen schwerer, als Etwas vermissen, was man nie gekannt. — Du klagst immer, daß Dein Fremdeseyn in der Welt — Deine Unbekanntschaft mit den Deinigen das schwerste Leid sey, und Du hast doch kein liebes — in bestimmten Zügen ausgeprägtes Bild Deiner Lieben vor Dir; — es ist Alles, nach was Du die Arme ausbreitest, so ungewiß — und Deine Heimath, wie Deine Eltern können vielleicht, wenn ein glückliches Ungefähr sie Dir zeigte, die Lücke der Seele nicht einmal ausfüllen; — aber vor mir steht ewig die Theuere, mit allen ihren edeln — ihren reinen Zügen. — Wohin ich blicke, seh' ich nur sie; wohin ich walle, find' ich nur sie. — Ich möchte sie fassen, möchte sie drücken; allein in dieser Welt vermag ich sie nimmer zu finden.« —

»Dieß ewige fruchtlose Sehnen — nimmt in diesen Gegenden, wo jedes Plätzchen mir ihre Gestalt lebhaft vor die Seele führt, immer mehr zu, und greift mein

Gemüth immer mehr an; darum will ich reisen — will mit tausend andern Bildern das Auge füllen, an tausend and're Dinge das Herz heften; vielleicht erlischt etwa doch mit der Zeit diese Farbenfrische ihres Bildes in mir, und ich kehre ruhiger zurück.«

»Damit aber auch für Dich die Reise einigen Reiz habe, und Deine Wünsche durch sie der möglichen Erfüllung näher kommen, so will ich nach dem Lande reisen, von dessen Lob meine selige Schwester nie leer wurde — nach dem Lande, wo sie Dich, liebe Lisette, fand. — Ja nach der Schweiz wollen wir ziehen, und Gott sey mit uns, daß wir beide auf unserer Reise das finden, was wir suchen — ich — Zerstreuung, Du — den Frieden im Schooße Deiner Lieben!« —

3.

Lissete war durch den Antrag der Gräfin mit Einemmal ein ganz anders Wesen geworden. — Sie jauchzte, sprang und hüpfte, küßte der Gräfin die Hände, und bat kindlich »nur bald, recht bald zu reisen!« — —

Während der Vorkehrungen zur Reise — ergriff das arme Kind sogar oftmal eine Art förmlicher Begeisterung oder Verzückung. — — So war sie, wenige Tage nach der Erklärung der Gräfin, mit ihr im Parke, der an der Südseite des Schlosses sich ausdehnte, und die Rede war eben wieder, wie jetzt fast immer, von der nahen Reise. — Plötzlich sprang Lisette einen Rasen hinan, blickte starr in die Weite hinaus und rief: »ich sehe sie, die ich liebe, — seh' den Boden, wo mein Vaterhaus steht. — Dort, wo der grünliche Strom durch die Fluren brauſ't und neben ihm die weißliche Strasse, wie eine begleitende Schwester

dahinläuft, dort, wo im Erlengebüsche versteckt, von Fischernetzen umhangen das moosigte Steindach eine nied're Hütte drückt, dort, wo die Strasse vom Hügel herabspringt, und ein rothes Kreuzlein zur Seite des Weges im hellen Sonnenschein' glänzt, dort seh' ich den Vater mit den Brüdern auf den Wogen des Stromes im schwankenden Kahne, und die Mutter auf der Höhe bei den buntgefleckten Kühen.« — —

Alles das stellte sie, wie eine verklärte Seherin in raschen lebendigen Worten — mit ausgestreckter Hand — vor den Blick' der Gräfin, so daß dieser fast bange wurde, und fürchtete, Lisette möchte in Wahnsinn verfallen. — — Da aber das Mädchen nach solchen Augenblicken der Begeisterung wieder so ruhig, wie je — ihr Gespräch fortsetzte, so kam die Gräfin auf den Gedanken, daß etwa solche Schilderungen als die frühesten Erinnerungen der Kindheit von dem regen Geiste des Kindes herbeigeführt seyn möchten, und beruhigte sich mit dem Glauben, daß eben diese Erklärungen vielleicht in der Folge — zur Entdeckung von Lisettens Heimath dienen könnten. —

4.

Sobald die Gräfin von ihrem Gemahle, dem seine Dienste — als Präsident eines Gerichtshofes — selten erlaubten, aus der Stadt nach seinem ahnherrlichen Schlosse zu kommen, — die schriftliche Erlaubniß erhalten, trat sie denn gar bald mit Lisette die Reise an. — —

Das Mädchen wurde, je näher sie den himmelanragenden Gebirgskolossen der Alpenwelt kamen, immer frischer immer munt'rer. Schon die heimathliche Luft, die von Süden her oft ganz kühlend wehte, schien wie

ein Zaubermittel auf den Geist der guten Lisette zu wirken. — Sie sang fast beständig im Reisewagen, und fand zu ihren sehnsüchtigen Liedern auch auf der mitgenommenen Guitarre ganz eig'ne süße Akkorde. Die Gräfin überzeugte sich bei ihr auf das Deutlichste, daß das sogenannte Heimweh der Schweizer nicht blos in Sagen, sondern in Wirklichkeit sich finde. —

Als die Gebieterin eines Tages, angezogen vom freundlichen Illerthal, das der hohe Grünten, das Horn und der Stuiben wie Gränzwächter umstehen — in dem schönen Städtchen Immenstadt verweilte, und sich von den herzlichen Bewohnern auf eine Weise angesprochen fühlte, die ihr das Weiterziehen nicht leicht machte, verlor Lisette sogleich ihren frohen Muth. — Sie ängstete der Gedanke, es möchte vielleicht ihrer empfindsamen Gebieterin schon hier in der Vorhalle des großen Naturtempels so sehr gefallen, daß sie nicht einmal mehr in's Innere dieses Tempels einträte, wo die Riesensäulen der Berge das Gewölbe des Himmels tragen und die Wolken ihre Gipfel, wie Weihrauchdüfte die Altäre der Gottheit, umziehen. —

Von dieser Sorge gequält begleitete sie nur stumm und stille die Gräfin auf ihren Wanderungen in der nächsten Umgebung von Immenstadt. — Sie staunte nicht mit ihr auf den Ruinen von Hohenburg und Königseck; sie stand schweigend vor dem Eigensinn der Natur bei der Judenkirche und dem Hirschsprunge; nur in der schönen Wallfahrtskirche des Dörfchens Bühel weilte sie länger als die Gräfin und selbst mit heiterem Gesichte. —

Ihr frommes Herz ergoß sich, als die Gräfin sich entfernte, vor dem Gnadenbilde in die laute Bitte:

»o lenke, Du Ewiger, der Du hier in den Armen der Mutter liegst, und den Schlag ihres liebenden Herzens fühlst, — lenke, Du Gütiger, den Sinn meiner edlen Gebieterin auf die Weiterreise, zieh' sie von hier, und laß mich drüben in den freien Bergen auch das Herz meiner Mutter finden, an das ich mich anklammern kann, wie Du Dich hier liebend an die Mutter hältst!« — —

Die Gräfin, welche vor der Kirchthüre auf Lisetten geharrt und das Gebeth gehört hatte, dachte nun auch darauf, weiter zu kommen; — doch wollte sie's dem Kinde für heute nimmer eröffnen. —

Lisette trat etwas gestärkter aus der Kirche, und wurde auf dem Heimwege nach Immenstadt etwas gesprächiger: da aber die Gräfin am Abende, als sie sich von Lisetten zur Ruhe begleiten ließ, auch für den kommenden Tag keinen erfreulichen Befehl zum frühern Aufbruch und zur Abreise ertheilte, sank das heimwehkranke Mädchen wieder tief in neue Schmerzen zurück. — Kein Schlummer erquickte das sorgenschwere Herz. Noch um Mitternacht saß sie weinend am Fenster ihres Stübchens, blickte auf das rasche Flüßchen hinab, sah zu den trüben Wolken hinauf — und sang aus der Tiefe ihres Gemüthes zu weichen begleitenden Guitarretönen folgendes Lied:

„Es zieht der Strom das Land hinab,
Er eilet aus dem feuchten Grab:
Ihm ist nicht wohl, ihm wird nicht gut,
Bis er in seiner Heimath ruht." —

„Die Wolke schaut zur Erde her,
Ihr Blick ist feucht und thränenschwer;
Sie wird dem Himmel nie verwandt,
Und sehnet sich zum Mutterland." —

„Mein armes Herz — es wandert so,
Bleibt immer fremd, wird nirgends froh,
Und nichts erfreut, und nichts gefällt,
Bis ich in meiner Heimathwelt!“ —

5.

Am frühen Morgen weckte die Gräfin selbst das noch schlummernde Mädchen; denn der späte Schlaf drückte ihr noch fest die Aeuglein zu. —

»Lisette, rief sie, willst Du denn nicht nach der Schweiz?« Dieser Zuruf war nun freilich ein elektrischer Schlag, und rasch war Alles in Ordnung, und weiter gings, und um den See herum, der wie ein treuer Hüter am Eingange liegt, kamen sie nach St. Gallen.

Mit frommen Sinn' gedachten sie hier der alten Zeit, wo St. Gallus — der erste Glaubensprediger in dieser Gegend — die Thiere der Wüste und den wilden Sinn der Menschen zähmte, und die Zelle baute, aus welcher Glaube und Milde der Sitten ausging in's weite Schweizerland. — Erhebend war für beide der Anblick des herrlichen Klosters. — —

Man eilte indeß, und drängte sich sehnsüchtig den immer schönern und überraschendern Scenen des Hochlands entgegen. —

Durchs Appenzeller-Ländchen hinab gelangten sie bald zu einer Stelle, wo aus der Ferne die romantischen Gelände und die Gewässer um Zürch herüberschimmerten. —

Das war selbst für die Gräfin ein nie genoss'nes Vergnügen. — Voll Rührung stieg sie aus dem Reisewagen, um gleichsam die Größe und Güte des Schöpfers mit einem frischen Zuge des Auges einzuschlürfen — die Arme auszustrecken, nieder zu sinken, und aus voller Brust zu schreien: »Herr Gott! wie groß

bist Du! — Es faßt der Sinn hier Deine Allmacht nicht; — doch Herr Gott! Dich loben wir!« —

Lisette, versunken in alle die Schönheiten, die ihr wie alte traute Bekannte die Grüße des Wiedersehens zuwinkten, sprach fast gar nichts mehr; nur zuweilen fragte sie ihre Gebieterin mit glänzendem Auge: »sind das nicht Stellen, dergleichen sich in Gottes schöner Welt keine zweiten finden?« — —

Die Gräfin konnte ihr »freilich! freilich!« nicht oft genug wiederholen und umarmte, als wollte sie im Kinde der ewigen Güte für diese Reize danken, die stille herzselige Lisette. —

Als sie in Zürch angekommen, säumte die Gräfin nicht, in ein dortiges Tagsblatt eine öffentliche Nachfrage um jene Eltern einrücken zu lassen, die vor ungefähr 15 Jahren eine Tochter verloren, oder freiwillig einer deutschen Gräfin überlassen hätten. Sie bestimmte drei Wochen als Zeit, inner welcher man jede mögliche Nachricht — dem Gastwirthe zur Sonne — nicht ohne Belohnung hinterbringen möchte. —

Nun hofften und erwarteten denn beide alles Gute, ja das Beßte von dem vielgelesenen und weitverbreiteten Blatte. — Um aber während der anberaumten Zeit nicht immer in Zürch bleiben zu müssen, entschloß sich die Gräfin, einen Abstecher nach Luzern zu machen. —

Lisette, die in ihren frühen geographischen Unterrichtsstunden, wobei ein Bilderbuch der europäischen Kleidertrachten benützt wurde, immer am liebsten die schweizerischen Landleute und besonders die Luzernerinen mit ihren langen Zöpfen und bundgemischten — breitbebänderten Röckleins betrachtete, freute sich, all' das in Wirklichkeit zu schauen, was sie einst nur im

todten Buche geseh'n, und sie drang denn auch dießmal wieder ungestüm um eine schnelle Abfahrt in die Gräfin.

6.

Es war ein heit'rer Morgen voll duftiger Frische, als uns're beiden Reisenden aus der Stadt fuhren und die Strasse nach Luzern einschlugen. —

Alle Höhen, vom Golde der Sonne belegt, schallten schon rings von den lieblichen Tönen der Bergflöte und von dem Liede der Sennerinen, die fast bis zur Athemlosigkeit den jodelnden Alpensang wiederholten und steigerten.

Lisette jauchzte mit ein, und äusserte gegen die Gräfin: sie meine schier, sich nun noch deutlicher als je — an die Heimath erinnern zu können; denn wohlbekannt schienen ihr diese Töne — diese Höhen, diese Waldtheile — diese Burggetrümmer, welche sich ringsherum zeigten.

Mir ists, sprach sie, als tauche hier meine Vaterflur in der Erinnerung auf, — und wenns nicht im Traume geschah, so hab' ich dieß Alles schon einmal wirklich gesehen. —

Vielleicht, erwiederte die Gräfin — vielleicht holt Dein Geist jetzt die frühesten Bilder der Kindheit wieder hervor; vielleicht sind wir denen nahe, die wir suchen — laß uns denn hoffen, laß uns vertrauen auf Den, der alle Schritte seiner Kinder leitet! —

Unter solchen Gesprächen kamen sie hinüber ins Thal, wo die Reuße zum Wogentanz des Vierwaldstättersee's läuft und an der Strasse hinrauscht. —

Da öffnete sich die Scene, die Lisette einst im Parke der Gräfin in dem Entzücken ihrer Seele geschaut.

Ein freundliches, von Bergen umschlung'nes Thal vertiefte sich unter die Höhen, ein Kirchdorf lag in weiter Entfernung; näher aber bei den Reisenden — stand unter einem jähen Hügel, über welchen die Strasse abschoß, ein rothfarbiges Kreuzlein und nebend'ran die Hütte eines Fischers. —

Lisette hatte aber in dem Augenblick nicht mehr jenen Sehergeist, wie damals; ja sie übersah, fast wie von einem feindseligen Wesen geblendet, all' dieß auffallende Zusammentreffen ihres ehemaligen Phantasienbildes mit dieser schönen Wirklichkeit. —

In die Ferne war ihr Blick geheftet — dem Laufe des Stromes folgend — wollte sie eben die Gräfin auf das Kirchlein am Thalesende aufmerksam machen; — da schallt's auf einmal wie Schrei, der Kutscher ist von seinem Sitze verschwunden — die Pferde sinken, der Wagen schießt pfeilschnell den Hügel hinab, und stürzt beim rothen Kreuzlein am Wege krachend nieder. —

Beschädigt, blutend und bewußtlos liegt die Gräfin in den Armen der jammernden Lisette, die ihre Gebieterin für todt hält. — —

7.

Des Kutschers Geschrei und die Jammertöne der untröstlichen Lisette hatten sogleich die Bewohner des nahen Fischerhäuschen herangezogen; und die Rosse zu halten, den Wagen zu heben, die wunde scheintodte Gräfin in die Hütte zu bringen war fast das Werk eines Augenblicks; denn der Fischer, sein Weib und zwei rüstige Söhne griffen den Nothleidenden rasch unter die Arme. —

Während die beiden Söhne mit dem Knechte die

abgeriss'nen Aufhaltriemen wieder zurecht brachten — hatte der Alte und sein gutherziges Mütterlein bereits auch die Gräfin durch den reichlich eingerieb'nen Kirschengeist, den der wack're Fischer selbst zu brennen verstand, wieder ins Leben gerufen. — —

Kaum fing sie zu athmen an, so rief der Wack're, indem er seine Mütze zog, voll Andacht aus: »Gott sey Lob und Dank! auch die ist gerettet!« — »Seht, Ihr Jüngferchen,« sprach er zu Lisetten, die vor der Gräfin, welche in einem auf den Stubenboden hingeworf'nen Bette lag, niedergesunken war und weinend nach ihr hinsah, — »seht! ich hab' nun schon zweimal das nämliche Unglück erlebt. — Wie heute, so stürzte etwa auch vor fünfzehn Jahren eine ähnlich wandernde Frau den Hügel herab. Es ging ihr hart, ja härter, als Euch, und wären wir nicht auch damals, wie heute rasch zur Hand gewesen; sie hätte ohne Rettung ihr Leben eingebüßt.« —

»Ein Bein war ohnehin entzwei, und sechs Wochen lang lag sie in meinem Häuschen, bis sie wieder reisefähig wurde. — Ich hab' zum Andenken — in den ersten Tagen jenes Unglücks — gleich ein Kreuzlein hinausgestellt; und nie seh' ich nach jenem Kreuzlein hin, ohne Gott für die wundervolle Rettung jener Frau herzlich zu danken. —

Obwohl aus dieser Rede des geschwätzigen Alten für die Gräfin und Lisette manches Wort hätte bedeutungsvoll seyn können; so war doch fast Alles umsonst erzählt; denn weder die Gräfin, noch Lisette, noch das Mütterlein hatten während des Einreibens, des Trocknens und Fragens eine Zeit, auf den Greis zu merken. — Die Gräfin war ohnehin, obwohl die Wunden unbedeutend waren, vor Schrecken noch todtkrank, und

Lisette dachte nur darauf, der Leidenden jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. —

Erst des andern Tages, als sich die Gräfin, nach einer ruhigen Nacht — wider Erwarten wohl und gestärkt fand, und auch Lisette wieder froher schaute — war man für die Erzählung der Fischerin, die nun auch die Unglücksgeschichte wiederholte, empfänglich. —

Die Gräfin horchte gespannt auf, und fragte sogleich: ob sie nicht irgend Etwas zum Andenken von jener Verunglückten erhalten hätte?

O ja, rief das Mütterlein, eilte hinweg in die Kammer, brachte ein goldenes Halskreuz an einer seid'nen Schnur, und legte es mit freudigem Lächeln auf das Bette vor die Gräfin hin. —

Diese hatte kaum einen Blick darauf geworfen, so schrie sie, so matt sie auch war, voll Freude auf: »o Ihr lieben Leutchen! das war meine Schwester, denn seht hier der Name »Amalie von Kirchburg« ist ihr Name! —

Eure Schwester? entgegneten jetzt wie aus einem Munde der Fischer — das Weib und die Söhne, und der Alte setzte sogleich bei: nun Gott Lob! jetzt hören wir sicher noch Mehreres, was uns erfreut.

Was denn? fiel neugierig die Gräfin ein. — Ja, erwiederte der Fischer, ich sollt's zwar nicht sagen, denn es macht mir keine Ehre; aber es muß heraus! Hört! als vor etwa fünfzehn Jahren Eure Schwester da draussen den Fuß brach, und hier in meinem Hause sechs Wochen in der Kur lag, war ich ein geldarmer, aber kinderreicher Vater. Zehn kleine Hände fuhren mir tagtäglich in den Brodsack und leerten ihn, eh' ich oft im Stande war, ihn wieder zu füllen. — Da bat mich Eure Schwester, die besonders das Klein=

ste meiner Kinder — ein gar zutrauliches Mädchen, liebgewonnen hatte: ich möchte ihr die kleine Lise, die etwa drei Jahre zählte — ganz überlassen. — In meiner damaligen Noth sagte ich ihr's zu, und das Mädchen zog denn darauf mit ihr, und wir haben nichts mehr von der Lise gehört. —

Vielleicht wißt Ihr nun was darum, und ich wollt Euch deßhalb gebeten haben, mir etwa Aufschluß zu geben. O! wenn sie noch lebte, wir nähmen sie jetzt, da uns der Tod sieben nacheinander genommen und uns nur diese zwei Söhne gelassen hat, recht gerne wieder heim; denn, Frau! es kömmt einem so erst hinterd'rein, daß es nicht recht war, sein Kind wegzugeben. —

Der Alte hielt inne, und wartete nun auf Antwort. — —

Indem er aber noch gleichsam fragend auf die Gräfin hinsah, stürzte sich Lisette von der Seite herein mit umschlingenden Armen an seinen Hals und »Vater! mein Vater!« waren die einzigen Worte, die ihr wonnetrunknes Herz stammeln konnte. —

Der Alte erschrack, und wie von einem Wetterschlage erschüttert zitterte sein Vaterherz am Herzen der Tochter. Du bists? rief er, und wollte dem theuern Kinde erst recht ins Auge sehn, da merkte er, daß sie wie todt, leichenblaß, ohne Leben und Wärme mit eiskalter Hand an ihm hing. —

Jesus Maria! schrie er der Mutter zu, »die Freude hat sie getödtet.« —

Aber diese faßte schnell das liebe Kind, riß es ihm vom Herzen und fing mit aller zärtlicher Geschäftigkeit auch da, wie früher bei der Gräfin — ihre Belebungsversuche an. —

Das Fläschchen mit dem Kirschengeist ward hurtig wieder ergriffen, und die rege Hand rieb Schläfe und Stirne mit verjüngter Fertigkeit. Es dauerte nicht lange, so schlug auch Lisette die holden Augen wieder auf; erhob sich freudig, drückte rasch Mutter, Brüder, Gräfin — und den Vater, abwechselnd an's Herz, und wußte der Zärtlichkeiten nicht genug aufzufinden, um die Freude des Wiederfindens all' ihren Theuern zu äußern. *) —

Ihr Auge glänzte, ihre Wangen glühten, die ganze Gestalt schien wie verklärt, und selbst die Eltern glaubten: »sie könne nur ein Engel seyn, der aus dem Himmel wiederkehrte, um noch einmal seine Lieben auf der Erde zu grüßen.« — —

Als endlich die erste Freude sich etwas gestillt und die erhob'ne Woge der Empfindung sich allmählig zum klaren Spiegel wieder gesetzt hatte, sprach Lisette ruhig und heiter von ihrem bisherigen Geschicke. — Alles, was sie durch die selige Gräfin für Leib und Geist Gutes erhalten, — alle frohen — alle seligen Stunden in ihrem Umgange — alle Lehren, alle Ermahnungen — Alles wurde den staunenden Eltern mitgetheilt. Diese horchten mit Entzücken ihrer schönen Rede, und als Lisette noch beifügte, wie sie seit Langem von unendlichem Sehnen nach der Heimath getrieben — nirgends mehr Freude — nirgends mehr Frieden gefunden, da schloß sie die Mutter liebend in die Arme, und sagte schmeichelnd zu ihr: o sey nur jetzt heiter und freu' Dich mit uns! Wir lassen Dich nimmer und sehen Dich für den Engel an, den Gott gesendet, um unsre wenigen Tage uns noch mit Rosen zu zieren

*) Hierauf bezieht sich das Titelkupfer.

und einst das sterbende Aug' mit sanfter Hand zuzudrücken. — — Ja, das wird sie auch, sagte weinend der Vater; aber die Gräfin war mit den Worten der Mutter nicht so ganz zufrieden. Auch sie hatte ja ihre gerechten Ansprüche auf Lisette, die ihr als theu'res Kleinod von der seligen Schwester zugefallen, und sie wollte und konnte dieselben nicht aufgeben. —

Mild und freundlich bat sie um Gehör, und eröffnete nun dem Hause — ihren Entschluß, der dahin verlautete, daß Vater und Mutter mit ihr und Lisetten nach Deutschland ziehen, und dort ihre Tage in Ruhe beschließen; die Söhne aber Lisettens Erbschaft von der verstorbnen Gräfin Kirchburg in Empfang nehmen, und sich irgend anders wo besser ansiedeln sollten; denn Lisette, fügte sie hinzu — wird ihre künftige Mitgift von mir erklecklich erhalten. — —

Dagegen wurde nun zwar noch viel gestritten; allein die Gräfin setzte am Ende doch durch.

Und noch leben die beiden alten Eltern auf einer Schweizerei der Gräfin, und Lisette ist des Herrschaftsrichters von Nellenburg — glückliche Gattin. —

Manuskript von Fr. Xav. Müller.

---

b.

Ritter Turelli und seine Gemahlin Camilla.

(Eine Skizze aus den Zeiten der Kreuzzüge.)

Lange schon seufzte das heilige und gelobte Land unter Mahomeds blutiger Tyrannei, als unter Kaiser Friedrich urplötzlich ein heiliger Eifer bei allen christli-

chen Rittern erwachte, und sie zu dem Verlangen entzündete, dieß Land der Wunder, das unser Heiland mit seinem hochheiligen Blute geweiht hatte, abermal zu erobern, und die so langwierige Schmach der Christen mit blutigem Schwerte zu rächen. Schon stand die Fahne des heiligen Kreuzes aufgepflanzt, und aus allen Gegenden und Ländern eilten die muthigen Streiter Christi herbei, unter diesem glorreichen Panier sich zu versammeln.

Indeß nun alle sich rüsteten, und einander zum heiligen Kampfe ermuthigten, flog diese Nachricht mit Blitzesschnelle von Europa nach Asien. Der tapfere Saladin, Sultan von Aegypten, vernahm sie mit Entsetzen; doch verlor er darüber den Muth nicht, sondern er eilte, ohne Zeitverlust, Vorkehrungen zu kräftigem Widerstand zu treffen. Ja, es begnügte dieser so vorsichtige als tapfere Fürst sich nicht damit, ein stattliches Heer ins Feld zu stellen; er selbst wollte die Streitkräfte der Christen persönlich in Augenschein nehmen; denn da er wußte, daß wohl noch zwei Jahre verfließen würden, bis es zum wirklichen Angriff käme, verließ er, von vier seiner Vertrauten und einigen Dienern begleitet, Babylon, seine Residenz, Deutschland und Italien zu bereisen. Er schiffte sich demnach zu Alexandrien ein, kam als Kaufmann verkleidet nach Venedig, ging von dort nach Rom, hierauf nach Neapel und durchstreifte deßgleichen die ganze Lombardei.

Es ergab sich aber einstmals, daß er auf einer Reise von Mailand nach Pavia sammt seinen Begleitern des Weges verfehlte, und lange Zeit mit ihnen in der Irre umherschweifte. In ihrer großen Verlegenheit gewahrten sie endlich in einiger Entfernung ein schönes Landhaus, auf das sie nach kurzem Besinnen

zuritten. Da sie nun in die Nähe gekommen waren, sahen sie daselbst einen Herrn des Landes, der eben bei einer Reiherbeize sich erlustigte. Es war dieß Ritter Antonio Turelli, ein schlichter und gottesfürchtiger Mann, der wegen seiner großen Wohlthätigkeit von Allen hochgeehrt und geliebt war, und der zuweilen, wenn seine Pflichten ihm gestatteten, sich aus Pavia zu entfernen, gern auf seinem Landgute mit der Jagd sich unterhielt. Seine Gemahlin Camilla jedoch, die sehr schön und sehr fromm war, ohne beides zu wissen, war derlei Erholungen abhold, und hielt zu solcher Zeit mit ihren Kindern sich in der Stadt auf. Sie war von sehr edlem Hause, und eine Nichte des Abtes von Sanct Peter zu Pavia; hatte auch früher den Schleier nehmen, und dem Dienste Gottes im Kloster sich weihen wollen; und wiewohl die Fügung der Vorsehung ihr deutlich gezeigt hatte, daß dieß nicht der Wille Gottes noch ihr Beruf sey, seufzte sie dennoch in manchen stillen Stunden nach der gottseligen Ruhe des klösterlichen Lebens.

Da nun der Sultan den Ritter ersah, näherte er sich und fragte ihn in lateinischer Sprache um den Weg nach Pavia. Turelli nahm sogleich wahr, daß die Fremdlinge Herren von Stande wären, und war sehr erfreut, daß ihre Erscheinung ihm Gelegenheit erbot, die Gastfreundschaft gegen sie zu üben. Er antwortete also dem Sultan, es sey noch ein weiter Weg nach Pavia; dazu habe der Abend sich bereits geneigt, und die Gegend rings umher sey unsicher, weil seit einiger Zeit in allen Wäldern sich Räuber aufhielten; deßhalb ersuche er die Gesellschaft, sein Haus und seine Dienste für diese Nacht nicht zu verschmähen. Saladin jedoch dankte ihm, und bestand darauf, seinen

Weg nach Pavia fortzusetzen, oder wenigstens das nächste Gasthaus zu erreichen. Es erbot sich also Ritter Turelli, ihm einen Wegweiser mitzugeben; ertheilte aber dem Diener, den er mit ihnen sandte, in Geheim den Auftrag, die Fremdlinge einige Zeit in der Irre herum zu führen, und sie dann nach seinem Landhause zurückzubegleiten.

Der Diener that, wie sein Herr ihm befohlen, der indessen ein stattliches Abendmahl bereiten ließ. Saladin aber und seine Begleiter erstaunten nicht wenig, als sie bei Anbruch der Nacht an den Pforten eines vermeintlichen Gasthofes hielten, und den edlen Turelli sahen, der ihnen lächelnd entgegen kam, und sie mit aller Freundlichkeit empfing. Auf das Angenehmste überrascht, sagte der Sultan ihm den verbindlichsten Dank für so gastfreundliche Aufmerksamkeit, und nahm seine Dienste fröhlich an. Während des Abendmahles erkundigte sich Turelli mit aller Bescheidenheit, wen er die Ehre habe, zu beherbergen, und ob er ihnen nicht vielleicht nützlich seyn könne. Saladin antwortete: Wir sind Kaufleute aus der Insel Cypern, und es rufen uns wichtige Handelsgeschäfte nach Deutschland; weil aber unsre Reise uns zunächst durch Italien führte, und wir viel Schönes und Merkwürdiges von diesem Lande gehört haben, wollten wir die Gelegenheit nicht versäumen, dasselbe im Vorübergehen anzusehen. Turelli indessen erkannte aus ihrem ganzen Benehmen, und aus ihren feinen Sitten immer deutlicher, daß sie Herren vom hohen Stande wären, doch wollte er nicht weiter in sie dringen, und sprach blos: »Ich selbst kehre morgen nach Pavia zurück, und es wird mir ungemein erfreulich seyn, den Weg dahin in so verehrter Gesellschaft

zurückzulegen; auch werden wir dort einen Gasthof finden, wo meine Herren bessere Herberge als in meinem Landhause antreffen werden.« Endlich schieden sie nach einer freundschaftlichen Unterredung von einander, und begaben sich in ihre Zimmer. Turelli aber sandte auf der Stelle einen Eilbothen an seine Gemahlin, und ließ ihr entbiethen, daß sie ein glänzendes Gastmahl für den folgenden Tag veranstalten, und die vornehmsten Herren seiner adelichen Verwandtschaft dazu einladen möchte, weil er mit einigen Freunden daselbst eintreffen würde.

Sein Wunsch ward pünktlich erfüllt, und da Saladin am früheſten Morgen mit seiner Begleitung aufbrach, kamen sie noch vor der Zeit des Mittagsmahles zu Pavia an, und stiegen in dem Hause des gastfreien Ritters ab, dessen Freunde ihn daselbst erwarteten. Die Gäste wurden mit allen Ehren aufgenommen, die sie hätten erwarten dürfen, wenn ihr hoher Rang kund gewesen wäre. Der Sultan stutzte und fürchtete Verrath; doch überzeugte er sich bald, daß Niemand ihn kenne, und beklagte sich hierauf sehr freundschaftlich bei seinem Wirthe über die allzugroße Güte gegen ihn. Nach dem Gastmahl, als die Freunde des Hausherrn sich entfernt hatten, führte er die Fremdlinge in die Zimmer seiner Gemahlin, und stellte ihnen dieselbe nebst seinen beiden Knaben vor, welche hinzutraten, die Gäste ehrerbiethig zu begrüßen. So große Auszeichnung brachte den Sultan in Verlegenheit, und er wußte kaum, was er thun sollte; denn er war von Natur großmüthigen Herzens, und gern hätte er sich dankbar gegen seinen Wirth erzeigt, mußte sich jedoch Gewalt anthun, weil er fürchtete, für mehr als einen Kaufmann zu gelten. Er klagte also über seine Be-

schämung, und über sein Unvermögen, so ausgezeichnete Ehre zu erkennen; verhieß jedoch, daß er nach seiner Zurückkunft auf Cypern seine große Schuld abtragen werde.

Lange Zeit besprachen sie sich in dieser liebenswürdigen Familie über die verschiedenen Merkwürdigkeiten, die sie auf ihrer Reise gesehen. Endlich kam auch die Rede auf den großen Eifer und die ungeheuern Zurüstungen der Christen, das heilige Land zu erobern. Turelli erinnerte, es sey dieses allerdings ein sehr lobwürdiger Eifer der Christen, das heilige Land den Händen der Ungläubigen wieder zu entreissen, und er hoffe wohl selbst, diesen heiligen Kampf für Gottes Ehre zu fechten. Saladin aber antwortete, wenn alle christlichen Edeln ihm glichen, und dieß zur Kenntniß des Sultans gelangte, so zweifle er keineswegs, daß dieser Fürst ihnen gern alles abtreten würde, was sie in seinem Lande billig verlangen könnten. Nachdem sie nun einander gegenseitig viel Verbindliches gesagt hatten, ließ Camilla, die Gemahlin des Ritters, fünf orientalische Unterkleider aus dem feinsten Seidenstoffe und kostbar mit Gold durchwirkt herbeibringen, und überreichte sie den Fremdlingen mit der Bitte, dieselben als ein Andenken an sie und die Ihrigen zu empfangen. Saladin nahm solche mit tiefer Rührung und in den Ausdrücken der innigsten Dankbarkeit an, nahm endlich Abschied von Turelli und seiner Gemahlin, und faßte den festen Vorsatz, so große Güte und Liebe königlich zu belohnen, sobald er zu Babylon zurück wäre. Turelli setzte sich ebenfalls zu Pferde, und begleitete seine neuen Freunde eine gute Strecke Weges, worauf der Sultan und seine Begleiter ihn umarmten und ihm verhießen, daß sie

ihm gewißlich Nachricht ertheilen würden, sobald sie in ihrem Vaterlande angekommen wären.

Indessen wurden alle Zurüstungen zu dem nahen Kriege mit dem angestrengtesten Fleiße betrieben. Saladin selbst war dessen Augenzeuge; denn er durchreis'te noch mehrere Länder, und spähte mit Falkenaugen, bis er endlich, nachdem er die Streitkräfte der Christen genau erkundet hatte, nach Babylon zurückkehrte, um alle Vorkehrungen zu treffen, gegen so mächtige Feinde sich zur Wehr zu setzen.

Bald erschien in der That die Zeit, wo Alle, die das Kreuz genommen hatten, sich zu ihren Heeren versammelten, und nach dem Orient sich einschifften. Nicht leicht war ein Edler zu finden, der, bei so allgemeiner Begeisterung für die Sache Gottes, daheim geblieben wäre. Auch Turelli glühte, in das heilige Land zu ziehen; denn sowohl er als seine fromme Gemahlin waren der zartesten Andacht zu dem heiligen Grabe des Erlösers ergeben; und so schmerzlich die Trennung dem Herzen der Letztern fiel, hieß sie ihn dennoch mit Gott ziehen, und nach seinem ganzen Vermögen mitwirken, daß den ungläubigen Heiden das gelobte Land entrissen würde, wo unser geliebter Heiland geboren war, die heiligen Geheimnisse unserer Erlösung gewirkt und durch seinen Tod und seine heilige Auferstehung besiegelt hatte.

Indessen schied sie dennoch nicht ohne Thränen von ihm, und er selbst trennte sich mit Schmerzen von ihr und den geliebten Kindern. Kurz vor seiner Abreise traf er noch einige geheime Verabredungen mit dem frommen Abt von Sanct Peter, dessen besonderem Schutze er seine Familie empfahl; und als endlich die Stunde des Abschiedes gekommen war, da wollte sie

faſt vor Herzensleid vergehen, und bat ihn dringend, doch ja ſeine Rückkehr nach Möglichkeit zu beſchleuni- gen, ihrer nicht zu vergeſſen, und ſteckte zu beſtändi- ger Erinnerung an ſie, einen Ring ihm an den Fin- ger, und trug ſelbſt einen ähnlichen zum Denkzeichen, daß ſie bei jedesmaligem Anblick desſelben ſeiner ſich erinnern werde.

Turelli reiste ab und ſchiffte ſich mit dem größ- ten Theile des Heeres im Hafen zu Genua ein. Alle Helden glühten, den Kampf mit den Ungläubigen zu beginnen; der günſtigſte Wind wehte, und das Heer landete in kurzer Zeit zu Alexandrien, wo ſie mit den Uebrigen ſich vereinigten, und Wunder der Tapferkeit thaten. Denn Alles fiel Anfangs unter der Schärfe ihrer Klingen; und die geſammte Heeresmacht Sala- dins vermochte es nicht, ihren Eroberungen Schranken zu ſetzen. Aus Gottes unerforſchlichem Rathſchluß je- doch geſchahs, daß einem ſo glücklichen Anbeginn bald die ſchwerſten Drangſale nachfolgten. Die Oberhäup- ter des Kreuzzuges wurden unter ſich ſelbſt uneins, verloren die Sache Gottes aus den Augen, und foch- ten nur für eigenen Ruhm. Dazu kam auch treuloſer Verrath, und überdieß ergab ſich ein großer Theil des Heeres den ſchändlichſten Ausſchweifungen. Alſo ge- ſchah's, daß die chriſtlichen Heere zerſtreut wurden; und zum Ueberfluß alles Unheils brach auch eine arge Seuche aus, die den größten Theil der Streiter hin- wegraffte; und was die Peſt verſchonte, das fiel dem Sultan lebendig in die Hände, ohne daß ihnen ſogar die Ehre des Kampfes zu Theil geworden wäre.

Unter dieſen Letzten befand ſich auch Turelli, der mit den übrigen Gefangenen nach Babylon abge- führt wurde, wo er zwei ganze Jahre in größtem Elen-

de schmachtete. Was ihn aber schmerzlicher als alles Andere beugte, war die gänzliche Unvermöglichkeit, seiner Gemahlin Nachricht von seinem Elende zu geben, und auf solche Weise Anstalt zu seiner Loskaufung zu treffen. Sehr schwer wurden die Christen von den Sarazenen geplagt, die sie auf alle Weise zur Verläugnung des heiligen Glaubens zwingen wollten. Turelli jedoch, der den Kampf für das heilige Land nicht hatte kämpfen können, focht hier andere und schwerere Kämpfe; mit unerschütterlicher Standhaftigkeit bekannte er Jesum Christum den Sohn Gottes, ließ sich weder durch Verheißungen noch durch Drohungen beugen, ermuthigte die Gefährten seines Unglückes, und brachte es durch seine Lehren und seine frommen Beispiele sogar dahin, daß er manche der Ungläubigen selbst für den christlichen Glauben gewann.

Nach dieser Zeit kam dem Sultan zu Sinne, sich zu erkundigen, zu welchen Geschäften und Verrichtungen die einzelnen Gefangenen geeignet wären, um sie, je nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten für seinen Dienst zu gebrauchen. Als nun die Reihe an Turelli kam, sprach er, er sey ein erfahrener Weidmann und habe ein ganz eigenes Talent, Falken und Reiher für die Jagd abzurichten. Da dem Sultan dieß berichtet ward, war er dessen froh, und er befahl alsbald, den Gefangenen vor sich zu führen. Also ward der schwer betrübte Ritter aus seinem dunkeln Kerker entlassen, und vor Saladin geführt, dem er nach orientalischer Sitte zu Füßen fiel. Der Sultan befahl ihm aufzustehen, und kaum hatte er ihn ins Auge gefaßt, da ward er im Innern beklommen, denn es fiel ihm die große Aehnlichkeit mit dem gastfreien Turelli auf, der ihn vor einigen Jahren mit so großen Ehren

in Italien aufgenommen hatte. Sag mir Christ, sprach er, von wannen bist Du? — Aus Istrien, gab der Gefangene zur Antwort, der es nicht wagte, seinen Blick zu dem Herrscher zu erheben; mein eigentliches Vaterland aber und mein gewöhnlicher Aufenthalt war Pavia! — Bist Du verheirathet? fuhr Saladin fort. — Ich bins, Herr! sprach Turelli; wofern mir Gott die Gattin nicht genommen hat, die ich über mein Leben liebe. — Und hast Du Kinder? — Zwei Söhne; die ich aber noch als Knaben in meiner Heimath verließ? —

Bei diesen Worten ward das Herz Saladins weich, in seinem Auge regten sich Thränen, und hätte Turelli es gewagt, ihn anzusehen, so hätte er ihn sicherlich erkannt. Indessen barg der Sultan seine Freude und fuhr fort: Ich kenne Dich, Christ! es sind nun gegen vier Jahre, daß Du Fremdlinge bei Dir aufnahmst, die in Europa umher reisten. Weißt Du auch, wer diese Männer waren? — Es waren Kaufleute aus Cypern, sprach Turelli; für solche wenigstens gaben sie sich aus. — Nun schloß Saladin, Du sollst bald erfahren, wer sie waren, und billigen Lohn dafür empfangen, daß Du Unbekannten gedient hast! — Nach diesen Worten verließ ihn der Sultan, befahl ihm jedoch bis zu seiner Rückkehr zu harren und überließ ihn seinem Nachdenken.

Dem Ritter aber bangte sehr; denn er fürchtete, er habe vielleicht Saladins größte Feinde aufgenommen; gleichwohl aber leuchtete ihm auch ein geringer Strahl der Hoffnung aus den Worten, ob er vielleicht die Freiheit als billigen Lohn empfinge. Während er also zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, kehrte Saladin mit vier der Großen seines Hofes zurück

und sprach: Sag mir, kennest Du diese Unterkleider, mit welchen wir angethan sind? — Ich erinnere mich dunkel, antwortete Turelli, daß auf meinen Befehl meine Gemahlin Camilla jenen Kaufleuten aus Cypern ähnliche gegeben hat! — Da hielt es der Sultan nicht länger; er fiel dem Ritter um den Hals, und sprach: »Wie ist es je möglich, daß Turelli mich nicht mehr erkennt? daß er derjenigen sich nicht mehr erinnert, die er mit so ungewöhnlicher Großmuth aufgenommen hat? — Sieh mich doch an! Ich bin's, und dieß sind Jene, denen Du vor vier Jahren so große Freundschaft erwiesen hast! Gepriesen sey Gott, daß Er mir nun Gelegenheit gibt, Dir dankbar zu seyn.« Und laut rief er vor seinen Großen aus: »Nicht länger soll Turelli als Sklave angesehen werden; es geziemt sich, daß er der Erste nach dem Sultan sey, da er der Wohlthäter desselben war!«

Es war aber Saladin so sehr ergriffen, daß er es nicht vermochte, der Thränen sich zu enthalten, indeß Turelli nicht wußte, wie ihm geschah. Alles Erdenkliche bot der Sultan auf, ihn zu erfreuen, nannte ihn bei den zärtlichsten Namen, wies ihm die prächtigsten Zimmer in seinem Pallaste zur Wohnung an, und befahl dem ganzen Hofe, dem christlichen Ritter gleiche Ehre wie ihm selbst zu erzeigen.

Während aber diese Dinge in Aegypten vorgingen, nagte vielfacher und bitterer Kummer an dem Herzen der betrübten Camilla, die in trostloser Einsamkeit zu Pavia harrte. Umsonst hatte sie in den ersten Jahren mit jedem Tage Nachrichten von ihrem Gemahl erwartet und sich mit immer neuen und immer vergeblichen Hoffnungen getäuscht. Zu ihrem bittersten Herzeleid erfuhr sie bald darauf die schweren Unglücks-

fälle, die das christliche Heer getroffen hatten; ihre Trostlosigkeit aber erreichte den höchsten Grad, als ihr die Kunde kam, Turelli sey in einem Treffen geblieben. Wirklich war ein Ritter aus der Provençe, (einer Provinz in Frankreich), der gleichen Namen mit ihrem Gemahl führte, in der Schlacht gefallen; und Niemand zweifelte, daß dieß ein Anderer gewesen wäre, als ihr Gemahl. Indessen tröstete sie sich dennoch längere Zeit hindurch mit der Hoffnung, diese Nachricht sey vielleicht ungegründet; als aber die Kreuzritter zurückkehrten, und sie selbst aus dem Munde einiger von ihnen vernahm, sie hätten den edlen Ritter Turelli selbst sterben sehen, da konnte diese unglückliche Gattin keinem Zweifel mehr Raum geben, und sie überließ sich ihrem bittersten Schmerz und ihren Thränen.

Schon unmittelbar nach der Abreise ihres Gemahls hatte diese fromme Frau, so sehr nur ihre Familienverhältnisse es ihr erlaubten, sich zurückgezogen und der Erziehung ihrer Kinder sich hingegeben. Das Gebeth allein war ihre Erholung und ihr Trost. Oft hatte sie halbe Nächte in ihrer Hauskapelle zugebracht, für das Heil des christlichen Heeres, ganz besonders aber für ihren Gemahl zu bethen. Nach dieser traurigen Bothschaft aber beschloß sie, der Welt gänzlich Abschied zu geben; und, da nun die Bande gelöst wären, die allein sie in der Welt gefesselt hielten, den frommen Vorsatz auszuführen, den sie bereits in ihrer Jugend gefaßt hatte, Gott ungestört im Kloster zu dienen. Auch wartete sie mit der Ausführung dieses Beschlusses nur so lange, bis sie wegen der fernern Ausbildung ihrer Söhne die nothwendigsten Vorkehrungen getroffen hätte. Also verflossen die ersten zwei Jahre

ihrer vermeinten Wittwenschaft, während welcher sie keinen Tag hatte vorübergehen lassen, ohne für das Heil der Seele ihres Gemahls dem Herrn Gebethe und strenge Bußwerke darzubringen.

Es hatte aber ihre Familie ihren Entschluß kaum vernommen, da widersetzten, ihr Oheim, der Abt von Sanct Peter, allein ausgenommen, sich ihr alle vom Größten bis zum Kleinsten, und boten ihre ganze Beredsamkeit auf, sie dahin zu vermögen, daß sie zu einer neuen Ehe schritte. Da sie noch jung und nicht nur schön, sondern auch mit großem Liebesreiz und seltenen Tugenden geschmückt war, bewarben sich verschiedene Herren aus dem höchsten Adel um sie, und sie hatte deßfalls einen schweren Kampf zu bestehen. Gleichwohl erfand ihre Klugheit die scheinbarsten Entschuldigungen, bald diesem, bald jenem Freier ihre Hand zu versagen. Endlich aber verlangte ein Graf Bondelli sie zur Ehe, dessen Bewerbungen sie nicht füglich verschmähen konnte; denn er war Einer der ersten Herren des Landes, bereits von gesetztem Alter, und sowohl durch großen Reichthum als durch viele persönlichen Verdienste ausgezeichnet. Daher auch lag ihre Familie ihr so dringend an, in diese Verbindung zu willigen, daß sie am Ende ihren Zudringlichkeiten und Verfolgungen sich nicht länger widersetzen konnte, und sich ihren Wünschen zu fügen verhieß, sobald der Graf von Frankreich zurück wäre, wohin er als Gesandter war abgeordnet worden.

Während nun diese schwer bedrängte Frau sich nicht zu rathen wußte, und unaufhörlich auf Mittel sann, den Schlingen zu entkommen, die ihr auf beinahe ganz unausweichliche Art gelegt waren, erfreute Turelli sich der größten Huld des Sultans von Ba-

bylon, der nichts unterließ, was nur seine Großmuth ersinnen konnte, seinem Gast sich dankbar zu erzeigen. Es war schon eine geraume Zeit verflossen, daß er an seinem Hofe sich aufhielt; Saladin aber schien zu bemerken, daß ein geheimer Kummer ihm alles Vergnügen verleide, und stellte ihn deßfalls freundschaftlich zur Rede. Turelli eröffnete ihm, daß er keine Worte finde, für so ausgezeichnete Gnade genugsam zu danken, daß jedoch zugleich die Sehnsucht ihn verzehre, in sein Vaterland zu seiner geliebten Gattin und zu seinen Kindern zurückzukehren. Der edelmüthige Saladin fand dieß Verlangen billig, und da er mit seiner Freundschaft ihm nicht lästig seyn wollte, hielt er ihn nur noch wenige Tage zurück, und traf indessen die nothwendigen Vorkehrungen zu seiner Abreise. Er ließ also ein Schiff ausstatten, und dasselbe mit vielem Golde und dem kostbarsten Reichthum Aegyptens beladen; und als dieß nach seinem Befehl geschehen war, begleitete er mit seinem ganzen Hofe den Ritter bis an den Ort seiner Einschiffung, schenkte ihm das Schiff mit allem, was dasselbe enthielt, und entließ überdieß auf seine Bitte noch vierhundert Christensklaven ihrer Fesseln, die sich mit ihm einschifften. Endlich umarmte er den Ritter, ersuchte ihn, daß er ihm bald Nachricht von seiner Ankunft ertheilen möchte, und versicherte ihn, daß er seiner nimmermehr vergessen werde. Beide schieden hierauf nicht ohne Thränen von einander; und schon flog das Schiff unter günstigem Winde und dem heitersten Wetter mit ausgespannten Segeln der ersehnten italischen Heimath zu.

Indessen aber war Graf Bondelli aus Frankreich zurückgekehrt, und hielt sich einer Unpäßlichkeit wegen auf seinen Gütern auf; doch hinderte dieß ihn

keineswegs, allen Ernstes auf seine Verbindung mit Camilla zu dringen; und er hatte seinen Bruder, einen Jugendfreund Turelli's, nach Pavia abgesandt, den Ehekontract abzuschließen, und seine Braut ihm zuzuführen, da er auf seinem Schlosse Alles zur prächtigsten Vermählungsfeier veranstaltet hatte. Die Dinge waren bereits so weit gekommen, daß am folgenden Tage nach einem glänzenden Gastmahle der Ehevertrag unterzeichnet werden sollte, und die schwer geängstete Camilla sah keinen Ausweg mehr vor sich.

Da faßte sie endlich ihren letzten Entschluß. Sie begab sich nach Sanct Peter und sagte unter Thränen zu ihrem Oheim, dem Abte, daß sie mit ihrem Gemahl Alles verloren habe, was sie in dieser Welt habe lieben können; und keine menschliche Macht vermöge sie dahin zu bereden, ihre Hand jemals einem Andern zu reichen. Auch stellte sie ihm vor, daß es ihm selbst gar wohl kund sey, wie sehr sie dieser Vermählung sich habe erwehren wollen, und daß nur ihre Verwandtschaft sie auf die peinlichste Weise dazu gedrängt, und ihr durchaus keine Ruhe gelassen habe. Sie bitte ihn also um seinen Rath, weil sie den unwiderruflichen Vorsatz gefaßt habe, ihr noch übriges Leben im Kloster der heiligen Clara dem Dienste Gottes zu heiligen, ja, daß sie auch dieß längst gethan hätte, wenn nicht die Fürsorge für ihre Kinder sie verpflichtet hätte, bis nun in der Welt zu bleiben. Der Abt hörte sie geruhig an, sagte ihr, die Sache sey nun zu weit gediehen, und es sey sehr schwer, dieser Schlinge auf ehrbare Weise zu entkommen.

Da sie jedoch vor beständigen Bitten und Thränen nicht abließ, sprach endlich der Abt: »Seyd getrost, geliebte Nichte! So es der Wille Gottes ist, daß

Ihr Wittwe bleiben und euere Tage in einem Kloster beschließen sollet, dann werden keine menschlichen Hindernisse es vermögen, euern frommen Vorsatz zu vereiteln. Damit jedoch unsre Verwandtschaft eure Absichten nicht wahrnehme, begebet Euch morgen im vollen Schmuck zu dem Gastmahl, das der Bruder eures Freiers bereitet hat, und seyd wohlgemuth; ich werde dann selbst Fürsorge treffen und es über mich nehmen, nach dem Gastmahl Euch in das Kloster der heiligen Klara zu geleiten, daß Ihr zu Eurem künftigen Aufenthalte erwählt habet. Eure Söhne mögen indessen in meiner Obhut bleiben!« — Dieß Opfer, von ihren geliebten Kindern sich zu trennen, fiel ihrem Mutterherzen über allen Ausdruck schwer, dennoch brachte sie dasselbe großmüthig und schied mit erleichtertem Herzen. Hierauf aber schloß sie sich in ihre Kammer ein, brachte die ganze Nacht im Gebethe zu und flehte zu Gott, ihren heiligen Vorsatz zu segnen.

Der Herr jedoch erhörte ihr Gebeth auf weit andere Weise, und begnügte sich mit ihrem Willen. Das Fahrzeug, das ihren Gemahl führte, war bereits unter schnellem Winde vor einer Woche zu Genua angekommen, woselbst er es hatte auf der Rhede liegen lassen; indeß er mit drei Rittern, die Saladin auf seine Bitte der Gefangenschaft entlassen hatte, sich eilig auf den Weg nach Pavia begab. Alle waren nach der Weise des Orients gekleidet, und sie waren gerade in derselben Nacht vor Pavia angekommen. Bevor indessen Turelli sich zu erkennen gab, wollte er früher in der Stille Erkundigungen einziehen. Sobald also der Tag angebrochen war, und die Stadtthore aufgethan wurden, begab er sich mit seinen Begleitern ungesäumt nach der Abtei Sanct Peter, wo er mit

dem Abte zu sprechen verlangte. Dieser erschien auch alsbald, und besprach sich längere Zeit mit dem Fremden, ohne ihn zu erkennen; denn sowohl die orientalische Tracht als sein langer Bart, den er seit drei Jahren hatte wachsen lassen, verstellten ihn so gänzlich, daß Niemand ihn erkennen konnte. Der Abt erstarrte beinahe vor Erstaunen und Schrecken, als er endlich sich nannte; denn es gemuthete ihn, als sähe er ein Gespenst vor sich, weil er erst unlängst seinen Jahrestag begangen, und das Seelenamt für ihn abgehalten hatte. Gleichwohl wurden ihm allmählig einzelne seiner Gesichtszüge kenntlich, und er umarmte ihn herzlich, als er sich endlich überzeugt hatte, er sey wirklich sein Vetter, und der Gemahl seiner Nichte. — Turelli erzählte ihm die wunderbaren Führungen der Vorsehung, die er in seiner Gefangenschaft erfahren, die großmüthige Freundschaft Saladins, und wie es ihm seit seiner Entfernung ergangen.

Wie sehr erstaunte dagegen Turelli, als der Abt ihm erzählte, was seit jener Zeit in seiner Familie sich ereignet, wie alle ihn längst als todt beweint, wie sehr die Verwandtschaft seine Gemahlin gedrängt, sich neuerdings zu vermählen, und was sie selbst deßfalls beschlossen hätte, ja was eben heute ihr bevorstände. — Je länger der Abt erzählte, um so höher stieg die Verwunderung des Angekommenen, der darüber wie aus einem schweren Traum erwachte, und zuletzt in große Freude ausbrach. Der Abt wollte ihn sogleich in sein Haus begleiten; Turelli dagegen bat ihn vielmehr, seine Ankunft geheim zu halten, und Fürsorge zu treffen, daß er selbst zu dem feierlichen Gastmahl eingeladen würde, nach welchem der neue Ehevertrag sollte unterzeichnet werden; da es ihm die

höchste Freude gewähren würde, Augenzeuge der standhaften Treue seiner Gattin zu seyn, und sie selbst auf ganz unvermuthete Weise zu überraschen. Dieser Einfall gefiel dem Abte höchlich, und er sandte alsbald zu dem Bruder des Bräutigams, ihn zu ersuchen, daß er einige Herren von dem Hofe Saladins zur festlichen Tafel mitbringen dürfe, die der Sultan in wichtigen Angelegenheiten nach Europa gesandt habe. Der Graf aber sandte ihm die Antwort, es würde ihm erfreulich seyn, wenn diese Herren das Fest mit ihrer Gegenwart beehren wollten.

Als nun die Stunde des Gastmahls erschien, da begaben sich alle in sehr verschiedenen Gedanken und Absichten dahin; der Graf und seine Freunde nämlich mit dem Verlangen und in der Absicht den Ehevertrag sobald nur möglich abzuschließen; der Abt, der allein im Besitz des ganzen Geheimnisses war, sich an der Freude des Wiedersehens zu ergötzen; Turelli, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern wieder vereint zu werden; Camilla aber, die vermeinte Braut, in tiefster Betrübniß und in der gespannten Erwartung, wie ihr Oheim, der Abt, aus dieser Schlinge sie erretten würde. Turelli sah seine Gemahlin im prächtigsten Glanz; doch mit tiefster Wehmuth auf dem Angesichte eintreten; und er ward von diesem Anblick so tief erschüttert, daß er sich einige Minuten abseits begab, seine Thränen zu verbergen. Es ward aber die edle Frau von tief innigem Schmerz ergriffen, als der Abt auf sie zukam und leise, aber feierlich zu ihr sprach: »Geliebte Nichte, ich habe über Eure Sache reiflich nachgedacht und befinde, daß es nach Allem, was sich ergeben hat, Gottes Wille nicht ist, daß Ihr in ein Kloster gehen sollt; vielmehr sehe ich unverkenn-

bar, daß Ihr zu dem Ehestande berufen seyd; darum widersetzet Euch dem Willen seiner heiligen Vorsehung nicht!« — Wie versteinert blickte Camilla ihn an und sprach: »Herr Oheim, solche Rede geziemt Euerm heiligen Stande schlecht; und ich ersehe daraus klar, daß auch Ihr gegen mich verschworen seyd. Ich betheure Euch aber, daß ich eher sterben, als mich aufs Neue vermählen werde. Möget Ihr zusehen, wie Ihr verantwortet, was ich fest entschlossen bin zu thun, dafern man mir irgend Zwang anthun will.« — Der Abt beruhigte die Zitternde, bat sie, ihren Thränen Einhalt zu thun, und gab ihr lächelnd die Versicherung, daß sie, noch bevor das Gastmahl zu Ende ginge, seinen väterlichen Rath mit Dank annehmen würde.

Endlich begab die Gesellschaft sich zur Tafel. Turelli und seine Begleiter setzten sich mit dem Abte und noch Einigen der Gäste an einen der Tische; die Braut mit den Kindern aber und dem Grafen nebst einigen der nächsten Verwandten an einen andern Tisch. Das Gastmahl war glänzend aber stumm; denn die Wehmuth und die Thränen der Braut erfüllten alle mit einem Trübsinn, den nichts zu erheitern vermochte.

Gegen das Ende der Mahlzeit hin, erhob Turelli seine Stimme, und bath die Gesellschaft, daß die Braut nach orientalischer Sitte den Fremdlingen einen Becher Weines zutrinken, und denselben ihnen dann übersenden möchte, damit der Fremde solchen auf ihre Gesundheit leere, ihr Glück und Segen zu ihrem künftigen Ehestande wünsche, und hierauf einen andern Becher zurücksende, den sie auf seine Gesundheit trinke. Diese neue Ceremonie ward mit Freuden ange-

nommen, und die Braut fügte sich, wiewohl mit grämlichem Angesichte, der allgemeinen Bitte. Als nun Turelli den Becher empfing, da begrüßte er die Braut, wünschte ihr in zierlicher Rede, daß der Himmel ihre Thränen bald in Thränen der Freude umwandeln, und sie für allen Gram und alles Herzeleid mit seinen süßesten Freuden beglücken möge. Hierauf trank er den übersandten Becher aus, goß dann etwas weniges Wein in denselben, und ließ ganz sanft den Ring von seinem Finger in denselben gleiten. Die Braut empfing den Becher mit kalter Höflichkeit, brachte denselben zum Munde und erstaunte nicht wenig, während sie solchen kaum mit ihren Lippen berührte, einen Ring darin zu ersehen. Erschrocken zog sie denselben heraus, erkannte ihn auf der Stelle, wendete alsbald den Blick gegen den Fremdling, betrachtete ihn mit wundersamer Neugierde und Aufmerksamkeit, stand urplötzlich vom Tische auf, und fiel ihm mit einem lauten Schrei um den Hals.

Die Gesellschaft nicht minder selbst erstaunt, erhob sich deßgleichen vom Tische; aber noch größer war die Verwunderung, als Camilla halb ohnmächtig auf einen Stuhl neben dem Fremdling niedersank, den sie so eben umarmt hatte, und seine Hand in der ihrigen hielt. Die Frauen eilten sogleich, sie zu laben, und da schlug sie die Augen auf, und begann abermal zu weinen, und zwar, wie der Wunsch ihr war zugetrunken worden, Thränen der süßesten Freude. Da stand Turelli auf, löste das Erstaunen Aller, und versetzte sie in ein neues noch größeres Erstaunen, da er sich ihnen zu erkennen gab. Er erzählte ihnen also in Kürze, auf welche Weise er vor wenig Tagen aus Babylon zurückgekommen, und daß ein anderer Ritter

gleichen Namens aus der Provençe auf dem Schlachtfelde geblieben wäre, und dadurch den Irrthum veranlaßt hätte, er selbst sey in der Schlacht umgekommen. Und hierauf umarmte er seine Kinder ebenfalls unter Freudenthränen; und es bezeugte die ganze Gesellschaft, selbst der Bruder des Bräutigams, ihm ihre lebhafteste Freude und herzlichste Theilnahme. Und sie begleiteten den Ritter und seine Gemahlin im Triumph nach ihrem Pallaste, wo sich bald alle seine Freunde und der ganze Adel versammelte, ihm Glück zu seiner Rückkehr zu wünschen. Nach wenig Tagen kamen die reichen Geschenke an, die der Sultan ihm mitgegeben hatte, und Alle bewunderten die Vorsehung Gottes, welche diejenigen, die Ihn lieben und Ihm dienen, oft wunderbar aus ihren Trübsalen rettet, und sie selbst noch in dieser Welt auf die freundlichste Weise für erlittene Trübsale tröstet.

Aus Silberts Frauenspiegel.

---

c.

Mirza.

In einer asiatischen Stadt lebte ein Mann, Namens Mirza. Er hatte kein großes Vermögen, und lebte bei dem Wenigen, was er hatte, vergnügt und tugendhaft. Sein größter Schatz war sein einziger Sohn, ein Kind von vier Jahren, welches die größte Hoffnung von sich gab, und von seinem Vater außerordentlich geliebt wurde. Aber die Freude genoß der gute Vater nicht lange.

Es war einmal eine große Prozession in der

Stadt; der kleine Ali, so hieß das Kind, lief aus Neugier auch auf die Strasse, solche mit anzusehen, und verlor sich unter der Menge Volkes. Seine Eltern, die untröstlich waren, forschten überall nach; aber sie konnten nicht das Geringste von dem verlornen Kinde erfahren.

Nach einiger Zeit, da sie alle Hoffnung aufgegeben hatten, ihren kleinen Ali wieder zu finden, beschloß Mirza, sein Haus zu verkaufen, und sich auf die Handlung zu legen; damit er, wo möglich, bei dieser neuen Beschäftigung sein verlornes Kind vergessen möchte. Er verkaufte sein Haus, zog in eine andere Stadt, und handelte so glücklich, daß er in Kurzem ein ansehnliches Vermögen erwarb; aber sein verlornes Kind konnte er nicht vergessen, es lag ihm unaufhörlich in Gedanken.

Als er einmal, seiner Handlung wegen, eine weite Reise that, fand er auf dem Felde einen blauen Beutel, der voll Goldstücke war. Anfänglich freute er sich, da er aber bedachte, daß Derjenige, der ihn verloren habe, sehr bekümmert seyn würde, so ward er betrübt, und beschloß, auf der Stelle, wo er den Beutel gefunden hatte, eine Zeitlang zu warten, ob nicht vielleicht Jemand kommen und ihn suchen würde. Er blieb den ganzen Tag auf dieser Stelle; da aber Niemand kam, setzte er seine Reise gegen die Nacht weiter fort.

Als er einige Tage gereist war, traf er in einem Gasthofe viele andere Kaufleute an, mit denen er sich bekannt machte. Unter andern Gesprächen redete man auch von dem Unglücke, das einem Kaufmann in seiner Handlung begegnen könne. Einer von den Kaufleuten fing dabei an zu seufzen, und sagte: »Ach, ich

habe es leider auch erfahren! Vor fünf Tagen habe ich auf der Reise meinen Geldbeutel verloren, in welchem sich ein großer Theil meines Vermögens befand, und ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, ihn jemals wieder zu bekommen.«

Der ehrliche Mirza hatte eine heimliche Freude, als er dieß hörte, und lud den Fremden ein, Abends mit ihm zu speisen. Banda, so hieß der Kaufmann, nahm die Einladung mit Dank an.

Als sie gegessen hatten, legte Mirza den Geldbeutel unvermuthet auf den Tisch. Banda erschrack, und rief plötzlich aus: »er ist's! ja, er ist's!« Mirza umarmte hierauf seinen Gast, und erzählte ihm, wie er den Beutel gefunden habe.

Banda war vor Freude und Erkenntlichkeit außer sich. »Wo findet man jetzt wohl,« sagte er, »einen so redlichen Freund? Guter Mirza, sage, wie ich mich Dir dankbar beweisen soll. Ich bin reich, und habe eine einzige Tochter, die nur dreizehn Jahre alt ist. Hast Du keinen Sohn, und wie alt ist er?«

Der arme Mirza konnte sich bei diesen Worten der Thränen nicht enthalten. »Ach,« sagte er, »ich hatte einen Sohn, einen einzigen Sohn, ein hoffnungsvolles Kind, das ich über Alles liebte; aber nun sind es schon acht Jahre, daß ich ihn verloren, und nie das Geringste wieder von ihm erfahren habe.«

Banda war bei diesen Worten bestürzt. Als er eine Zeitlang nachgedacht hatte, fragte er seinen Freund, wie alt sein Sohn gewesen, als er verloren gegangen, wie er geheissen habe, und wie er aussehe?

»Er war damals vier Jahre alt; er hieß Ali; er hatte die Blattern gehabt; allein man sieht es ihm kaum an,« antwortete Jener.

Banda sagte hierauf einem seiner Bedienten etwas in's Ohr, worauf derselbe hinausging.

Gleich hierauf trat ein junger Mensch in's Zimmer, der ungefähr zwölf oder dreizehn Jahre alt zu seyn schien, und stellte sich hinter den Banda. Der junge Mensch war sehr gut gekleidet, und betrug sich auf eine überaus sittsame und bescheidene Art. Er fragte den Banda, was er zu befehlen habe? worauf dieser antwortete: »Ich will es Dir gleich sagen, Ali, bleib indessen hier und warte.«

Als Mirza den Namen Ali hörte, ward er auf einmal unruhig und bewegt. Er sah den Knaben aufmerksam an, und je mehr er ihn ansah, desto mehr sagte ihm sein Herz, daß er sein Sohn sey. Der junge Ali war eben so unruhig, und gestand nachher, es sey ihm immer so gewesen, als wenn sein Herz ihm gesagt habe: »siehe, das ist dein Vater!« Endlich konnten sich beide nicht länger halten. Mirza sprang auf, und umarmte den Ali. »Er ist's!« rief er aus, »ja, er ist's selbst!«

Nachdem die ersten Bewegungen der Zärtlichkeit und Freude vorüber waren, erzählte ihm Banda, daß er dieses Kind von einem armen Manne zu sich genommen habe, der nicht mehr im Stande gewesen, es zu ernähren, und der es ihm als ein Unterpfand für eine kleine Summe Geldes gelassen, die er ihm geliehen habe. »O mein Banda, sagte Mirza, theurer Freund, mein Glück ist groß, und Dir allein bin ich es ganz schuldig.« Banda war über diesen Auftritt sehr bewegt. »Frommer Mirza,« sagte er, »der Himmel belohnt Deine Rechtschaffenheit. Jeder Andere würde vielleicht mein Geld behalten haben, das Du mir so großmüthig wieder gegeben hast. Der

Himmel hat Dich hieher geführt, daß Du dasjenige wieder finden solltest, was Du verloren, und so viele Jahre vergebens gesucht hattest. Da ich nun weiß, daß Ali Dein Sohn ist, so dauert mich nichts mehr, als daß ich ihm in der Zeit, wo er bei mir gewesen ist, nicht noch tausendmal mehr Liebe bewiesen habe. Doch meine Tochter verspreche ich Deinem Sohne künftig zur Ehe zu geben, damit ich mit euch beiden desto genauer verbunden werde.« Mirza und Ali wurden über diesen großmüthigen Antrag sehr gerührt, und konnten kaum Worte finden, dem Banda ihre Dankbarkeit auszudrücken. Sie blieben noch einige Tage bei einander, worauf ein Jeder nach Hause reiste. Nach einigen Jahren wurde Ali mit des Banda Tochter wirklich verheirathet, und führte mit ihr ein vergnügtes, glückliches Leben.

Ernesti.

6.

Willst du tugendhaft werden, so ergreife die göttliche Gnade — kämpfe und ringe; denn die Macht der Sünde ist groß!

Willst du der Tugend hohes Ziel erringen,
So mußt du kämpfen, mußt du ringen
Mit den Versuchungen, die nur dich abwärts ziehn!
Doch zage nicht! Mit heiterm Sinn
Schreit' fest und muthiglich dahin
Zu Kampf und Sieg — —
Du wirst ihn sicherlich erringen!
Zwar du nicht — Gottes Gnad ist's, die dich stählt,

Die dich ermuthigt, stärkt und hält:
Ergreife bethend sie — und kämpf' — und siege!

a.

Die Insel Borico.

(Eine morgenländische Erzählung.)

Hallam, der Monarch von Hindostan (in Ostindien), ließ eines Morgens den Azibah, einen kühnen und feurigen Jüngling durch seinen Hauptmann zu sich fordern. Der junge Mensch glaubte, daß es nichts weniger, als seinen Kopf beträfe, weil er vielleicht, selbst wider sein Wissen, eine Unbesonnenheit begangen habe, und dort das Kopfabschlagen und Erwürgen eben nichts Seltenes ist. Man kann leicht denken, daß ihm dabei nicht wohl zu Muthe war; doch sein Kopf stund eben so wenig fest, wenn er auch nicht hätte kommen wollen; er mußte also gehorchen. Wider seine Erwartung ward er von Hallam sehr freundlich aufgenommen, und so angeredet: »Als ich vor einiger Zeit das Lager des Königs von Golconda nach seiner Niederlage erbeutete, fand ich darin einen Greis von 340 Jahren in Ketten, den ich in Freiheit setzte. Viele Tage reichten nicht zu, mir die Schicksale zu erzählen, die er während einer so langen Zeit erlebt hatte. Ich schickte ihn nach seiner Vaterstadt Bengal zurück, wo er unter dem Namen des alten Mannes bekannt war. Obgleich sein Gesicht voller Runzeln, und sein Haupt so weiß wie der Schnee war, so verrieth doch die Röthe seiner Wangen die Gesundheit seines Körpers. Ich fragte nach dem Mittel, das ihm zu einem so hohen Alter verholfen, und er sagte mir: sein Vater, der 350 Jahre alt geworden, habe ihm drei Por-

tionen von dem Wasser aus der Insel Borico vermacht, vermittelst dessen er dreimal wieder jung geworden wäre; wo aber diese Insel läge, habe ihm sein Vater so wenig zu sagen gewußt, als er es mir sagen könnte. Immer hätte er ihm geantwortet, es sey ein Geschenk des Gottes Wischnu gewesen, den sie dort anbetheten, und den er vorzüglich verehrt habe.« — »Nun aber,« fuhr er fort, »Sohn Heidans, geh und suche mir diese Insel Borico auf, damit ich dort dieß Lebenswasser schöpfe. Du bist, wie ich höre, einer der kühnsten Jünglinge; findest Du es, so warten Ehre und Reichthum Deiner; wo nicht, so laß Dich nie wieder vor meinen Augen sehen, sonst — — —.« Hier schwieg er mit einem drohenden Blicke, der genug zu verstehen gab, was er dann thun wollte. Azibah, sehr froh, daß sein Hals noch zwischen seinen Schultern fest stand, versprach heilig, daß er jeden Winkel der Erde durchspüren, und nicht eher wieder erscheinen wollte, als bis er die glückliche Entdeckung gemacht hätte. Der Sultan ließ ihm zu den Reisekosten so viel Gold und Juwelen reichen, als er nur tragen konnte.

Azibah verließ also die Stadt Agra den nächsten Morgen und schloß sich an eine Caravane *) an, die nach Cambaye ging, ohne zu wissen, wohin? Traurig und nachdenkend blieb er oft zurück, oder sonderte sich von der Gesellschaft ab; dieß machte ihn mit einem Jünglinge bekannt, der eben so unmuthsvoll, wie er, schien. Unglück aber verbindet bald die Menschen,

*) Ein gemeinschaftlicher Zug reisender Kaufleute oder Pilger, wie er besonders in Asiens und Afrika's Wüsten gewöhnlich ist.

weil sie am ersten bei denen Mitleiden erwarten, die selbst leiden. Sie fragten also gar geschwind einander nach den Ursachen ihrer gegenseitigen Traurigkeit. Azibah erzählte ihm die Befehle des Sultans, und gestand ihm, daß er die Quelle von Borico für ein blosses Hirngespinst hielte.

Seba, so hieß der junge Mensch, versicherte ihn hierauf, daß es nicht ganz so sey, und daß er ihm, was er von der Lage der Insel wisse, gern mittheilen wolle. Er erzählte ihm darauf seine Schicksale: er sey nämlich der Sohn Xephans, eines berühmten Arztes in Sciras. Eines Abends sey er, nach dasiger Sitte, durch die Strasse mit seiner Cither gegangen und habe ein Stückchen zum Zeitvertreib gespielt. Auf einmal sey ein Fenster aufgegangen, woran eine Dame erschienen, die ihn gebethen, sie doch auf diese angenehme Art ein Stündchen zu unterhalten. Der Sohn des Pascha sey von ungefähr diesen Weg gekommen, und habe ihn voller Wuth und Eifersucht mit dem blossen Säbel angegriffen; er sey aber so glücklich gewesen, ihn mit dessen eignem Schwerte hart zu verwunden, und da er die Rache des Vaters fürchten müssen, habe er geschwind ein Pferd genommen, sey damit davon geeilet, und streife nun in der Irre umher. — »Als ich eines Morgens,« fuhr er fort, »unter einer Ceder von Hunger und Hitze abgemattet lag, näherte sich ein ehrwürdiger Greis, der mich liebreich fragte, was mir fehle, oder ob er mir mit etwas dienen könne. Ich klagte ihm meine Bedürfnisse, und er sagte; »Sey mir herzlich willkommen! Es ist für den Tugendhaften allezeit eine Wohlthat und ein Geschenk des Himmels, wenn er dem Nothleidenden beistehen und den Hungrigen stärken kann. Folge mir in meine Grotte.« — Ich

fand diese mit allerhand Büchern und Gestalten von mancherlei Pflanzen und Thieren ausgeschmückt; an dem Felsen aber folgende Inschrift: »Leser, wer du auch seyn magst, der du diese Einöde der Weisen betrittst, erwäge folgendes und sey weise. Verehre den Allmächtigen, liebe die Tugend und jage ihr nach, sey barmherzig und schütze die Unschuld. Dann werden deiner Lebenstage, auch ohne das Wasser des Borico, viel auf Erden werden, und keine Plage wird deiner Hütte sich nahen.« — Indem ich diesem nachdachte, sagte der Greis zu mir: »Sohn, präge diese Lehren lebhaft deinem Gedächtnisse, noch mehr aber deinem Herzen ein!« Ich dankte ihm, fragte ihn aber doch, was das Wasser von Borico für ein Ding sey. »In Afrika,« versetzte er, »im Königreiche von Sofala ist ein großer See, in dessen Mitte viele kleine Inseln liegen, wovon die größte Borico heißt. Hier gibt es eine Quelle, die denen, die aus ihr trinken, ihre Jugendkraft wieder gibt. Sie ist von einer Menge schöner Bäume umgeben, deren immerwährende Blüthe die Luft mit den süßesten Wohlgerüchen erfüllt, und die zugleich stets mit Früchten beladen sind, welchen an Wohlgeschmack nichts gleichkömmt. Aber der Zugang zu ihr wird beständig von Leoparden bewacht, so daß es beinahe unmöglich ist, sich ihr zu nähern.« So unterrichtet, und durch Speise und Trank erquickt, dankte ich dem Alten inbrünstig, nahm Abschied, setzte mich auf mein Pferd, durchirrte lange unbekannte Gegenden, bis ich diese Caravane und zugleich einen Gefährten meines Unglücks fand.« —

Bei ihrer Ankunft zu Cambaye hörte Seba, daß der Sohn des Pascha nicht nur von seinen Wunden geheilt sey, sondern auch ihn völlig gerechtfertiget ha-

be. Er eilte also voller Freuden nach den freundschaftlichsten Umarmungen von Azibah nach Sciras zurück; dieser aber ging mit einem Schiffe nach Afrika über.

Nach einer langen mühseligen Reise durch unwirthbare Gegenden und Wüsten, entdeckte er endlich den See, worin die Insel Borico lag. Durch große Geschenke erhielt er von einigen Fischern, daß sie ihn übersetzten, ob sie ihm gleich unter den größten Betheurungen versicherten, daß die Insel voll wilder reissender Thiere sey, denen er nicht würde entgehen können.

Er wanderte lange umher, fand aber die Lebensquelle nicht. Voller Verzweiflung warf er sich in einem Thale nieder und schlief ein. Im Traume erschien ihm eine überirdische Gestalt, die ihn liebreich fragte, was er suche. Er erzählte ihr sein Anliegen, und sie anwortete: »Du sollst die Quelle finden, und wenn es Dir nicht gelingt, so wird es Deine eigene Schuld seyn. Beim Ausgange dieses Thales wirst Du einen crystallenen Strom antreffen, gehe an dessen Ufer so lange fort, bis er sich in zwei Arme theilet und eine Insel oder vielmehr einen Garten bildet, in dessen Mitte die heilsame Quelle fließt. Ueber einen Arm des Flusses führt eine marmorne Brücke; diese wird von sieben und zwanzig Leoparden bewacht. Ehe Du aber hinkömmst, wirst Du auf einem kahlen Flecke einen kleinen blauen Kiesel finden; diesen nimm in den Mund und gehe kühn über die Brücke, er wird Dich den Drachen unsichtbar machen. Schöpfe dann dreist aus der Quelle, so viel Du willst, und kehre geschwind zurück; aber hüte Dich, daß Du ja nicht von den lieblich reizenden Früchten issest oder sie berührst, die

um die Quelle herprangen.« — Sie sagt's und verschwand. Azibah erwachte und verfolgte sogleich seinen Weg.

Den Strom, den Kiesel, die Brücke und die Leoparden, Alles fand er. Beim Eintritte in den Garten duftete ihm von den Blumen und Früchten, die rund umher standen, ein entzückender Geruch entgegen. Nahe am Rande der heilsamen Quelle ragte ein Baum mit so bezaubernd einladenden Früchten hervor, daß sich die Einbildungskraft des jungen Mannes nichts Schöners denken konnte. Azibah, nicht gewohnt, seinen Begierden zu widerstehen, nahm den Kiesel aus seinem Munde, brach von den Früchten und aß. Der Geschmack war entzückend süß; aber ach! von kurzer Dauer war das Vergnügen! Die Leoparden stürzten sogleich mit feurigen Blicken auf ihn her, und hätten ihn gewiß zerrissen, wenn nicht die vorige überirdische Gestalt erschienen wäre, auf deren Anblick sie sich an ihren Standort zurückzogen. Azibah warf sich zu ihren Füssen und bezeugte seine Reue über seine Undankbarkeit. Sie sprach: »Die Hoffnung zu Deinem Glück ist nun durch Deine eigne Schuld verloren; danke es meinem Mitleid mit Deiner Jugend, daß Dich die wilden Thiere nicht sogleich zerrissen haben, und geh' und beweine Deine Thorheit in der Einsamkeit.« Jetzt nahm sie ihn bei der Hand, führte ihn über die Brücke, und ließ ihn den Kiesel wieder an seinen Ort legen. In dem Augenblick verschwand Insel, Brücke, Strom und Alles vor seinen Augen; und der unglückliche Azibah fand sich allein auf dem Gebirge Ararat. —

Lieber christlicher Leser! was denkst du dir bei dieser morgenländischen Erzählung? Wüßtest du dem,

der nach der wahren Quelle des Lebens frägt, nicht bessern Bescheid zu geben?

Jesus Christus, unser Heiland und Erlöser, ist die wahre Lebensquelle — würdest du antworten. Und so ist's auch wirklich. In Ihm ist das Leben, und ausser Ihm ist Tod; in Ihm, oder vielmehr Er Selber ist die Quelle, aus welcher jeder, der da sich labt, nicht blos ein hundert- oder tausendjähriges, sondern sogar das ewige Leben selber schöpft — das ewige Leben in des Himmels Wonne — das ewige Leben in Gott und bei Gott.

Aber wie findet denn der Mensch in Jesus Christus seine wahre Lebensquelle?

Er darf nur Ihm sich nahen, nur Ihm sich ganz ergeben, nur Ihn in Demuth um das wahre lebendige Wasser (Joh. 4.) bitten.

Läßt Er sich denn so leicht wohl finden?

Leicht und schwer.

Leicht von Jeglichem, der Seine Gnade (dieß blaue Wundersteinchen im Munde) im Geiste der Buße ergreift. Unter den Tiegern und Leoparden der bösen Beispiele, Verführungen und Versuchungen schreitet ein solcher muthig hindurch. Nichts vermag ihn von Christo zu scheiden. — Schwer hingegen wird Jener Christum und in Ihm die wahre Lebensquelle finden, der da, gleichgültig gegen Gottes Gnade, den bösen Lüsten der Sinnlichkeit sich hingibt. Die Beispiele der Welt vollenden die Verführung, und der Verführte sinkt baldig immer tiefer und tiefer in das Verderben hinab — desto tiefer, je weniger er auch dann Lust hat, die Buße zu ergreifen, auf dem Bußwege kämpfend und streitend wider Alles, was von Christo fer-

ne hält, aufzutreten, und nach wahrer Vereinigung mit Christo zu ringen.

O daß du, mein Leser! — wenn du bisher noch nicht gefunden hast — recht bald fändest, was du finden solltest, Jesum Christum, und in Ihm die wahre Lebensquelle!!

Frei nach Wagnitz.

---

b.

Jean Baumorin.

Es kann nicht genug beherzigt werden, auf einmal wird der Mensch nicht lasterhaft und verderbt, sondern nach und nach; aber den Grund dazu kann man auf einmal legen. Mit jeder Wiederholung des Bösen vermindert sich der Abscheu gegen dasselbe, und mit jeder Wiederholung wird die Gewalt der sündigen Lust über das menschliche Herz größer und unwiderstehlicher, und Leichtsinn ist die Quelle des stufenweisen Wachsthums. Wiederholte Handlungen werden dann zur Gewohnheit, und Gewohnheit wird zur andern Natur. Ein merkwürdiges Beispiel zur Bestätigung der Wahrheit, daß böse Gewohnheiten, wenn ihnen nicht früh entgegen gekämpft wird, zuletzt Tyrannei über den Menschen ausüben, und diesen in einen Abgrund stürzen, aus dem keine Errettung möglich ist, liefert folgende Geschichte.

Es lebte zu Paris ein Schneider, mit Namen Jean Baumorin, der sich wegen seines modernen Schnitts in Kleidern am Hofe sehr beliebt gemacht hatte, und deßhalb berühmt war. Alles trug Kleider

nach Jean Baumorin! Dieser verheirathete sich mit Jeanne Perrot, der Tochter eines seiner Mitmeister zu Paris, aus welcher Ehe sie dann einen Sohn bekamen, den sie Michel nannten.

Nach einigen Jahren entdeckte man einen Diebstahl, der in dem Hause eines großen Herrn begangen wurde. Der Dieb wurde gehangen, und man fand, daß Jean Baumorin mit darein verwickelt war. Da man ihn von der That gerichtlich überzeugt hatte, so würde er ein gleiches Schicksal gehabt haben, wenn sein Urtheil nicht durch die Fürsprache sehr angesehener Freunde und Beschützer in eine ewige Galeerenstrafe verwandelt worden wäre. Denn gerade zu der Zeit traf es sich, daß der König Heinrich II. die Margaretha von Frankreich mit dem Herzoge von Savoyen vermählte, der unter andern Geschenken Demselben eine völlig ausgerüstete Galeere zu Marseille gab, worauf nun Jean Baumorin mit andern Missethätern gebracht und angeschmiedet wurde. Man kann sich das Elend seiner Frau vorstellen, die mit ihrem zweijährigen Kinde dem traurigsten Schicksale überlassen wurde. Man brachte die Galeere nach Nizza (Nice), wo sie einige Zeit blieb, bis ein gewisser Capitain der spanischen Seemacht sie kaufte, und damit nach Neapel ging.

Während der Zeit wuchs Michel Baumorin heran, und es konnte nicht fehlen, daß er nicht öfters wegen seines Vaters Fragen an seine Mutter that, die sie ihm dann, um die Schande zu verbergen, damit beantwortete: »Er sey todt.« Unterdessen widmete sich dieser junge Mensch dem Gesange, wozu er eine natürliche Neigung und gute Anlage hatte, und man nahm ihn, in der Eigenschaft eines Sängers, in ein

vornehmes Haus auf. Da er endlich 22 Jahre alt war, faßte er den Entschluß zu reisen, und da eben ein Prälat nach Rom gehen wollte, begab er sich unter dessen Gefolge, und nahm von seiner Mutter Abschied, die, da sie lange nichts mehr von ihrem Manne gehört, ihn wirklich für todt hielt, und sich wieder mit einem Schreiber verheirathet hatte. Mit thränenden Augen verließ sie ihren Sohn, und bat ihn, bald wieder zurück zu kehren. Michel Baumorin kam nach Rom, wo er bald bei einem Cardinal in Dienste trat, der ihn wegen seiner vortrefflichen Stimme sehr schätzte. Er blieb aber auch da nicht lange, sondern seine Begierde zu reisen trieb ihn nach Neapel. Dort besah er die Merkwürdigkeiten der Stadt, und ging endlich nach dem Hafen, um zu sehen, ob nicht auch unter den Galeerensclaven einige Franzosen seyn würden. Der erste, der ihm aufstieß, war ein Greis, der die Kennzeichen seines Verbrechens trug, jedoch mehr Freiheit, als andere, genoß. Sobald er ihn ansichtig wurde, fragte er ihn, ob er ein Franzose von Geburt wäre? — »Ja,« antwortete ihm der Greis, »aber es ist schon lange, daß ich aus meinem Vaterlande vertrieben worden bin.« — »Und wie lange denn?« — »Länger als zwanzig Jahre.« — Und indem er das sagte, sah er den jungen Menschen mit unverwandten Augen an, und holte tiefe Seufzer aus seiner Brust. »Was seufzt ihr denn, guter Alter?« fragte Michel Baumorin. — »Ach Gott! ich habe dazu Ursache genug,« antwortete ihm der Alte, »wenn ich meinen gegenwärtigen Zustand mit dem vergangenen vergleiche; aber vorzüglich das Andenken eines Sohnes schmerzt mich, den ich in seinem zweiten Jahre zu Paris zurückließ, wo ich geboren bin, und den Sie mir in's

Gedächtniß bringen. Es ist, als wenn ich ihn sähe, ob er gleich damals noch so jung war, da mich mein Unglück von meiner Familie trennte.« »Wie hieß denn euer Sohn?« »Er hieß Michel Vaumorin.« Und darauf erzählte der Greis seinen ganzen Lebenslauf, nannte seine Frau, bezeichnete den Ort, wo er gewohnt hatte, und so viele andere Umstände, die den jungen Menschen in Erstaunen setzten. Dennoch hielt er zurück und versprach im Weggehen, den künftigen Morgen wieder zu kommen, und mit ihm ein Frühstück zu essen.

Dieser Vorfall setzte den jungen Vaumorin in ausserordentliche Bewegung. Theils dachte er an die Versicherung seiner Mutter, daß sein Vater gestorben sey, und dann fand er auf der andern Seite, bei der Erzählung des Greises, so viel Wahrscheinlichkeit, daß seine Mutter ihm blos nur in der Absicht, die Schande des Vaters zu verbergen, den Tod vorgestellt hätte. Mit unruhigem Verlangen eilte er am künftigen Morgen zu seinem Greise, der ihn schon sehnlich erwartete, und mit Thränen umarmte. »Je mehr ich Sie ansehe, desto mehr erinnere ich mich der Gesichtszüge meines Sohnes.« Nun konnte sich der junge Mensch nicht mehr halten; die Natur forderte ihre Rechte, und er lief in die offnen Arme seines Vaters. »Ja, ich bin Michael Vaumorin, euer Sohn, ich danke Gott, daß ich Den wieder gefunden habe, den ich nicht mehr am Leben zu seyn glaubte.«

Ihre beiderseitige Freude über diese unvermuthete Begebenheit war ausserordentlich, und sogleich faßte auch der Sohn den Entschluß, seinen Vater zu befreien. Er eilte zum Schiffscapitain, und suchte ihn durch die rührendsten Vorstellungen zur Befreiung des Grei-

ses zu bewegen; aber Alles war umsonst. »Ich will Euch gern den Greis in Freiheit setzen, wenn Ihr dagegen in seine Stelle treten wollt,« war Alles, was er erlangen konnte.

Betrübt verließ er diesen Unmenschen, und voll von seinem Vorsatz, trat er eilfertig seine Reise nach Turin an. Er traf den Herzog, begleitet von der Herzogin, am Eingange der Kapelle, um die Messe zu hören, fiel ihnen zu Füssen, und bat in den rührendsten Vorstellungen um die Befreiung seines unglücklichen Vaters. »Es ist nicht mehr in meiner Gewalt,« antwortete ihm der Herzog, »es zu thun, weil ich die Galeere dem Capitain verkauft habe; aber ich will Euch ein Schreiben an ihn geben, und sogleich ausfertigen lassen.« Der vortreffliche Fürst versiegelte sein edelmüthiges Versprechen sogleich mit einem Geschenk von 50 Reichsthalern, wozu die Herzogin noch eben so viel hinzu gab, so daß es gerade die Ranzion des Unglücklichen ausmachte. Sogleich trat er seine Rückkehr an, ging durch Rom, wo ihn auch seine ehemaligen Gönner unterstützten.

Sobald er zu Neapel angekommen war, überreichte er dem Capitain das Schreiben des Herzogs, der, nach Durchlesung desselben, ein ganz anderes Verhalten annahm, sich mit 50 Reichsthalern begnügen ließ, und den Vater frei gab. Was konnte nun der Freude eines Kindes gleichen, seinen Vater gerettet zu haben? und ohne sich weiter aufzuhalten, führte er ihn nach Rom in einen bequemen Gasthof, um seine Kräfte durch bessere Pflege wieder herzustellen. Da der Greis aber zu viel Wein getrunken hatte, gerieth er in eine solche Unordnung, daß er Alles im Gasthofe prügeln wollte, so, daß sein Sohn genug zu thun hat-

te, den Wirth und seinen Vater zu beruhigen. — Sie setzten ihre Reise fort, und kaum hatten sie zwei Tagereisen gemacht, so stand der Vater des Nachts auf, durchsuchte die Taschen seines menschenfreundlichen Sohnes, und bestahl ihn. Es war natürlich, daß der Sohn, sobald er es bemerkte, Niemand anders, als seinen Vater, in Verdacht haben konnte. Er nahm sich daher besser in Acht, und ließ nun hier und da etwas Geld in seinen Taschen, um sich davon besser zu überzeugen, und Alles überführte ihn, Niemand sey der Dieb, als sein eigner Vater. Das war nicht die einzige Kränkung des guten Sohnes; so oft der Weg beschwerlich wurde, fluchte der Greis, und verwünschte seinen Sohn, daß er ihn darum von den Galeeren genommen, um ihn eine so beschwerliche Reise machen zu lassen. Der gute Mensch wendete Alles an, um den Vater zu beruhigen, daß sie nun bald in Frankreich seyn würden.

Nach vielen Beschwerlichkeiten langten sie endlich in Paris an, und Michel bedeutete seinen Vater, so lange an einem gewissen Orte zu verzögern, um seine Mutter zum Empfange vorzubereiten. Noch hatte der Vater nicht daran gedacht, sich um sie zu bekümmern. Er fragte also, ob sie noch am Leben wäre? — »Ja,« antwortete ihm der Sohn, »sie war gesund, da ich sie verließ; aber sie hatte sich wieder verheirathet, da sie Sie für todt hielt.« — »Todt?« — Hier fing der Alte an, entsetzlich zu fluchen und zu schimpfen, und schwur, seine Frau umzubringen.

Indeß verließ ihn der Sohn, und sobald ihn seine Mutter ansichtig wurde, eilte sie ihm mit offnen Armen und mit Freudenthränen entgegen. Hier entdeckte er nun der bestürzten Mutter die Errettung seines Va-

ters, und daß er noch am Leben sey. Während dessen trat schon der Vater, der seinem Sohne in einiger Entfernung gefolgt war, herein, und fiel mit Wuth über seine Frau her. Bei dem Geschrei eilte ihr zweiter Mann zu Hülfe, und da der Sohn unvermögend war, sie auseinander zu bringen, schrie er um Hülfe. Man eilte herbei, der Sohn wurde vor das Parlament gebracht, und entschieden, daß die erste Verheirathung der Jeanne Perrot vorgehen müßte, und der zweite Ehemann sich anderweitig verheirathen könne. Sobald sie nun wieder vereinigt waren, bezog Vater, Mutter und Sohn eine gemeinschaftliche Wohnung. Da nun aber der Alte seine Geschicklichkeit größtentheils in seiner langen Gefangenschaft verloren hatte, fing er an, Kleider zu flicken oder auszubessern. Zudem war sein Gesicht geschwächt und seine Hände gehäutet worden, aber immer noch geschickt genug, seiner Leidenschaft nachzuhängen. Kaum war ein Jahr verflossen, so merkte man schon deutlich, daß er nichts vornehmen konnte, ohne zu stehlen. Nun traf sich's, daß die Familie zu einer Hochzeit eingeladen wurde. Es war damals die Gewohnheit in Paris, daß die Hochzeitgäste gewisse Zimmer in einem Gasthofe mietheten, wo dieses Fest der Neuverehelichten auf Unkosten derselben gefeiert wurde, und beim Eingange und zu Ende desselben wurden Teller oder Gefässe herumgegeben, wo ein jeder Theilnehmender sein Geschenk darauf legte, um den Wirth nach dem Maaße der Aufwartung zu entschädigen.

Hier nun war es, wo Jean Baumorin ein solches Geschenk entwendete. Der Wirth, der seine Stücke nach der Anzahl der Gäste übersah, entdeckte den Diebstahl, und zeigte ihn auch zugleich der Ge-

sellschaft an. Der Argwohn mancher Person unter derselben ließ sogleich den Baumorin errathen; man griff ihn an, und fand das entwendete Geschenk. Man machte die Sache klagbar. Seine ehemalige und jetzige Dieberei brachte den Urtheilsspruch zu Wege, gehangen zu werden. Das Urtheil wurde auch wirklich ausgeführt.

---

c.

König Hacho.

Hacho, König in Lappland, war in seiner Jugend der tapferste Held in ganz Norden. Seine Heldenthaten sind in einem der Homgaischen Felsen eingegraben, und werden noch heutiges Tags bei den nächtlichen Festen der Lappländer nach der Leier abgesungen. Sein Geist war so unerschrocken, daß er es wagte, über den See Wether auf die Insel der Zauberer zu gehen, wo er in ein finsteres Gewölbe stieg, in welchem, nach dem Glauben der Lappländer, seit 600 Jahren ein berühmter Zauberer begraben lag, und las daselbst die alte gothische Schrift, die auf seinem ehernen Stabe geschrieben war. Seine Augen waren so durchdringend, daß er seine Feinde durch einen einzigen Blick entwaffnen konnte. Schon in seinem zwölften Jahre besaß er eine solche Stärke, daß er einen großen schweren Stein, in Gegenwart aller Befehlshaber seines Vaters, fünf Feldweges weit trug. Lauter Eigenschaften, die ihn bei den rohen und wilden Lappländern, die die Größe des Geistes nur nach der Stärke des Leibes schätzen, groß und unvergeßlich

machten. Aber Hacho war auch wegen seiner Klugheit und wegen seines großen Verstandes berühmt. Einmal fiel es den Lappländern ein, die gefrornen Wüsteneien ihres Landes zu verlassen, und eine wärmere Himmelsgegend zu suchen; damit sie, wie sie sagten, doch auch wie andere Menschen, leben, und, statt des Thranes Bier trinken, und, statt der gedörrten Fische, Brod und Käse essen könnten. Allein Hacho wußte ihnen diesen Einfall durch seine Klugheit gar bald auszureden. Er war ausser diesem auch durch seine Mäßigkeit und ernsthafte Sitten berühmt. Er trank nie etwas anders als Wasser, und an Festtagen Fischthran. Er wollte sich nie eines gemalten Bechers bedienen. Er schlief beständig mit dem Spieße in der Hand, und wollte sich nie einer Streitaxt bedienen, deren Handgriff mit Kupfer ausgelegt war. Aber er blieb nicht immer so gut, und beschloß endlich seine Tage mit wenig Ehre. Als er sich einmal des Abends auf der Bärenjagd in einem wüsten Walde verirrt, und den ganzen Tag, ohne einige Erfrischung zu haben, sich weidlich abgemattet hatte, traf er einen großen Vorrath von Honig in einem hohlen Baume an. Da er solche Leckereien vorher niemals gekostet hatte, und doch sehr kraftlos und hungrig war, so aß er sehr begierig davon. Diese ungewöhnliche und schmackhafte Kost gefiel ihm so wohl, daß er nach seiner Zurückkunft alle Tage Honig auftragen ließ. Sein Gaumen wurde dadurch nach und nach zärtlicher und verderbter; er fing an, seinen natürlichen Geschmack an schlechtern Speisen zu verlieren, und gewöhnte sich an lauter niedliche Sachen. Er ließ sich einen Garten bei seiner Hütte anlegen, und führte endlich sogar das Bier in seinem Lande ein, welches den Lappen bisher

völlig unbekannt gewesen war. Als er dieses Getränk nur erst einmal gekostet hatte, so versuchte er es immer mehr, und brachte es endlich dahin, daß er sich dessen bis zur ausschweifendsten Trunkenheit bediente. Seine einfache Lebensart ward dadurch gewaltig verändert. Er ließ seine Hütte täglich mit Wachholderbeeren ausräuchern, und befahl, seinen Helm mit den schönsten Rennthierszähnen zu schmücken. Unachtsamkeit und Weichlichkeit bemächtigten sich seiner nach und nach; sein tapferer Muth sank, und die Begierde, durch kriegerische Thaten berühmt zu werden, war endlich gar in ihm erloschen. Indem sich Hacho auf diese Art der Ruhe und dem Vergnügen überließ, brachte man ihm einmal des Morgens die Nachricht, daß sich in der Nacht ein böses Wahrzeichen zugetragen, indem das Oel in der ewigen Lampe des (vermeintlichen Gottes) Odin von den Fledermäusen und Nachteulen wäre ausgetrunken worden. Zugleich kam ein Bothe, der ihm meldete, daß der König von Norwegen mit einer großen Macht in Lappland eingefallen sey. Hacho erwachte auf einmal aus dem Schlafe der Sinnenlust, nahm seine noch übrigen wenigen Kräfte zusammen, und ging seinem Feinde entgegen. Es kam in eben dem Walde zu einem Treffen, wo Hacho sich ehedem auf der Jagd verirrt hatte, und es mußte sich zutragen, daß der König von Norwegen ihn nahe an dem Baum, wo er Honig gekostet hatte, zum Zweikampfe aufforderte. Hacho, der träge, und des Fechtens nicht mehr gewohnt war, wurde bald überwunden, und fiel zu Boden. Ehe ihm aber sein Ueberwinder den Kopf abhieb, rief er noch folgende Worte, welche die Lappen noch jetzt ihren Kindern jährlich als eine weise Lehre einzuprägen pflegen, aus: »Ihr Lasterhaf-

ten unter den Lappländern, schreibet euern Untergang gleich dem ersten Versuche der Laster zu. Wie gerecht falle ich jetzt als ein Opfer der Faulheit und Sinnenlust, an eben dem Orte, wo ich zuerst ihren Lockungen nachgab, die mich verführten, von meiner Mäßigkeit und Unschuld abzugehen. Der Honig, den ich in diesem Baum kostete, und nicht die Hand des Königs von Norwegen, hat mich überwunden.«

Ernesti.

7.

Halte auf Pflichttreue; verletze aber auch die christliche Liebe nicht.

Lieb' und Pflicht im schönen Bunde,
Beid' im Herzen, beid' im Munde,
Beid' im Leben
Kund gegeben,
Pflicht und Liebe — Lieb' und Pflicht —
Welch ein Bündniß ist das nicht!

Zituna, oder: Die Erfindung der Chinarinde.

Zu der Zeit, wo die Spanier ihre Herrschaft im neuen Welttheile gründeten, und die Ureinwohner in die Wälder und nördlichen Gegenden zurückdrängten, lebte ein amerikanisches Mädchen. Sie hieß Zituna, und ihr Vater nannte sich Dschomschid, ihre Mutter aber hatte ihr Auge bereits schon im Tode geschlossen.

Die Statthalter hatten bisher sehr grausam geherrscht, und die Eingebornen nicht als Menschen, son-

dern wie Thiere behandelt, und dadurch ihre Gemüther gegen die neuen Ankömmlinge aufs Aeusserste erbittert. Daher kam es denn, daß die europäischen Ankömmlinge, die Anfangs für Götter, herunter gekommen aus der strahlenden Sonne, gehalten wurden, den eingebornen Wilden selber nur als raubsüchtige Tieger galten.

Endlich kam ein milderer Statthalter, sein Name war Graf Fernandez, mit seiner Gemahlin Isabella. Dieser suchte das Schicksal der Eingebornen, so viel als möglich, zu erleichtern, vorzüglich milde aber war Isabella, und erwarb sich dadurch die Zuneigung der Unterjochten, die sogar Zutritt zum Pallaste hatten, daselbst ihre Klagen vorbringen durften, und viele andere Gefälligkeiten fanden. Zitunens Vater kam nun auch öfters dahin, und nahm seine Tochter mit, ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren, schlanken Wuchses und guten natürlichen Verstandes.

»Das Mädchen mußt Du mir lassen, lieber Dschomschid,« sagte einst Isabella, »es gefällt mir, ich will an ihm Mutterstelle vertreten, denn Du kannst es nicht glücklich machen.« Das war eine freundliche, aber zugleich auch eine bittere Forderung. Der Vater konnte, wollte sich nicht weigern; er sah ja sein Kind wirklich in guten Händen; zudem glaubte er auch eben dadurch die Zuneigung der mächtigen Fremdlinge um so mehr zu gewinnen, als er im Gegentheile üble Folgen befürchtete.

Zituna zeigte Freude, dort zu bleiben, und so überließ der arme Vater das mutterlose Kind der gebietenden Donna Isabella. Das Verhältniß beider war aber wirklich das einer guten Mutter zur folgsa-

men Tochter. Die Statthalterin liebte das Mädchen, und diese hing nicht minder mit ganzer Seele an ihrer Gebieterin.

Zituna wurde in allen weiblichen Arbeiten und in der Sprache der Spanier unterrichtet, und faßte schnell und glücklich Alles auf, was Donna Isabella ihr angeeignet wissen wollte, so daß sie bald eine ansehnliche Rolle im Pallaste spielen konnte.

Aber das Glück verlor auf einmal seine glänzende Farbe. Schwarze, regenschwangere Wolken zogen sich am Horizont ihres häuslichen Himmels zusammen. Ein allgemein herrschendes Fieber wüthete in der Hauptstadt, und in kurzer Zeit war kein Haus mehr, wo nicht ein Todter gewesen wäre. Auch in den Pallast drang die pestartige Krankheit ein, und die fromme Isabella lag gefährlich darnieder. Alle Anstrengungen des Arztes konnten nur Erleichterung, aber keine Besserung bewirken.

Mit zärtlicher Sorgfalt pflegte Zituna ihre theure Gebieterin, und erlauschte jeden Wink von ihren getrübten Blicken.

Aber dieser Unfall der Europäer ward den Ureinwohnern des Landes eine erfreuliche Nachricht. »Die aufgebrachten Götter,« sagten sie, »werden nun das Maaß ihrer Rache vollgehäuft auf das Haupt ihrer Frevler ausschütten, und unsre Rettung haben sie beschlossen.«

Sie allein waren noch im Besitze eines bewährten Gegenmittels, das den Europäern noch unbekannt war. Bei einer allgemeinen Zusammenkunft hatten sie feierlich bei allen ihren Göttern und bei ihrem eigenen Leben geschworen, dieses Gewächses heilende Kraft geheim zu halten. Aber sieh, nun wurde auch Zituna

vom nämlichen Fieber befallen. Ihr Vater erfuhr es, und mit sorgsamer Eile ging er in die Versammlung seiner Brüder, und entdeckte ihnen, daß seine Freude allein getrübt ist; denn seine Zituna sey gleichfalls krank. Müßte er sie zu Grunde gehen sehen, so wäre seine Zufriedenheit für immer dahin.

Zwar fiel der Vorschlag dahin aus, seine Tochter heimlich vom Hofe zu entfernen. »Allein, da müßte ich zuvor die Unmöglichkeit in ihr Gegentheil umwandeln können,« sagte der besorgte Vater; »belauschen mich denn nicht die Diener auf das Genaueste? folgen nicht jedem meiner Tritte am Hofe hundert Augen nach? So sehr ich den Statthalter ehren möchte seiner Billigkeit wegen, und obgleich Isabella mich längst durch ihre Güte gewonnen hatte, so gehe ich doch selten dahin, und wünsche oft der ganzen fremden Brut Ein Grab.«

Nun wurde ihm erlaubt das Heilmittel zu sich zu stecken, und selbes seiner Tochter heimlich zu bringen, aber dem Schwur gemäß zu sorgen, daß die Kunde davon nicht unter die Weissen *) käme.

Mit beflügelten Schritten eilte Dschomschid nach Hofe, suchte seine Tochter allein zu sprechen und gab ihr insgeheim die Arznei; ließ sie aber bei seinem Leben und bei ihrer Liebe zu ihm, dem Vater, schwören, das Geheimniß nicht zu verrathen. Sie genas in wenigen Tagen; denn die Anfälle waren noch nicht heftig gewesen. Ihre Gebieterin aber wurde zusehends kränker. Und jetzt begann der schwere Kampf zwischen Pflicht und Liebe, der für ein so schwaches Mädchen zu schwere Kampf.

---

*) So werden von den Amerikanern, Afrikanern und den Wilden der Südsee alle Europäer genannt.

Wie kann aber jemals ein Kampf zwischen Pflicht und Liebe, die ja gleichfalls Pflicht ist, entstehen?

Hoch und theuer hatte sie dem Vater geschworen, seinen Auftrag zu vollziehen und keine Verrätherin in den Augen ihrer Landsleute zu werden. Sie hing noch ganz an ihrem Volke; sie liebte aber auch Isabellen wie ihre eigene Mutter, und durfte sie nicht hinschmachten lassen, da sie ja im Besitze eines Mittels sey, welches sie retten könnte. Wie aber ihr dieses beibringen, daß es für die Uebrigen auch fernerhin noch ein Geheimniß bleibt? Drei Tage kämpfte sie in ihrem Herzen. Dachte sie an Isabella, so erblickte sie ihren Vater wie er unter der Keule seiner erzürnten Brüder als Verräther seinen Geist aushaucht, und sie noch mit einem wehmüthigen Blick durchbohrt. Dachte sie an ihren Vater, so sah sie ihre große Wohlthäterin im Tode erblassen. An jenem fürchtet sie sich durch Treulosigkeit, an dieser durch Undank zu versündigen.

In dieser für ein schwaches Mädchen so bedenklichen Lage, bethete sie zu dem ihr noch neuen Gott, und zu Jesus Christus, und nun reifte der schon einmal erwachte Gedanke zum festen Entschlusse, ganz geheim etwas von der unbekannten Arznei in den Trank der kranken Frau zu mischen, was man neben den vom Arzt angewandten Mitteln keineswegs merken würde.

Auf diese Weise glaubte sie den Schwur nicht zu verletzen, und ihre geliebte Wohlthäterin zu retten. Und sie that es wirklich und mit zitternder Hand, als ahnete sie ihr bevorstehendes Schicksal.

Die alte Kammerfrau, die ihr eben nicht sehr geneigt war, wegen der Gunst, die sie genoß, wodurch

sie sich beeinträchtiget glaubte, hatte sie durch ein Fenster belauscht und sie gesehen, wie sie eben im einsamen Gemach das Getränk mit etwas vermischte und ihre Befangenheit war ihr ebenfalls nicht entgangen. Sie entdeckte dieses dem Arzte und von ihm kam es zum Statthalter.

Dem Arzte, der eben kein Meister in seiner Kunst gewesen seyn mag, war dieser Umstand erwünscht; denn jetzt fiel jeder Verdacht seiner Unkunde weg, indem er sich auf den offenbaren Schein einer Vergiftung verwerfen konnte. Und wirklich hielt man es für eine Vergiftung. Der Statthalter fand gar keinen Anstand, es zu glauben; nur sorgte er, daß die Gemahlin nichts davon erfuhr, um sie nicht zu betrüben und dadurch das Uebel ärger zu machen. Zituna wurde auf der Stelle eingesperrt und einem Kämmerer zur Untersuchung übergeben, mit dem Befehle, sie sogleich hinrichten zu lassen, wenn sich ein Verbrechen befände. Zum Unglück hatte der Statthalter eine Reise vor sich, die er nicht länger verschieben konnte, und zu der er nothwendige Vorbereitungen zu treffen hatte, sonst hätte er die Untersuchung vielleicht selbst unternommen, und trotz seines aufgebrachten Herzens die Wahrheit erforscht. Dem Arzte und der Kammerfrau vorzüglich lag daran, daß das Todesurtheil in kurzer Zeit vollzogen werde, um nicht in Schande zu kommen, wenn sich nichts befände. Der Kämmerer wurde leicht gewonnen. Noch in der Nacht wurde daher das Kammermädchen vorgerufen und gefragt, ob es wahr sey, daß sie etwas in das Getränk der Statthalterin gemischt habe. Sie schwieg anfänglich, und fing zu weinen an. Der Richter drang nicht weiter in sie und ließ sie wieder abführen ins Gefängniß. Am folgen-

den Morgen wurde sie zur Richtstätte geführt. Lautlos wie ein Lamm folgte sie ihren Führern, sie war bereits im Christenthum unterrichtet und getauft, aber noch nicht gefirmt; dieses festliche Ereigniß hätte sich Isabella auf das nächste Pfingstfest gespart: sie kannte Jesum Christum, den unschuldig Gekreuzigten, und wußte die Geschichte vieler, die als Märtyrer starben, die Geschichte vieler zarter Jungfrauen, die freudig ihren Nacken dem Schwerte darboten und ihr junges Blut für ihren Glauben verspritzten. Auch sie, die Arme, durfte ja ihrem Vater nach ihrer Ueberzeugung das Wort nicht brechen; deßwegen schwieg sie und weinte nur, als sie gefragt wurde, und ward dann herzlich froh, als man nicht weiter in sie drang.

Das Bitterste war ihr der Gedanke, ihren Vater nicht mehr zu sehen, der Gedanke an die Trauer, die ihr schimpflicher Tod ihm verursachen wird, der Gedanke an den grausamen Verdacht und an Isabella, wenn ihr die Falschheit gerade das Gegentheil von dem berichtet, was sie ausgeführt hätte; das Alles fiel ihr wie ein Zentnerstein auf's Herz.

Jedoch im Kerker schon war ihr die nöthige Stärkung zu Theile geworden. Sie bethete nämlich daselbst in der Angst des Herzens: Liebreicher Jesus! auch Du konntest den Blick nicht unerschrocken auf den Tod hinkehren, weil er auch vor Dir in seine größten Schrecken gehüllt dastand. Du versankest in die tiefste Traurigkeit. Ach auch mir wird jetzt so bange, auch meine Kniee wanken. — Und sie wischte sich den kalten Schweiß vom Angesichte. Sie hatte zum Glücke einige wohlriechende Tropfen im Tüchlein, sie erholte sich wieder, weinte, rang neuerdings die mit Thränen befeuchteten Hände, bethete, gedachte wieder

ihres Vaters und starrte dann wieder hinaus durchs kleine Eisengitter in die schauervolle Nacht; denn kein Sternlein flimmerte am Himmel und den freundlichen Mond verbargen dunkle Wolken. »Ach so finster ist auch mein Schicksal!« sagte Zituna, und es war ihr, als sähe sie schon ihren Leichenzug, den schauerlichen Ort ihrer Hinrichtung, und sie sank zurück auf ihr Strohlager.

Die Glocke schlug Eins im Schloß, und der sanfte Schlaf ließ sich nun auf ihre thränenschweren Augenlieder herab, um ihr die Nacht erträglich zu machen. Ihr träumte, der festliche Tag ihrer Firmung sey angebrochen, Alles war geschäftig am Hofe das Fest zu schmücken; ein weißes Gewand wallete über ihre Schulter hinab, mit einem breiten goldgestickten Gürtel um die Lenden. Ein herrlicher europäischer Ring funkelte an ihrem Finger, und der Kopfschmuck war ein Kranz von köstlichen Blumen. Isabella, die sich von heute an Pathin nennt, schwebt mit heiterm Lächeln vor ihr; die ganze Versammlung erwartet schon das Zeichen der Glocke vom Hause des Herrn der Heerschaaren. Und schon erklang sie; und als sie wonnetrunken ans Fenster sprang und die prächtigen Triumphbögen erblickte, und die Menge herrlich gekleideter Menschen, und auf einmal auch ihren Vater sah, da erwachte sie. —

Nun schalt sie den treulosen Traum. Wirklich hatten die Glocken den jungen Tag erweckt. Zituna nahte sich wieder dem kleinen Fenster, durch das der Mond mitleidsvoll noch hineinblickte und sah hinaus, und sieh, der ganze Himmel war so heiter. Dort und da schimmerte noch ein Sternlein, und die muntern Vögel erinnerten sie an jene Zeit, wo auch sie so

munter durch die blühende Landschaft hinsprang. Sie fühlte aber jetzt einen süßen Trost, indem sie also bei sich sprach: »Auch mein Schicksal wird sich verwandeln. Die finstern Wolken, die Mond und Sterne verdunkelten, sind sie nicht alle zerstreut? Auch ich sehe hinter der Wolke des Todes den ewig heitern Himmel, den Sitz aller Frommen, wo mir dann dieses Fest bereitet ist, das mir hier versagt ward.«

Nun öffnete der schöne Morgen den rothen Vorhang. »So seh' ich dich denn heute das Letztemal du schönes Licht, das Letztemal dich freundlicher Mond, der du schon am Hügel hinabeilst, dich verbirgst, meinem Tode nicht beiwohnen magst, dem blutigen und ach, vielleicht auch noch mit andern Qualen verbunden. Ach, wenn es mein Vater erfährt! O zage nicht so, mein Herz, es gibt ja ein Wiedersehn, ein Wiedersehn in einem bessern Lande, wo Gott selber wohnt und Alle die, welche als fromme Christen aus diesem irdischen Leben treten. Er ists, der diese Prüfung über mich kommen läßt; und ist sie bestanden, so preise ich Ihn ewig dafür; denn es ist ja schön, mit Christus zu sterben und so in die Herrlichkeit einzugehen. Ach hätte ich dich doch da du göttliches Evangelium, mit welcher Inbrunst würde ich jetzt in dir lesen!« . . . . »Alle sind sie nun erblaßt die goldenen Sterne im Glanze des Tages,« so fuhr sie fort, die junge christliche Heldin, auch ich werde bald erblassen. Aber ihr werdet wieder kommen, Zituna aber kommt nicht mehr.«

Während sie noch so sprach, hörte sie Tritte im Gang vor ihrem Kerker. Der Schlüsselbund rasselte, und die Thür that sich auf. Sie wurde herausgeführt in ein Zimmer, und bald darauf in einen Wagen gehoben, der den Todesgang langsam hinrollte.

Der Richter wollte mit Fleiß die Hinrichtung öffentlich vor sich gehen lassen, um den zerstreuten Eingebornen einen Beweis seines Einflusses bei Hofe zu geben, und ihnen zu zeigen, daß von nun an ihr Zutritt zum Pallaste mit Todesgefahr verbunden sey; denn schon lange hatten die Höflinge diese Freiheit mit scheelen Augen angesehen, beiderseits herrschte geheimer Haß mit erzwungener Freundlichkeit verdeckt.

Wie ein Lauffeuer kam es unter die Amerikaner, die man nicht fürchtete, denn eine zahlreiche Wache begleitete den Zug. Aber auch Dschomschid erfuhr es; er kam eben von der Jagd zurück; brüllend wie ein Löwe griff er nach seiner Keule, und wer ihn sah, der folgte ihm nach, von gleicher Wuth entflammt. Sein Kind zu retten, oder selber zu sterben unter den Todten, die seine Keule treffen würde, das war sein Entschluß.

Schon war der Zug auf der Richtstätte angelangt. Eine Menge Gaffer hatte sich herbeigedrängt, um das Mädchen zu sehen, das die Statthalterin vergiften wollte. Viele erwarteten ein von Todesfurcht entstelltes Gesicht. Aber nein, die Augen waren hell und heiter himmelwärts gehoben, die Hände waren andächtig zum Gebethe gefaltet, und vom Strahle der Morgensonne verklärt saß sie da wie eine Heilige, welche die irdische Hülle abzustreifen im Begriffe stehe, um einzugehen in die Freuden einer bessern Welt.

Als Zituna das Schauergerüst erstiegen hatte, verstummte plötzlich die wogende Menge. Eine tiefe Stille trat ein, während sie oben stand. Nur einzelne Seufzer ließen sich hin und wieder vernehmen, indeß die Gerichtsdiener Hand an sie legten, um sie zu dem verhängnißvollen Stuhl zu leiten. Geduldig, den un-

verkennbaren Ausdruck der Seelenruhe im Antlitze — ließ sie Alles mit sich geschehen. Sie schien nicht einmal darauf zu merken als man ihre Hände mit Stricken an den Stuhl band. Mit ruhiger Fassung erwartete sie den Todesstreich. Nur das Wort, »o mein Vater!« rief sie noch aus; und sieh, plötzlich kamen die wüthenden Männer herbeigeeilt, einige mit gezückten Dolchen, andere mit geschwungnen Keulen. Ihre Augen sprühten Feuer wie Blitze, und der Schweiß träufelte über die braunen Gesichter. Ein blutiges Handgemenge entstand, die Todestochter ward befreit, und es wären wohl viele Spanier umgekommen, wäre nicht Isabella erschienen, die den Vorgang durch einen Diener zu ihrem größten Entsetzen erfahren hatte, und sich eilends in eine Sänfte hatte hinaustragen lassen, um die Hinrichtung zu verhindern, obgleich sie von der Unschuld des Mädchens noch nicht völlig überzeugt war. Jedoch konnte sie auch im Gegentheile an ihre Schuld nicht glauben.

Zituna sah sie herankommen; und, o! welch ein Entzücken durchströmte sie, als sie von ihrer Gebieterin umarmt sich fühlte! Dieser Anblick und die Güte der Gräfin, mit der sie Ruhe gebot, fesselte die Wilden. Auch Fernandez kam herbeigeritten, und schaute stumm und ernst umher, bereute seine Hitze und die Unüberlegtheit, womit er die Untersuchung einem Kämmerer überließ, der seiner Stelle nicht werth ist. Dschomschid, der wie ein Rasender gewüthet hatte, und bereit war, sein Leben für seine Tochter zu verhauchen, und ihr Blut mit dem seinen zu erkaufen oder zu vergießen, trat nun hervor, mit ihm der Anführer der Verschwornen und der Erste unter der Horde der Wilden, und entdeckten nun ihr Geheimniß; und Zituna, vom

Schwure entbunden, erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie sie nämlich das ihr vom Vater gegebene Heilmittel in den Trank der Gräfin gestreut habe, um ihre Genesung zu bewirken, wie sie von der alten Kammerfrau belauscht worden sey, jedoch, vom Schwur gebunden, das, was sie in den Trank gemischt hatte, nicht entdecken durfte.

Die Spanier, über diese That des Mädchens in laute Bewunderung versetzt, wurden nun mildern Sinnes gegen die Eingebornen, und von dieser Zeit an herrschte ein größeres Zutrauen, mehr Freundlichkeit und Wohlwollen zwischen den beiden Partheien dieses Erdtheiles. Auch waren Spanier von nun an im Besitze der edlen Chinarinde, des bewährtesten Mittels wider ein hartnäckiges Fieber, das bisher nur den amerikanischen Wilden bekannt war.

Isabella wurde gesund. Zituna und ihr Vater blieben von nun an am Hofe. Der Kämmerer aber wurde entsetzt und des Landes verwiesen. Der Arzt wurde gleichfalls verwiesen, und Schande folgte seinen Schritten. Auch die boshafte Kammerfrau mußte des Statthalters Hof verlassen. Jedoch Zituna, eingedenk der Worte des Herrn, daß man denjenigen Gutes thun müsse, von welchen man gehaßt und verfolgt wird, hörte niemals auf, durch Wohlthaten sie vor Dürftigkeit zu schützen.

Manuscript von Zirnkilton.

8.

Sey deiner Eltern Trost im Alter!

So spricht die Pflicht,
Und spräche diese nicht,
Die Liebe selber könnt' sich nicht erwehren
Die Eltern ewiglich zu ehren.

a.

Dorothea Bergmann.

In einem lauenburgischen Dorfe, nahe an der Elbe und an der lüneburgischen Gränze, hängt an einem neugebauten Bauernhause eine blaue Tafel, worauf eine Inschrift mit goldenen Buchstaben steht. Diese Inschrift enthält in wenigen Worten die Geschichte, welche ich hier ausführlicher erzählen will, und ist ein rührendes, ehrenvolles Denkmal, welches menschenfreundliche Regungen dem Andenken einer edlen Seele gesetzt haben. Es ist das Denkmal eines armen unbekannten Mädchens, welches die Pflicht der kindlichen Liebe in einer Vollkommenheit ausübte, von der vielleicht wenig Beispiele sind, und einen Edelmuth bewies, der in seiner kunstlosen Einfalt nicht minder selten zu finden ist.

Ein geringer Einwohner dieses Dorfes war durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen; eine ärmliche Hütte, und dabei ein kleiner Garten, war Alles, was er mühsam wieder erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze, unter schwerer Arbeit und Mangel, hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr sehen, und sie wurde kindisch.

Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Hütte und ihre ganz kleine Habe. Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie in's äusserste Elend versetzt. Eine Tochter, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Eltern mit unsäglichen Schmerzen, aber nicht mit jener blos leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. Der Entschluß, ihren Eltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele, und gleich schritt sie zur Ausführung. Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern missen wollte, eilte ihrer Heimath zu, fand die halbtodten, verlassenen Eltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahe gelegenes Haus, und versprach, für sie zu bezahlen. Durch ihren Fleiß, Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger Dienste und beschwerlicher Tage ward gleich auf die dringendsten Bedürfnisse ihrer Eltern verwandt.

Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren, die nun immer bettliegerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äussersten Anstrengung

ihrer Kräfte zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der armen Alten stillen konnte. Aber das genügte ihrer zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wodurch sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder kleinen Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpfetragen entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wochentlich einigemal etwas Weißbrod, und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen.

Zum dankbaren Lobe der göttlichen Vorsehung, und zur Ehre der Menschheit sey es denn auch gerne gesagt, daß dieses schöne Beispiel der kindlichen Liebe nicht, wie so manche Tugend, die im niedern Leben ausgeübt wird, unbemerkt und unbelohnt blieb. Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward unter dem Namen der guten Tochter in öffentlichen Blättern empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein, und die Landesregierung unterstützte sie mit rühmlichem und thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenliebe, das Schicksal dieser Familie glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen. Es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten, und mit schwacher stammelnder Zunge den guten Gott dafür priesen. Auch dem Werkzeuge dieses Glücks, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt, welcher,

sobald sie sich verheirathen würde, ausbezahlt werden sollte. Man kann leicht denken, daß sich, unter solchen Umständen, mehrere Freier bei ihr einfanden; manche freilich nur allein um ihres Vermögens willen, manche aber doch auch darum, weil sie mit Recht erwarten konnten: eine so überaus gute Tochter ihrer Eltern werde auch eine überaus gute Frau ihres Mannes werden; sie erklärte indeß jetzt ein = für allemal, daß sie sich erst nach dem Tode ihrer Eltern verheirathen würde, indem sie nicht glaube, wie sie sagte, daß sich bei solchen Umständen ihrer Eltern die Pflichten der Tochter mit den Pflichten einer Frau ganz vereinigen ließen, und ein Schwiegersohn der Last mit den Alten bald überdrüßig werden möchte; sie aber könne und wolle ihren hülflosen Eltern, bis sie ihnen die Augen zugedrückt, und sie zur Ruhe gebracht hätte, nicht einen Augenblick die beßtmöglichste Hülfe entziehen.

Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die Eltern an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Ganz sich selbst und ihre eigene Gefahr vergessend, pflegte die Edle ihre sterbenden Eltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie Einem nach dem Andern die Augen zu. Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn; denn am nämlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer geliebten Eltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nämliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidensvollen Wochen starb sie den sanften ruhigen Tod, den ein

solches Leben verdiente. Heilig sey ihr Gedanke Allen, die wahre Schönheit der Seele kennen und verehren! Theuer sey der Name Dorothea Bergmann allen Tugendhaften! Ruhe sanft, edles Geschöpf! Wenige haben, wie du, das Gebot erfüllt, dem eine große Verheißung ward; wenige werden, wie du, den herrlichen Lohn empfangen, den Liebe im Himmel für Liebe auf Erden bestimmte. Du bist es werth, daß man auf deinem Grabe lese: »Tretet sanft auf ihren Staub, ihr Guten, denn sie war euch verwandt; haltet ihr Grab von Unkraut rein, ihr edelgesinnten Herzen; denn sie war eures Geschlechtes!« Sie, diese Dorothea Bergmann, die beßte Tochter, auch noch im Tode zu ehren, und das Andenken dieser rührenden Geschichte der Nachwelt aufzubewahren, ward an das für sie erbaute, und nun an Andere verkaufte Haus die blaue Tafel aufgehangen, deren ich oben erwähnte. Möchte Jeder, den sein Weg in diese Gegend und in das Dorf Tespe führt, einige Augenblicke still stehen, seine Augen auf die Tafel heften, und sich der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer wahrhaft frommen kindlichen Seele freuen.

**.

---

b.

Die drei japanischen Brüder.

Eine Wittwe mit drei Söhnen lebte von ihrer Händearbeit; der kärgliche Erwerb, dem die arme Frau beinahe unterlag, ging den Kindern zu Herzen, und brachte sie zu einem seltsamen Entschluß, um ihre

Mutter besser zu versorgen. Es war auf die Auslieferung eines Diebes ein beträchtlicher Preis ausgesetzt; diesen Umstand benützten die drei Brüder und wählten durch's Loos einen aus ihrer Mitte, der sich als Verbrecher von den andern beiden anzeigen lassen sollte. Das Loos traf den Jüngsten; er wurde als Dieb angegeben, und sogleich in Kerker geworfen. Seine Brüder besuchten den Gefangenen, und überließen sich, weil sie sich unbeobachtet glaubten, dem zärtlichen Ergusse ihrer Gefühle. Allein ein Offizier von der Wache hatte sie belauscht; er schickte den beiden Angebern Jemanden von seinen Leuten nach, und erfuhr, wie die unglückliche Mutter, über den Preis ihrer Unterstützung unterrichtet, das Geld mit Abscheu von sich wies, und schwur, daß sie lieber Hungers sterben, als ihr Leben auf Kosten des Lebens eines ihrer Kinder fristen wolle. Den Richter, vor den die Sache kam, faßte Mitleid und Bewunderung. Er stellte ein neues Verhör mit seinem Gefangenen an, und als dieser auf der Richtigkeit der gegen ihn vorgegebenen Anklagepunkte beharren wollte, fiel er ihm um den Hals, und erklärte ihm, daß er Alles besser wisse. Es wurde die heldenmüthige Handlung an den Kaiser berichtet, und dieser sprach 1500 Thaler Rente dem jüngsten, und 500 Thaler den beiden andern Brüdern zu.

B.

9.

Sey deines Freundes Freund — und sey es ganz!

Sey deines Freundes Freund — und sey es ganz —
In Glück und Pracht
Und Unglücksnacht,
Bei Freudenschein
Und Herzenspein,
Für wahres Wohl und Seligkeit
Hienieden und in Ewigkeit!

a.

Emir Samuel.

Emir Samuel und Emir Alkis waren vertraute Freunde. Dieser war entschlossen, eine Reise zu machen, und glaubte seine Güter nirgends sicherer als in den Händen seines Freundes. Er ließ also alle seine Reichthümer in die Stadt bringen, wo Samuel Befehlshaber war, und stellte seine Reise an.

Einige Zeit nachher erfuhr man, daß dieser Emir das Unglück gehabt hatte, in einem Schiffbruch sein Leben zu verlieren. Alkende regierte damals in Arabien. Dieser Fürst war ganz in dem Durst nach Reichthümern versunken, und in Ansehung der Mittel sie zu vermehren nicht sehr gewissenhaft. Der Tod des Emir Alkis schien ihm eine günstige Gelegenheit zu seyn, seiner Geldgierde Genüge zu thun. Er wußte, daß das Vermögen dieses Emirs in den Händen Samuels war. Es ließ ihn also auffordern, es ihm auszuliefern. Dieser ließ dem Fürsten zur Antwort sagen: er bedaure, daß es unmöglich sey, in seine Forderung zu willigen. Er müsse besser, wie irgend

ein anderer, von den Gesetzen der Ehre und der Treue unterrichtet seyn, welche jeden verpflichteten, das Anvertraute seinem Eigenthümer wieder zuzustellen, und nicht einem Fremden.

Der König, der über die abschlägige Antwort des Emirs aufgebracht ward, war entschlossen, das mit Gewalt zu erzwingen, was man ihm mit Güte versagte, und belagerte die Stadt, wo Samuel Befehlshaber war. Der Sohn des Emirs wurde durch die Gefahr, in welcher sein Vater sich befand, sehr in Schrecken gesetzt, brachte einige Freunde zusammen, und versuchte es, sich in die Stadt zu werfen; aber er hatte das Unglück, gefangen zu werden.

Alkende war sehr erfreut, eine Person als Geißel in die Hände zu bekommen, welche fähig seyn würde, die ganze Standhaftigkeit des Samuels zu erschüttern. Er ließ den jungen Emir in Fesseln legen, führte ihn in diesem Zustande unter die Mauern der Stadt, setzte ihm den Dolch auf die Brust, und drohte dem Samuel, seinen Sohn vor seinen Augen zu durchstoßen, wenn er nicht sogleich die Reichthümer des Alkis ausliefere.

Samuel ließ nicht die geringste Bewegung blicken, und befahl der Stimme der Natur zu schweigen, um nur den Befehl der Pflicht zu hören, und rief ihm zu, daß selbst die Furcht, das Kostbarste, was er auf der Welt besäße, zu verlieren, ihn nicht dahin bringen würde, seine Pflicht zu verletzen.

Es war weit gefehlt, daß diese heldenmüthige Standhaftigkeit Samuels den König hätte rühren sollen, sie verdoppelte nur seine Wuth. Dieser barbarische Fürst stieß seinen Dolch in die Brust des jungen Emirs. — Die Einwohner der Stadt, welche voll Un-

willen über diese Grausamkeit waren, und in die Hände eines so unmenschlichen Fürsten zu fallen fürchteten, vertheidigten sich mit solchem Muth, daß sie ihn zwangen, die Belagerung mit Schimpf und Schande aufzuheben.

Der Sohn des Emir Alkis, der seinen Vater auf seiner Reise begleitet hatte, und so glücklich gewesen war, dem Schiffbruch zu entkommen, kam jetzt wieder zurück. Der Emir überlieferte ihm die Güter, die sein Vater ihm anvertraut, und deren Bewahrung für ihn so traurige Folgen gehabt hatte.

W.

---

b.

Alkander und Septimius.

(Aus der römischen Vorzeit.)

In Athen studirten einst ein Paar junge Leute, Alkander und Septimius. Der eine der spitzfindigste Kopf in dem ganzen Lyceum, der andere der beßte Redner in den academischen Lustgängen. Eine gegenseitige Bewunderung erzeugte bei ihnen Hochachtung für einander, und eine ähnliche Gemüthsart machte sie bald zu vertrauten Freunden. An Glücksgütern waren sie sich beinahe eben so gleich, als an Studien, und beide waren aus den zwei berühmtesten Städten der damaligen Welt; denn Alkander war aus Athen, und Septimius aus Rom.

In dieser innigen Eintracht lebten sie eine Zeitlang, als Alkander, der den ersten Theil seiner Jugend in Ruhe zurückgelegt hatte, es nun für schick=

lich hielt, in die Welt durch ein gesellschaftliches Leben zu treten, und die Früchte seines Fleißes einzuärnten. Er beschloß eine gewisse Hypatia zu ehelichen; und der Tag der Hochzeit war bereits schon angesetzt. Allein seine Freundschaft zu Septimius veranlaßte ihn aus Ursachen, deren Benennung nicht hieher gehört, diese Verbindung wieder aufzugeben, ja seine Braut dem Septimius selber zu überlassen.

Septimius war hierauf nach Rom abgereist. Hier gelangte er bald durch seine ausserordentlichen Talente zu den höchsten Würden des Staates, und ward Stadtrichter oder Prätor.

Alkander hingegen blieb einsam und verlassen zurück. Er fühlte nun nicht allein den Kummer von seinem Freunde auf immer getrennt zu seyn, sondern die Anverwandten seiner ehemaligen Braut Hypatia fingen einen Prozeß gegen ihn an, daß er sie, wie sie vorgaben, auf schmähliche Art zurückgesetzt habe. Weder seine Unschuld, noch seine Beredsamkeit schützten ihn vor dem Einflusse einer mächtigen Parthei. Er ward gefangen gesetzt, zu einer ungeheuren Summe Geldes verdammt, und da er diese nicht aufbringen konnte, wurden seine Güter eingezogen, und er als Sklave auf dem öffentlichen Marktplatze an den Meistbietenden verhandelt.

Hier kaufte ihn ein thracischer Kaufmann, der ihn in wüste und unfruchtbare Gegenden führte, und sehr tyrannisch mit ihm umging. Er mußte die Heerde hüten, und sich sein Brod durch die Jagd erwerben. Zu einer hoffnungslosen Sklaverei verdammt, erwachte er jeden Morgen zu neuem Jammer, den ihm der Hunger oder die Arbeit mitbrachte, und jede veränderte Jahrszeit vermehrte sie, so daß ihm nichts als der

Tod und die Flucht übrig blieb. Bei der letzten sah er den ersten ebenfalls gewiß voraus, wenn er ergriffen würde. Indessen zeigte sich doch nach etlichen Jahren eine Gelegenheit, die er sogleich benützte. Er reisste bei Nacht, verbarg sich am Tage in finstern Höhlen, und so kam er endlich in Rom an. An demselben Tage saß Septimius eben in dem Forum (dem öffentlichen Gerichtsplatze) auf seinem Richterstuhle, und verwaltete die Gerechtigkeit. Alkander stellte sich unter das Volk, verwendete seine Augen nicht vom Septimius, und hoffte, erkannt zu werden, aber umsonst. Seine Mühseligkeiten hatten ihn so entstellt, daß es beinahe unmöglich war, ihn zu erkennen. Abends wollte er sich dem Richterstuhle nahen, ward aber von den Lictoren (Gerichtsdienern) zurückgetrieben; denn einen traurigen Gegenstand sucht man immer von dem Angesichte der Großen und Reichen zu entfernen. Die Nacht kam herbei, und er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte. Zerlumpt und ohne Geld nahm ihn Niemand auf; nach vielem Hin- und Herlaufen begab er sich endlich vors Thor, und kroch in eins der Gräber, den damals gewöhnlichen Aufenthalt des Verbrechens, der Armuth und der Verzweiflung.

In dieser schauderhaften Wohnung legte er sein Haupt auf eine umgestürzte Urne, verschlief einige Stunden seinen Kummer, und seine Tugend fand auf dem harten Lager mehr Erquickung, als ein strafbares Herz auf einem Schwanenkissen.

Gegen Mitternacht kamen zwei Räuber, die dieß Grab zu ihrem Aufenthalte machten. Sie waren im Streite über die Theilung ihrer Beute, und ehe sichs der eine versah, stieß ihm der andere den Dolch durchs Herz, und ließ ihn an der Thüre liegen, wo er sich

in seinem Blute wälzte. Unter diesen Umständen fand man ihn beim Anbruche des Tages. Es wurde Lärm, und als man die Höhle durchsuchte, fand man den Alkander schlafend. Man bemächtigte sich sogleich seiner, und er wurde des Diebstahls und des Mordes angeklagt. Alle Umstände waren wider ihn, und sein elender Aufzug bestätigte den Argwohn. Er war auch mit dem Unglücke so bekannt, daß er seines Lebens wenig mehr achtete, und eine Welt verabscheute, wo er nichts als Undankbarkeit, Falschheit und Ungerechtigkeit zu finden glaubte, so daß er sich nicht einmal zu vertheidigen beschloß. In dieser Stimmung ward er gebunden vor den Septimius geführt. Alle Beweise waren wider ihn, und er sagte nichts zu seiner Rechtfertigung, nicht ohne Argwohn, daß ihn sein Freund mit Fleiß verläugnen wollte. Allein, indem dieser ihn zum grausamsten und schändlichsten Tode zu verurtheilen im Begriff war, entdeckte er, wie durch ein Licht des Himmels erleuchtet, die durch vieles Elend ganz entstellten Gesichtszüge seines so lange verloren geachteten, geliebten Freundes. Seine Freude und sein Kummer bei einer so seltsamen Gelegenheit lassen sich nicht beschreiben. Glücklich, noch einmal den Freund zu sehen, den er über Alles auf Erden geliebt hatte, und traurig ihn unter solchen Umständen wiederzufinden, stürzte er sich von seinem Richterstuhle herab, fiel seinem alten geliebten Wohlthäter um den Hals, und sank, von dem Kampfe so mannigfaltiger Leidenschaften zerrissen, beinahe in Wahnsinn. Inzwischen entstand auf einmal ein Lärm unter dem Volke, und ein anderer Gegenstand zog die Aufmerksamkeit desselben auf sich. Man hatte den wahren Räuber durch den Verkauf seiner gestohlenen Sachen

ertappt, und da man ihm gleich scharf zugesetzt hatte, hatte er sein Verbrechen gestanden. Er ward vor dasselbe Tribunal gebunden gebracht, und sprach durch sein Geständniß den ehrlichen Alkander sogleich von aller Schuld frei. Alkander ward losgesprochen, und Septimius theilte mit seinem Freunde sein Glück und seine Ehre, und beide lebten in Eintracht, Ruhe und Zufriedenheit bis an ihr Ende.

W.

---

c.

Olivier und Felix.

Bei Rheims in Frankreich lebten zwei Menschen, die ein erhabenes Beispiel gegeben haben, daß selbst in den niedrigsten Ständen die Tugend der Freundschaft in ihrem höchsten Glanze da seyn kann; aber zugleich gibt die traurige Geschichte eben dieser Männer ein Beispiel, wie nothwendig es sey, alle seine Pflichten zu erfüllen, und zuvörderst nach einer recht christlichen Gesinnung zu trachten, um durch eine einzelne Tugend glücklich zu werden.

Olivier und Felix hießen diese beiden Männer. Man könnte sagen, daß ihre Geburt sie schon zu Freunden bestimmt hatte. Sie wurden an einem Tage, von zwei Schwestern geboren; eine Brust gab ihnen die erste Nahrung (Felix Mutter starb im Wochenbette); in einem Hause wurden sie erzogen; einerlei Spiele, einerlei Beschäftigungen zogen die Herzen der Knaben aneinander: sie liebten sich, ohne es sich zu sagen, ja ohne es selbst zu wissen.

Olivier rettete dem Felix, da er in einem Flusse badete, und in einen Strudel gerieth, das Leben, und mehrere Male zog er ihn aus Verlegenheiten, Händeln und Schlägereien, in welche der unbesonnene, verwegene und heftige Felix sich gestürzt hatte, und niemals dachte dieser daran, seinem Freunde dafür zu danken. Sie gingen nach Hause, entweder ohne zu reden, oder sie redeten doch von andern Dingen.

Dieses war in den Zeiten des siebenjährigen Krieges. Frankreich hob Rekruten aus. Das Loos, Soldat zu werden, fiel auf Olivier, und Felix ließ sich freiwillig anwerben, seinen Freund zu begleiten.

Sie gingen zur Armee nach Deutschland. In einem Scharmützel drang ein englischer Reiter auf Olivier ein und wollte ihm eben den Kopf spalten; Felix sprang mit einem furchtbaren Schrei vor, erhielt den Hieb statt seines Freundes, und stieß den Engländer nieder. Eine große Narbe blieb von dieser Wunde quer über seinem Gesichte.

Nach der Schlacht von Hastenbeck hatte Olivier den Felix aus einem Haufen von Todten hervorgesucht, wo er gefallen war; er trug ihn eine Meile weit unermüdet bis zum Lazarethe.

Nie sprachen sie von den Diensten, die einer dem andern geleistet hatte; Olivier redete von Felix, Felix von Olivier, und nie lobten sie sich.

Nach dem Frieden kehrten beide nach Frankreich zurück. Olivier verheirathete sich nicht lange nachher, Felix blieb bei ihm, aber nicht lange; die Ruhe mißfiel diesem unruhigen, heftigen Kopfe, er streifte umher, kehrte von Zeit zu Zeit zurück, seinen Freund zu besuchen, und dann eilte er wieder fort. Auf seinen Streifereien wurde er mit Schleichhändlern be-

kannt; er schlug sich zu ihnen und trieb dieses gefährliche Handwerk mehrere Jahre.

Olivier hätte ihn von diesem Abgrunde zurückziehen können; allein er war zu sanft, um Ernst zu gebrauchen. Felix sagte: ich finde Vergnügen daran! und so ließ es Olivier gut seyn. (Hat hier aber Olivier wohl recht gehandelt? War er, bei aller Freundesliebe, wirklich ganz und nach christlicher Vorschrift seines Freundes Freund? Sollte es ihm nicht vielmehr darum zu thun gewesen seyn, die Seele seines Freundes zu retten?)

Zu den Zeiten wurden die Schleichhändler in Frankreich besonders hart und grausam behandelt; vorzüglich zu Rheims, wo ein gefühlloser Mann, Namens Talbot, Präsident des Tribunals war, vor den die Processe der Schleichhändler gehörten.

Felix wurde, nach einem langwierigen Gefechte mit den Visitatoren, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, nach Rheims vor den unmenschlichen Talbot geschleppt, und zum Tode verdammt.

Der Unglückliche! Wie glücklich würden durch diese gegenseitige Freundschaft, dieses Vertrauen und durch diese Liebe Felix und Olivier geworden seyn, wenn sie nicht blos irdische Gefälligkeiten, sondern vielmehr geistige und sittliche Vervollkommnung zum Ziele ihrer Freundschaft sich gesetzt hätten! Sie würden sich selbst und ihre Familien durch Eintracht, Hülfe und Trost glücklich gemacht haben; sie würden das Beispiel ihrer Gegend, der Stolz ihrer Mitbürger gewesen seyn, statt daß sie jetzt sich beide unglücklich, unglücklich durch ihre Liebe, ihre Freundschaft machten, wie wir gleich hören werden.

Da Olivier das unglückliche Schicksal seines

Freundes erfahren hatte, so nahm er, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne eine Klage von sich hören zu lassen, nur mit einem Seufzer, von seinem Weibe Abschied, und ging nach Rheims.

Er sucht den Präsidenten Talbot auf, wirft sich ihm zu Füssen, und bittet um die Gnade, seinen Freund noch einmal sehen und umarmen zu können. Talbot betrachtet ihn, schweigt einen Augenblick, und gibt ihm ein Zeichen, sich zu setzen. Olivier setzt sich. Nach Verlauf einer halben Stunde sieht Talbot auf seine Uhr, und sagt zu Olivier:

»Willst Du Deinen Freund noch einmal sehen, so eile! er ist schon auf dem Wege, und geht meine Uhr recht, so hängt er in einer halben Stunde.«

Olivier springt wüthend auf, schlägt den unmenschlichen Talbot zu Boden, eilt die Treppe hinab, auf den Markt, ruft, schreit, dringt in den Kreis, schlägt auf den Henker, schlägt auf die Gerichtsdiener, bringt das Volk, das schon lange über diese häufigen Hinrichtungen erbittert ist, auf. Flüche erschallen, Steine fliegen, die Wache ist verjagt, das Schaffot niedergerissen, und Felix glücklich entflohen.

Olivier will sich retten, ein Soldat rennt ihm das Bajonnet in die Seite, er fühlt die Wunde vor Freude, seinen Freund gerettet zu haben, nicht; er erreicht das Thor, aber weiter kann er nicht.

Fuhrleute fanden ihn, und nahmen ihn mit bis in sein Dorf, wo sie ihn vor seiner Hütte absetzten. Sein Weib, seine Kinder stürzen herzu.

»Ich sterbe!« sagt Olivier: »aber Gottlob! Felix ist gerettet.«

Felix hatte sich indeß in die dicken Wälder der

Provinz begeben, wo er jeden Schleichweg kannte, und von da suchte er sich nach und nach dem Dorfe des Oliviers zu nähern, um seines Freundes Schicksal zu erfahren.

Nach mehreren Tagen, durch große Umwege über die Gebirge den Nachstellungen der Gerichtsdiener entgangen, die ihn verfolgten, kam er in Oliviers Dorfe an. Er ging in das Haus seines Freundes, fragte zitternd Olivier's Frau: »wo ist Olivier?« An ihrem Stillschweigen, an ihren Thränen, an ihrer Kleidung merkte er, daß Olivier todt sey. Er sank ohnmächtig nieder, und schlug mit der Stirne gegen einen Backtrog. Olivier's Frau und sein ältester Sohn richteten ihn auf, er kam wieder zu sich, und da er sah, daß sich beide beschäftigten, ihm das Blut von der Stirne zu wischen, so rief er, und wand die Hände zusammen: »ihr helft mir, und ich habe ihn ermordet!« Dann sank er in einen düstern Traum, und dann rief er wieder: »warum ließ er mich nicht sterben? warum kam er nach Rheims? warum ließt ihr ihn gehen?«

In dieser düstern Melancholie lebte er einige Wochen heimlich in dem Hause Olivier's. Er nahm selten Nahrungsmittel, selten schlief er ruhig. Er sprach fast nichts aus, als den Namen: Olivier.

Eines Tages schenkte er dem jungen Olivier, der Samson hieß, eine beträchtliche Summe Geld, das er aus dem Verkauf seiner Aecker und aus seinem Schleichhandel erworben hatte. Er hieng an des Jünglings Halse, weinte und schrie laut. Endlich sank er in einen tiefen Schlummer, der länger als drei Stunden anhielt. Nachdem er erwacht war, so ließ er den jungen Samson rufen. Sie waren allein,

und Felix redete ihn mit einer leisen und ununterbrochenen Stimme so an:

»Samson! Samson! Der sterbende Freund deines Vaters redet mit Dir. Olivier war mein Freund, er starb für mich, und ich sterbe, um ihn wieder zu finden. Freundschaft, Samson, ist die größte Glückseligkeit des menschlichen Lebens, ach! sie hätte auch die Glückseligkeit meines Lebens ausmachen können. Sie war mein Unglück, nicht mein Glück. Weißt du, warum?«

Samson schwieg.

»Samson!« hob er wieder an, und legte die Hand auf des Jünglings Haupt. »Samson! Du weißt es nicht? Ich will Dir es sagen; aber merke Dir es, um Deiner Glückseligkeit willen, Kind, merke es! Unsere Freundschaft war nur auf natürliche Zuneigung, aber nicht auf die Grundsätze des Christenthums gegründet. Wir suchten einander nur die irdische Wohlfahrt zu befördern, aber gedachten nie der geistigen, ewigen und himmlischen. Wir suchten einander nicht zu bessern, und gebrauchten unsere Freundschaft nie als Mittel, um wechselweise unsere Leidenschaften zu bändigen, unsere Thorheiten zu heilen, und uns zu wahren Christen zu bilden, was doch der Hauptzweck aller Freundschaft wäre.«

Das sprach er, und nun winkte er ihm hinaus.

Felix schlief den Abend sanfter als sonst. Man hörte ihn die Nacht noch oft den Namen Olivier rufen. Endlich wurde es still. Am andern Morgen fand man ihn todt auf dem Grabe seines Freundes.

W.

---

d.

Lorenzo Musata und Fesulah.

Lorenzo Musata aus Catania ward im Jahre 1774, auf einem maltesischen Schiffe, durch einen algierischen Seeräuber aufgebracht. In Algier kaufte ihn ein türkischer Befehlshaber, der ihn mit aller Strenge eines Barbaren behandelte, und Grausamkeiten gegen den Ungläubigen für verdienstlich hielt. Glücklicherweise fand der Sohn dieses Mannes, Fesulah, damals ein zehnjähriger Knabe, an dem Sicilianer Geschmack, und erwies ihm tausend kleine Gefälligkeiten. Lorenzo war dankbar und machte sich viel mit dem Knaben zu schaffen. Als Fesulah sechzehn Jahr alt war, badete er im Meer, die Wellen rissen ihn fort, er wäre umgekommen, hätte Lorenzo sich ihm nicht nachgestürzt, und jenes Leben mit Gefahr seines eigenen gerettet. Des Jünglings Liebe wuchs durch Erkenntlichkeit, er drang in seinen Vater, seinen Erretter freizugeben, und flehte umsonst. Lorenzo seufzte über seine Fesseln, und Fesulah war entschlossen, sie zu brechen. Endlich gelang es diesem, seinen Freund an Bord eines englischen Schiffes zu schaffen, wo er sich mit Thränen des Entzückens und schmerzlicher Scheidung von ihm trennte. Lorenzo kam in seine Vaterstadt zurück, fand sich im Besitz einiger Ländereien, die ihm während seiner Gefangenschaft ein Verwandter vermachte, und lebte im Genuß seiner Freiheit. Um einmal seiner Gesundheit durch eine Reise wohlzuthun, begleitete er einen Schiffspatron nach Genua. Als er in jenem Hafen ans Land stieg, rief eine Stimme: »O mein Freund! mein Lorenzo!« Er

sah sich um und fand sich in Fesulahs Armen. Groß war die Freude des ersten Augenblickes, traurig das Gefühl des zweiten. Fesulah stand in Ketten. Eine genuesische Galeere hatte ihn auf seiner Reise nach Aleppo zum Gefangenen gemacht. Lorenzo theilte mit dem Gefangenen, was er bei sich hatte, nahm eiligst Abschied von ihm, ging so schnell er konnte nach Sicilien zurück, verkaufte seine wenigen Besitzungen sehr übereilt, also mit großem Verlust, war nach zwei Monaten wieder in Genua, bezahlte das Lösegeld für seinen Freund und schickte ihn nach Algier. Im Jahre 1788 traf Fesulah zu Catania ein, und kaufte nicht nur seinem Freunde die veräusserten Besitzungen, sondern vermehrte sie, und verbesserte seine Umstände. Als diese Nachricht niedergeschrieben ward, hatte er sich noch nicht entschließen können, seinen Lorenzo zu verlassen.

Wagnitz.

---

e.

Liebesdienst im Versagen.

Ein gewisser Oberster erzählte jungen Offizieren eine Geschichte von sich, zur Warnung für Alle: »Während der Kriege unter der Königin Anna stand ich als Fähndrich bei der englischen Armee, die damals in Spanien lag. Aber die Spielsucht hatte sich meiner so bemächtiget, daß mir jedes Geschäft, welches mich abhielt, dieser Leidenschaft nachzuhängen, unerträglich war. Kaum konnte ich mich entschließen, einige Stunden vom Spiele abzumüßigen, um sie der Ruhe zu widmen, und wenn ich schlief, so sah ich im Traume

Kartenhaufen, und hörte das Geprassel der Würfel. Meine Mahlzeiten versäumte ich; oder wenn ich sie abwartete, so sah ich es als einen solchen Zeitverlust an, daß ich die Speisen mit der größten Eilfertigkeit verschluckte, um nur wieder zum Spieltische zu kommen. Ausser den Karten und Würfeln hatte nichts auf der Welt mehr einigen Reiz für mich. Der schönste Frühlingstag, der angenehmste Sommerabend, die herrlichste Gegend, kurz Alles, was die Natur Schönes und Bewundernswürdiges hat, wurde entweder von mir gar nicht, oder mit Kaltsinn wahrgenommen. Selbst gegen Freundschaft und Liebe ward meine Seele unempfindlich. Wer nicht mit mir spielte, dessen Gesellschaft war mir beschwerlich, und wäre er auch mein Vater gewesen. Und daß ich, bei einem so sehr verwilderten Gemüthe, niemals mit Freudigkeit an Gott denken konnte, brauche ich nicht erst zu sagen. Eine Zeitlang spielte ich mit so großem Glücke, daß ich oft (man sehe, wie eine solche Leidenschaft den Kopf verrückt!) einen ansehnlichen Gewinnst auf die Erde schüttete, und mich auf demselben herumwälzte, damit die Leute im eigentlichsten Verstande von mir sagen möchten: er wälzt sich im Golde! So war mein Leben eine geraume Zeit beschaffen; aber (glaubt mir's, ihr jungen Freunde!) es war der elendeste Theil desselben, den ich noch jetzt, in diesem meinem Alter, mit meinem Blute zurückkaufen möchte; weil das Andenken daran mich noch auf dem Sterbebette beunruhigen wird. Nach Verlauf einiger Zeit ward ich auf Werbung ausgeschickt; ein Geschäft, welches ich lediglich meinem Unteroffiizier überließ, um unterdeß meine Lieblingsneigung befriedigen zu können. Der Unteroffizier brachte 150 Rekruten auf; ich aber war unterdeß

so unglücklich im Spiel, daß ich nicht nur Alles eigene Geld, sondern auch den für die Rekruten bestimmten Sold verlor. Meine Verlegenheit war nun unbeschreiblich groß. Ich wandte mich an einen Hauptmann eben dieses Regiments, der sich immer sehr freundschaftlich gegen mich bewiesen hatte, und bat ihn, mir 10 Guineen zu leihen. »Wie«? antwortete dieser, »ich sollte mein Geld einem Spieler von Handwerke leihen? Nein, mein Herr, Sie werden mich entschuldigen. Eins muß ich jetzt freilich verlieren, Ihre Freundschaft, oder mein Geld; ich möchte aber doch lieber mein Geld behalten.« Mit dieser spöttischen abschlägigen Antwort begab ich mich in mein Quartier, und warf mich, äusserst niedergeschlagen auf's Bett, um während der Tageshitze meine Sorgen zu verschlafen. Ich schlief ein; aber ein Fliegenstich weckte mich bald wieder auf. Und nun stellte sich mir mein trauriger Zustand in den schwärzesten Farben dar. Ohne Geld, ohne Aussicht, Etwas zu erhalten, ohne Freund — wie sollte ich die Rekruten zum Regimente schaffen? Und wenn ich sie nicht dahin schaffte, und wenn es bekannt würde, daß ich die Regimentsgelder verspielt hätte, was könnte ich anders erwarten, als mit Schimpf und Schande kassirt zu werden? Natürlicher Weise führte diese Noth mich dahin, daß ich über das, was mich zum Spiel gebracht hatte, ernstlich nachdachte, und dieß war, wie ich gleich merkte — Müßiggang. Die Ursache meiner Krankheit hatte ich jetzt gefunden, die Heilung aber fehlte noch immer. Etwas mußte geschehen; ich mußte eine Lebensart anfangen, bei der mir keine Zeit zum Spielen übrig bliebe. Bei diesem Gedanken fiel mir ein, daß die Adjutantenstelle beim Regimente verkauft werden sollte, und ich entschloß

mich, sie zu kaufen, als eine Stelle, bei der ich vermuthlich eine hinreichende Beschäftigung finden würde. Ich hatte nämlich Wechselbriefe in Händen, von denen ich zu meiner Beförderung bei der Armee, aber auch zu keinem andern Gebrauche, so viel ich wollte, aufnehmen konnte. Aber ehe ich diese Gelder heben konnte, mußte ich mit meinen Rekruten beim Regiment seyn, und woher nun das nöthige Geld zu diesem noch ziemlich langen Marsche nehmen? Indessen ich in der äussersten Verlegenheit darüber war, trat mein sogenannter Freund, der Capitain, der mich kurz vorher so höhnisch abgefertiget hatte, in mein Zimmer, um mir einen Besuch abzustatten. Ich empfing ihn mit dem größten Kaltsinn, und mit sichtbaren Merkmalen der Verachtung; er hingegen schien ganz und gar nicht darauf zu achten. Er fragte mich, wie ich mich aus meiner Verlegenheit loszumachen gedächte? und ich erzählte ihm kurz, und ziemlich mürrisch, was ich mir zu thun vorgenommen hätte, wenn ich nur erst wüßte, wie ich mit meinen Rekruten zum Regimente kommen sollte. Sogleich stand der Capitain auf, umarmte mich mit einer Innigkeit, die mich in Erstaunen setzte, und sagte: »Theuerster! Ich schlug Ihnen diesen Morgen Ihre Bitte auf eine kränkende Weise ab, um Sie dadurch zum Nachdenken über die unseligen Folgen der Spielsucht zu bewegen. Ich freue mich herzlich, diese Absicht bei Ihnen erreicht zu haben. Fahren Sie fort in Ihrem löblichen Vornehmen! Denn glauben Sie mir: Müßiggang und Spiel sind der jungen Leute Verderben. Mein Ansehen, mein guter Rath, mein Vermögen, Alles steht zu Ihrem Dienste. Da, fügte er hinzu, indem er mir seinen Geldbeutel reichte, nehmen Sie diese Kleinigkeit, und bedienen Sie sich der-

selben zu Ihrer eigenen Bequemlichkeit, und zur Fortschaffung Ihrer Rekruten.« Mit Erstaunen sah ich nunmehr, wie falsch ich das Betragen dieses Mannes gegen mich erklärt hatte, und sprang auf, ihn zu umarmen. Dann eilte ich mit meinen Rekruten zum Regimente, bemühete mich um die Adjutantenstelle, und erhielt sie. Von dieser Zeit an lag ich lediglich meinen Berufsgeschäften ob, und da ich die Karten und Würfel ganz und gar nicht mehr anrührte: so verloren sie auch in kurzer Zeit allen Reiz für mich. Seht, jungen Freunde, pflegte der Obrist am Ende dieser Erzählung hinzuzufügen, so wahr ist es, daß man dieser, wie jeder andern Leidenschaft, wenn man nur recht ernstlich will, mit Gottes Hülfe widerstehen kann, und daß Vermeidung des Müßiggangs das sicherste Verwahrungsmittel gegen diese und jede andere Thorheit sey.«

E.

10.

Auch gegen fremde Noth — verschließ nie dein Herz!

Es ist der Liebe heiligsüße Pflicht,
Von jedem kummervollen Angesicht
Dort wo man kann, und wie man kann,
Die bittern Thränen wegzuwischen.

a.

Basilius Atadauroff.

Basilius von Atadauroff, ein junger Russe, Sohn des verstorbenen russisch-kaiserlichen Staatsmi-

nisters von Atadauroff, reiste im Jahre 1781, in einem Alter von sechszehn Jahren, nach Göttingen, um im Schooße dieser Akademie von ausgebreitetem Ruhme Weisheit und Wissenschaften zu lernen. Er wendete auch daselbst seine Zeit mit einem so gewissenhaften Eifer an, daß er unter so vielen Tausenden, die seit der Errichtung der Universität da studirt haben, am Tage der Aernte gewiß nicht wird erröthen müssen. Neben dem Eifer zu nützlichen Wissenschaften bewies dieser edle Russe auch wahre Frömmigkeit und Gottesfurcht. Ein schöner Zug seines frommen Charakters ist: Obgleich Hunderte von Meilen ihn von seinem Vaterlande trennten, und große Schätze und hohe Geburt ihn über viele andere Menschen erhoben: so hielt er's doch auch im fremden Lande, wo fast Niemand seine gottesdienstlichen Handlungen beobachtete, als Gott selbst, für Pflicht, die Religion des Göttlichen öffentlich zu bekennen, dessen Kreuz die Monarchen der Erde in ihren Kronen tragen. Von einem so vortrefflichen Jünglinge sind auch vortreffliche Thaten zu erwarten. Hier ist eine: Zu Ende des Jahres 1784 wollte er eines Morgens mit einem seiner Freunde, dem Herrn von Leyser aus Zelle, und von einem Jäger begleitet, in der Nähe von Göttingen, das Vergnügen der Jagd genießen. Er war kaum eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ihn das Klagegeschrei einiger Menschen, das von der Landstrasse herkam, aufmerksam machte. Sein mitleidiges Herz nöthigte ihn, sogleich der Stimme nachzugehen, und da fand er einen jungen Kärner in seinem Blute liegen, dessen neben ihm jammernder Vater die herbeigeeilten Jäger um Erbarmung flehte. Es war nämlich das Pferd des jungen Fuhrmanns gestürzt, und das Rad des Kar-

rens hatte ihm, der neben herging, und den Fall des Pferdes nicht bemerkte, das eine Bein zerquetscht. Atadauroff sorgte sogleich dafür, daß er nach dem in der Nähe befindlichen Wirthshause, die Landwehrschenke genannt, gebracht wurde. Hier überließ er den Leidenden für's Erste dem Troste seines Jagdgefährten; er selbst aber eilte nach der Stadt, um Hülfe zu holen. Bei seiner Ankunft mußte der Bediente für Reitpferde sorgen, und er dagegen suchte zwei geschickte Wundärzte auf, schwang sich mit ihnen auf's Roß, und brachte sie in kurzer Zeit dem Unglücklichen zu. Er ließ den jammernden Fremden verbinden, sprach ihm und dem Vater Trost zu, empfahl den Wundärzten gewissenhafte Treue, dem Wirthe aber christliche Sorgfalt, versprach Alles zu bezahlen, und eilte nun nach Göttingen, zu seinen Geschäften. Unterdessen hatte der Hofmeister des jungen Menschenretters mit der größten Angst gekämpft. Man hatte ihm gesagt, daß sein edler Zögling mit Wundärzten in größter Eilfertigkeit zum Thore hinaus geritten sey. Er konnte also nichts anders, als ein seinem Freunde widerfahrnes, großes Unglück erwarten, und im Kampfe mit dieser schrecklichen Ahnung fand ihn der junge Mann. »Ich habe einem armen unglücklichen Fuhrmanne Hülfe zugebracht,« rief er ihm zu, und eine Thräne im lächelnden Auge sagte ihm das Uebrige. Da flog ihm der fühlende Freund an den Hals, und weinte mit. Der junge Menschenbeglücker mußte jetzt wieder an seine akademischen Geschäfte, gleichwohl war sein Geist eine halbe Meile von Göttingen weg, war bei seinem Leidenden. Um ihn also in der Nähe und unter der unmittelbaren Aufsicht der Wundärzte zu haben, ließ er den Verwundeten noch am nämlichen Nachmittage

herein in die Stadt tragen, und besorgte ihm in dem Hause des einen Chirurgus selbst Quartier, Pflege und Unterhalt. »Fordern Sie, was Sie wollen« — sagte er zum Wirth — »ich bezahle Alles.« Zwei Tage darauf mußte der Vater des Kranken seine Fracht, die nach Hamburg bestimmt war, weiter bringen, und der Leidende ward also jetzt dem Herzen seines Retters ganz allein überlassen. Dieser besuchte seinen geliebten Kranken täglich, brachte ihm allerhand kleine Geschenke mit, tröstete ihn liebreich, wenn der Schmerz der Wunden und die Traurigkeit über die Entfernung von seinen Eltern sich seiner bemächtigten, und verließ ihn jedesmal mit der frohen Ueberzeugung, daß die Genesung täglich, wiewohl langsam, sich nähere. Es war nämlich gleich Anfangs der Zustand des Patienten so gefährlich, daß der Unglückliche vielleicht, an jedem andern Orte, das Leben, oder doch sein Bein, eingebüßt haben würde. Bei diesem edlen, mitleidigen Herzen besaß der junge Russe so viel christliche Demuth, daß er roth ward, wenn man dieser Handlung wegen mit ihm sprach; und merkte er, daß man ihm — wär's auch in Gesellschaft seiner beßten Freunde gewesen — gar Lobsprüche ertheilen wollte, so verließ er sogleich die Gesellschaft. Unterdessen war der Vater des Kranken wieder gekommen. Dieser konnte nicht begreifen, wie ein Russe gegen einen unbekannten Fuhrmann so viel ächt-christliche Liebe ausüben konnte, und er, so wie seine Frau, an welche der traurige Zufall berichtet worden war, fürchteten, der junge Edelmann lasse ihren Sohn deßwegen curiren, um ihn einmal als Sklaven mit nach Rußland zu nehmen. Aber die guten Leute wußten nicht, daß der Zuruf des größten Menschenfreundes: »Ein neues Gebot gebe Ich euch,

daß ihr euch unter einander liebet, wie Ich euch geliebet habe; dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt,« auch so gut in der Bibel der Griechen, als in der Bibel der übrigen Christen steht. Jetzt kam Ostern, und der Kranke war fünfzehn Wochen in Göttingen gewesen. Zwar drohte ihm keine Gefahr mehr, aber nach seiner Heimath konnte er noch nicht gelassen werden. Dagegen aber mußte sein edler Retter die Akademie verlassen. Gerne hätte dieser das Vergnügen geschmeckt, seinen geliebten Geretteten den bekümmerten Eltern noch vor seinem Abschiede in die Arme schicken zu können, aber der Wundarzt mußte ihm dieß Vergnügen rauben. Es bezahlte also dieser junge Christ alle Kosten, die in den fünfzehn Wochen durch Verpflegung, Arzneimittel, Arztlohn und Quartier verursacht worden waren; gab dem Wundarzte das noch bis zur völligen Genesung des Patienten nöthige Geld voraus, drückte dem gerührten Kärner das Reisegeld in die Hand, was dieser zur Rückkehr in seine Heimath bedurfte, und ging nun selbst in sein Vaterland zurück. Nach Verlauf eines Monats reiste auch der junge Fuhrmann, völlig geheilt, wieder zu den Seinigen, nachdem er neunzehn Wochen in dem Hause des Wundarztes zugebracht hatte.

Ernesti.

---

b.

Leopold von Braunschweig.

Prinz Maximilian Julius Leopold, der Sprößling von Braunschweigs Fürstenstande, der Menschenfreund, übte Gerechtigkeit und Güte gegen seine Nebenmenschen, in ihrem ganzen Umfange und aus allen Kräften; oft mit Aufopferung und Verläugnung Seiner, bis an das Ende der Lebenstage: dennoch glaubte er immer noch zu wenig für Andere gethan zu haben; denn seine einzige Leidenschaft war Menschenliebe, und diese beherrschte ihn so, daß alle andere Neigungen davon gleichsam verschlungen wurden; diese auszuüben, war das höchste Vergnügen, das er kannte, und, diese immer thätiger zu machen, die höchste Glückseligkeit, die er sich denken konnte. Als Knabe bat er oft bei strenger Kälte seine Erzieherin, der Schildwache unter seinem Fenster etwas geben zu dürfen: »Ach,« sagte er, »den armen Soldaten frieret wohl!« Er holte armen Kindern, die barfuß, in erbärmlicher Kleidung, im schlechten Wetter gingen, Kleidungsstücke aus seiner Garderobe. Noch selbst ein Jüngling, ließ er dürftige und verlassene Kinder von seinem eben nicht reichlichen Taschengelde unterrichten, und sie mußten ihm von Zeit zu Zeit Zeugnisse von ihren Lehrern bringen; er konnte sich über nichts mehr freuen, als wenn ihm Kinder mit Büchern begegneten; ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, und entließ sie mit Beweisen der Liebe und Ermunterungen zum Fleiße. Mit zunehmenden Jahren zeigte er sich immer mehr als einen warmen und stets thätigen Menschenfreund. Sein einziger und edelster Stolz bestand darin, nicht blos vornehmer, sondern auch besser zu seyn,

als Andere. Er sah die Vorzüge seiner Geburt gleichsam als Sterne an, die ihm auf seinem Lebenswege leuchteten. Er hielt sie für Aufforderungen, für Verbindlichkeiten, immer vorzüglicher am Geist und Herzen zu werden. Sein eifriges und beständiges Streben war nur dem göttlichen Urbilde der Vollkommenheit, der Quelle alles Guten ähnlich, und in der Menschenliebe immer thätiger zu werden. Er rang nur nach wahren Vorzügen, und ehrte die Menschheit, Verdienst und Alter in einem Grade, den man nur selten findet. Voll davon ist die Geschichte seines Lebens. Sein eigentlicher Beruf als Kriegsmann gab ihm manche neue Gelegenheit, Menschenliebe, Gerechtigkeit und Güte thätig zu beweisen; er war Pfleger, Freund und Vater im Kriegsstande. Für die Wohlfahrt seines Regiments, das ihm Friedrich der Große anvertraut hatte, sorgte er unablässig. Er that es mit einer Geschäftigkeit, Aufopferung und Heiterkeit, die allen Kriegs-Obern und Befehlshabern zum Muster zu empfehlen sind. Der Kranken in seinem Regimente nahm er sich väterlich an; oft nahm er, wenn sie oder die Ihrigen, ausser dem Regimentsarzte, sich noch einen andern wünschten, denselben für sie an, belohnte ihn und bezahlte die Arzneien. Manchem wackern Vaterlandsvertheidiger, dem ein großer Theil seiner Tage in blutigen Schlachten und sauern Feldzügen verflossen war, den empfangene Wunden, geschwächte Gesundheit, und das im treuen Dienste erlangte Alter dazu nicht länger fähig machten, verschaffte er einen ruhigen und heiteren Abend des Lebens. Angehende Offiziere seines Regiments ließ er in den nöthigen Kenntnissen unterweisen; unter den Fahnenjunkern gab es viele, als er sein Regiment erhielt, die sogar nicht

erträglich schreiben konnten. Um sie zum Fleiße zu ermuntern, war er selbst dabei zugegen, und damit sich keiner schämen möchte (wie denn Einige eine Art von Schande darin zu finden glaubten), richtig und gut schreiben zu lernen, setzte er sich mitten unter sie, schrieb Alles mit, was ihnen vom Lehrer dictirt wurde, und war der Erste, der demselben sein Papier zur Durchsicht und Verbesserung vorlegte. So handelte ein Prinz, in dessen Macht es stand, militärisch zu verfahren, der nur hätte befehlen und bestrafen dürfen. Ein gewisser Graf und einige andere Offiziere gesellten sich auch zu der Zahl der Lernenden.

Aber das unvergeßlichste Denkmal der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit gegen sein Regiment, ist die vortreffliche Schulanstalt, die er in Frankfurt an der Oder für dasselbe stiftete. Er ließ ein ganz neues und zweckmäßig eingerichtetes Gebäude, worin auch für die Wohnung zweier Lehrer gesorgt war, aufbauen, welches ihn über 4000 Thaler kostete, und suchte vorzüglich die Lehrer bei ihrem beschwerlichen Geschäfte auf alle mögliche Weise aufzuheitern; er bekümmerte sich um die beßte Einrichtung des Unterrichts, las darüber nach, und fragte Sachkundige um Rath; er besuchte oft und unerwartet die Schule, und theilte jährlich mehrmal Belohnungen aus. Welche Vorwürfe, schrieb er einst an seinen alten Lehrer zu Braunschweig, hätte ich mir machen müssen, wenn alle die Kinder (es waren deren 500), durch meine Nachlässigkeit, in ihrer Unwissenheit geblieben wären. Als er einst zwei Kinder, die durch seine Fürsprache in das Waisenhaus zu Braunschweig aufgenommen wurden, von Frankfurt dahin schickte, ging er Morgens selbst um fünf Uhr, bei einer sehr rauhen Witterung, zum

Fuhrmann, und sah nach, ob sie auch vor dem Wetter hinlänglich verwahrt wären. Als er dieß nicht fand, hing er ihnen seinen eigenen Ueberrock um, sah sie erst abfahren, und ging dann im Regen nach Hause. Bei seinem letzten Aufenthalte in Braunschweig, ging er selbst auf das Waisenhaus, ließ die Kinder, deren Namen er genau behalten hatte, rufen, erkundigte sich nach ihrem Betragen, und ermahnte sie, fleißig und gut zu seyn, mit dem Versprechen, daß er weiter für sie sorgen wolle.

Auch gegen seine Untergebenen war er auf eine einnehmende Art gerecht, gütig und herablassend. Mußte er ihnen eine Beschwerlichkeit zumuthen, so theilte er sie mit ihnen, um sie und sich selbst von der Erträglichkeit derselben zu überführen. So flammte überall und gegen Jedermann, in dem Herzen des Edelsten der Fürsten, die reinste und zärtlichste Menschenliebe.

Am liebsten half er zu solchen Absichten, die in's Allgemeine gingen; er hatte für jede Art der Noth ein weiches Herz, und gerührt werden und zu Hülfe eilen, war bei ihm gänzlich mit einander verbunden. Jeder hatte bei ihm freien Zutritt. Er sprach mit Jedem, und hörte die kleinsten Umstände der Klagenden mit bewunderungswürdiger Geduld an. Den Meisten, die seine Hülfe suchten, half er; viele, denen er nicht helfen konnte, wurden durch die liebreiche Art, mit der er zu ihnen sprach, getröstet. Tausende in Braunschweig und Frankfurt sind davon Zeugen. So manchen der fähigen Jünglinge, die sich den Wissenschaften und Künsten widmeten, unterstützte er auf den Schulen, Akademieen und Reisen. So war bei Weitem nicht Geldhülfe das, wodurch er seine Menschenliebe

bewies, obgleich nur die festgesetzten Gelder, welche er in Frankfurt an bestimmte Arme monatlich austheilen ließ, 240 Thaler, und also jährlich fast 3000 Thaler betrugen. Um sich von dem Elende der Leidenden desto näher zu überzeugen, und dasselbe desto gewisser erleichtern zu können, erforschte er es selbst. Bei seinen lebhaften Gefühlen der Menschlichkeit empfand er auch immer herzliche Mitfreude über alles Gute, das er an Andern erkannte, und das Andere gewirkt hatten. Er selbst kannte kein größeres Vergnügen, als dasjenige, welches Wohlthun und Helfen gewährt. Sein Eifer, überall zu helfen, wo zu helfen war, hatte sich in hundert Fällen offenbart; mehrere Male hatte er schon bei Feuer- und Wassergefahren weise Entschlossenheit und unbegränzte Menschenliebe zu erkennen gegeben. Von Menschenliebe flossen Herz und Mund über. Am 9. Januar 1776, im 24. Jahre seines Alters, begleitete ihn sein vieljähriger Lehrer von Braunschweig nach Potsdam, wo der Prinz das ihm vom König ertheilte Regiment übernehmen sollte. Um Mitternacht fuhren sie ab, und der Prinz war Anfangs in tiefen Gedanken versunken. Sein Begleiter rechnete dieses der Trennung von seinen Eltern und Freunden, oder der Ermüdung von Abschiednehmungen zu; denn der Prinz hatte, aus Dankbarkeit, von allen seinen Lehrern und Freunden persönlich Abschied genommen. Fast nach zwei Stunden unterbrach er aber das Stillschweigen auf einmal sehr lebhaft, ungefähr in folgenden Ausdrücken: »Ich habe mich diese Zeit über genau besonnen, ob auch wohl Jemand in Braunschweig zurückgeblieben seyn möchte, der von mir beleidigt und mißvergnügt seyn könnte. Hieran ist mir gewiß sehr viel gelegen, mich darauf zu besinnen, und

wenn Sie mir darin helfen können, so werden Sie mir den beßten und wesentlichsten Dienst erweisen. — So wie ich jetzt aus meines Vaters Hause gegangen bin, so will ich mit Gottes Hülfe dereinst aus der Welt gehen. Beide Abreisen haben viel Aehnlichkeit alsdann miteinander, wenigstens für mich: wenn ich werde überzeugt seyn können, daß ich keinen Menschen beleidigt und unversöhnt, und, so viel mir in meinem Leben nur möglich seyn wird, hülflos zurückgelassen habe. — Wie ruhig werde ich alsdann nicht dem Eintritt in die Ewigkeit, so wie jetzt meinem Berufe dieses Lebens, entgegen gehen können! — Der Gedanke, Jemanden in meinem Leben wesentlich zu helfen, und, wo möglich, desselben Leben zu retten, liegt mir von jeher immer im Sinne. Noch ist mir solch' eine Gelegenheit niemals vorgekommen, ob ich gleich solche herzlich wünsche; und glauben Sie mir, daß ich sie längst gesucht habe. Freilich gehört hiezu auch Glück; aber selten mißlingt auch ein solcher Versuch. Wenige Leute habe ich noch kennen gelernt, die dieser Beruhigung sich rühmen können; aber gewiß liegt es nur an der Gelegenheit. Wie beruhigend muß die Erinnerung einer solchen gut genützten Gelegenheit nicht seyn, zumal bei der Abreise aus dieser Welt! Nicht eher, als bis ich diesen Wunsch erfüllt habe, möchte ich gern sterben, dann aber gern!« — Und ach! seines Herzens heißester Wunsch wurde erfüllt. Er endigte seine ehrenvolle Laufbahn so rühmlich, als er sie begangen, da er seinen Tod (am 27. April 1785) in den überströmenden Fluthen der Oder fand, aus welcher er die hülflosen Einwohner der Dom-Vorstadt zu Frankfurt von dem schreckenvollsten Untergange retten wollte. Um ihn klagten Wittwen und Waisen, denen er Ret-

ter, Versorger und Vater war; um ihn klagte die gesammte Menschheit, der er zur Ehre lebte. Schon einige Jahre zuvor (1780) verdankten es die Frankfurter bei der Wasserfluth, nächst Gott, seinem unermüdeten Eifer, daß die Vorstadt nicht überschwemmt wurde; er war die ganze Nacht auf dem Damme, der durchbrechen wollte, und arbeitete gemeinschaftlich mit seinen Soldaten, den Durchbruch zu verhindern. Aber nicht aus rascher Unbedachtsamkeit verlor der Menschenfreund sein Leben, sondern ungeachtet der bedachtsamsten Sorgfalt: denn am Morgen seines Todestages zeigte er eine ungewöhnliche Ruhe des Geistes. Es befremdete dieß seine Bedienten, da die Gefahr der Wasserfluth sich immer vergrößerte, und viele Einwohner der Vorstadt schon in der höchsten Noth waren. Als einer derselben deßwegen sagte: »So ruhig habe ich Ew. Durchlaucht noch nie gesehen,« antwortete er: »Man muß ruhig seyn, und Alles wohl überlegen, wenn Gefahr da ist.« Denen, die ihn durch Bitten von seinem Vorhaben abhalten wollten, rief er nicht lange vorher, ehe er den Kahn bestieg, die goldenen Worte zu: »Was bin ich mehr, als ihr? ich bin ein Mensch, wie ihr, und hier kommt es auf Menschenrettung an.«

Ernesti.

11.

Gieb dich nie der Geldliebe und dem Geize gefangen!

Pfui! bleibe frei und mach dich frei
Von Erdentand und Erdenlust!
Es ist so schön die freie Brust,
Und regt so selig sich darin das Herz,
In rein'rer Lust und edlerm Schmerz.

a.

Cola Pesce.

Bei Sicilien, nicht weit von Messina, welche Stadt vor einigen Jahren durch ein Erdbeben untergegangen ist, ist ein gewaltiger Strudel oder Wirbel im Meer, der sich wie eine Schnecke herumdrehet, und Alles mit sich herunterzieht, was hineinkömmt. Eben so drehet er auch Alles von unten auf wieder heraus. Zwischen den Felsklippen müssen ungeheuere Schlünde seyn, durch welche das Wasser so durchgedrehet wird. Friedrich, der König von Sicilien, wollte gerne die Beschaffenheit dieses Strudels wissen, wie er inwendig aussähe. Wer konnte es ihm sagen? Wer wollte sich hineinwagen? Der König versprach dem eine große Belohnung, der es thun würde. Da fand sich doch ein Mensch, der es wagte. Und dieser mag uns jetzt zum Beispiel dienen, was ein Mensch für Geld zu thun im Stande ist. Es war ein ganz sonderlicher Mensch, der wohl wenig seines gleichen gehabt hat, und ehe ich seine That anführe, muß ich erst diesen Menschen näher beschreiben.

Dieser sonderliche Mensch hieß Cola Pesce. Es

war ein Taucher, der sich eine geraume Zeit unter dem Wasser aufhalten, und versunkene Sachen herausholen konnte. Man nannte ihn daher auch nur Niclas Fisch, weil er immer unter dem Wasser steckte, und oft ganze Tage im Meere blieb. So gut verstand er sein Handwerk. Er nährte sich blos von Fischen und Muscheln. Nicht selten geschah es, daß er die Seefahrer, und die Leute auf den Schiffen bis auf den Tod erschreckte. Wenn ihn diese oft, mitten im ärgsten Sturm, aus den schäumenden Wellen herauskommen sahen, so hielten sie ihn für ein Meerwunder, für ein Gespenst, oder für einen bösen Geist, und schrieen ängstlich um Hülfe. Da schlug dann der Schalk mitten in den Fluthen ein lautes Lachen auf.

Diesen Fischmenschen ließ der König kommen, und sprach zu ihm: »Da Du Dich so gut unter dem Wasser behelfen kannst, wolltest Du nicht einmal in den Meerstrudel springen? Ich möchte gar zu gerne wissen, wie es darin aussähe. Sieh! diesen großen goldenen Becher werfe ich hinein. Er soll Dein seyn, wenn Du ihn herausholest.« — Der Becher wurde hineingeworfen. Mein Cola Pesce hinter drein. Nun dachte jeder, der es sah: Um den ist's geschehen. Der wird nicht wiederkommen.

Der König wartete und wartete. — Ehe er sichs versah, etwa nach drei Viertelstunden, kam oben der schwarze Kopf aus dem Wasser, und Cola Pesce, mit dem Becher in der Hand, hinterher. »Was hast Du gesehen? wie hast Du es gefunden?« rief der König. »Da sieht es verzweifelt aus,« erwiederte dieser. »Was ich froh bin, daß ich mich aus dem Hexenloche herausgeholfen habe! Da ist ein abscheulicher Abgrund, mit lauter Klippen umgeben. Das Wasser stürzt mit

solcher Gewalt herunter, und drehet sich durch die Klippen durch, daß sich keine lebendige Seele halten kann. Ganz unten bin ich gewesen. Ich mußte mich zwischen die Klippen klemmen, damit mich der Wirbel nicht mitnahm. Da lag denn der Becher zwischen einer Klippe. Hier steckte ich so lange, bis der Wirbel wieder von unten heraufkam, und mich mit herausnahm. Das war aber noch nicht Alles. Zwischen den Klippen saßen erschreckliche Meerpolypen oder Vielfüße, so groß, wie Menschen. Die streckten immer ihre Arme nach mir aus.« — »Das ist Alles recht gut,« sprach der König. »Allein mir ist es noch nicht genug. Du mußt noch einmal hinein, und weiter hinunter in die Tiefe. Denn ich will eigentlich wissen, wie es unten aussieht, und wodurch der Strudel von unten heraufgetrieben wird.« »Nein,« erwiederte er, »das mag ein Anderer wagen. Ich gewiß nicht. Das Wasser sollte mir nichts thun, aber die Polypen!« — Kurz, er wollte nicht.

Hierauf ließ der König einen noch größern goldenen Becher mit Perlen und Edelgesteinen anfüllen und hineinwerfen. Dieß reizte ihn so sehr, daß er abermals nachsprang. — Aber er kam nicht wieder! *)

---

b.

Der Dichter Chapelain.

Ein Dichter Frankreichs, Jean Chapelain, war, wegen seines Geizes, ein Gegenstand der Verachtung

*) Diese Geschichte hat Schiller in seinem Taucher poetisch bearbeitet.

und des Spottes. Man nannte ihn nur den Ritter vom Spinnenorden, weil er ein so geschicktes, und aus verschiedenen Stücken zusammengesetztes Kleid trug, daß die Fäden auf demselben eine vollkommene Vorstellung von dem Gewebe dieser Thiere waren. Als er eines Tages sich in einer großen Gesellschaft befand, fiel eine Spinne herab, über deren Größe alle Anwesende erschracken. Man konnte sich nicht bereden, daß sie aus dem Zimmer sey, weil Alles sehr reinlich darin aussah. Das Frauenzimmer fiel einstimmig darauf, daß sie aus Chapelain's Perücke kommen müsse, welches auch wohl seyn konnte, weil er in seinem Leben nur eine einzige Perücke gehabt hatte. Aus Geiz war er auch schmutzig und unreinlich. Ein Freund von ihm erzählte, daß er, nachdem er in zehn Jahren ihn nicht besucht, weil sie uneinig geworden waren, und darauf zu ihm gegangen sey, um sich mit ihm auszusöhnen, in seiner Stube quer über eben das Spinnengewebe erblickt habe, das er gesehen hatte, ehe er mit ihm zerfiel. Die Hände wischte er sich beständig an einem Besen von Binsen ab, um der Tellertücher zu schonen. Er hatte sich bei seinem Erben an den Tisch verdungen, und wenn er auswärts zu Gaste gebeten war, so rechnete er es allemal an dem Kostgelde ab. Ein Edelmann, der zuweilen Mangel am Gelde hatte, wendete sich einst an Chapelain, um von ihm zu borgen, und dieser glaubte sehr freigebig gegen ihn zu seyn, wenn er ihm einen Thaler gäbe. Nachdem er seinem Herzen den Stoß gegeben hatte, sagte er: »Wir müssen unsern Freunden in der Noth beistehen, aber nichts zu ihrer Verschwendung beitragen.« Sein Geiz war die Ursache seines Todes. Als er einst in die ehemalige Akademie der Wissenschaften,

deren Mitglied er war, ging, um eine Kleinigkeit im Gelde zu erhalten, welches die Anwesenden bekamen, wurde er unterwegs von einem erschrecklichen Ungewitter überfallen. Das Wasser war stark zusammen gelaufen, und weil er zu furchtsam war, über den Balken zu gehen, den man darüber gelegt hatte, so wartete er, bis es sich wieder verlaufen haben würde. Als es aber bald drei Uhr war, wagte er es, durch's Wasser zu waten, das ihm hoch bis an die Beine heranging. Aus Furcht, daß man merken möchte, was ihm unterwegs begegnet sey, mochte er in der Akademie nicht an's Feuer treten, um sich zu trocknen, sondern setzte sich auf seinen Stuhl, und streckte die Beine darunter. Die Kälte drang ihm so durch den ganzen Körper, daß er einen Steckfluß bekam, der seinem Leben ein Ende machte. In seiner letzten Krankheit hatte der Harpax fünfzigtausend Thaler baar beisammen, und sein Vergnügen war, den Geldkasten, der nahe an seinem Bette stand, von Zeit zu Zeit aufzumachen, und alle Geldsäcke vor sich hinsetzen zu lassen. Sie standen an dem Tage, an welchem er starb, noch alle in Reihen um ihn her, und man sagte: Chapelain ist gestorben, wie ein Müller unter seinen Säcken.

---

c.

Die Geizige auf dem Sterbebette.

Eine Frau zu Q** hatte eine geraume Zeit krank gelegen. Wie man nachher erfahren, hatte sie mit dem Manne eben nicht sehr einig und friedfertig gelebt.

Beide aber waren arme Leute, die kaum das Brod verdienen konnten.

Als die Frau merkt, daß sie bald sterben wird, läßt sie den Mann zu sich kommen, und bittet ihn dringend, ihr die letzte Bitte nicht abzuschlagen, welche darin bestand, daß er sie so möchte begraben lassen, wie sie da wäre, ohne sie erst wieder ausziehen, abwaschen und in den Sarg legen zu lassen. Er mußte ihr das mit der Hand versprechen, wenn sie ruhig sterben sollte.

»Ich will mich, setzte sie hinzu, schon selbst abwaschen. Zu dem Ende habe ich dieß Glas mit Branntwein bei mir stehen.«

Der Mann versprach ihr Alles, und wollte die Nacht bei ihr wachen. Sie wollte es aber nicht zugeben, weil ihr Ende so nahe nicht sey.

Des andern Morgens findet er sie angezogen, und todt im Bette. Hierauf geht er zum Tischler, den Sarg zu bestellen, sagt aber: auf einmal könne er ihn nicht bezahlen. Er wäre so arm, daß er auch den Leuten, die ihn brächten, das Trinkgeld nicht bezahlen könne. Er wolle ihn mit seinen Söhnen schon selbst abholen. Denn sie hatten große verheirathete Kinder.

Der Tischler war damit zufrieden. Des andern Tages aber kommt der Mann, noch ehe der Sarg abgeholet wurde, und bezahlte ihn ganz auf Einem Brete, daß sich der Tischler verwundert.

Bei dieser Gelegenheit ist die Sache mit der Verstorbenen ausgekommen, was sie im Tode für sonderbare Gesinnungen gehabt hatte.

Da nämlich der Mann mit seinen beiden Söhnen die Leiche in den Sarg legen will, müssen sie solche ei-

ne Wendetreppe heruntertragen. Bei der Wendung stößt sich die Mütze ab, und es fällt etwas Hartes an die Erde. Sie heben es auf, und es ist ein Beutelchen mit sechs Louisd'or. Der Leib der Verstorbenen kommt ihnen zu hoch vor, und bei der Untersuchung finden sie noch einen Sack mit einigen dreißig Thalern kleiner Münze. Lieber Leser, was denkst du? —

W.

12.

Gieb nie dem Zorne, nie dem Hasse und der Feindschaft Raum!

Des Zornmuths finstere Gestalten,
O laß sie nie in deinem Herzen walten!
Verzeihung ist des Christen Pflicht,
Darum verzeih' — und säume nicht!

a.

Der Fluch.

In einem süddeutschen Landstädtchen, das in Hüb'ners allbekanntem Zeitungslexikon — ein feines Städtchen genannt wird, lebte unter den rührigen freundnachbarlichen Bürgern auch Leonhard Meier, ein Zimmermann. — Wegen seines feuerfarbnen Bartes, der sich von den beiden Schläfen bis zum Kinne wie ein brennender Wald herabzog, hießen ihn seine Landsleute gewöhnlich nur den rothen Leonhard, und verbanden mit diesem Namen auch all' jenen grundlosen schlim-

men Leumund, der einem rothen Barte in der Volksmeinung so gerne beigelegt wird. —

Man fürchtete ihn, und wie lieb er ihnen auch sonst zur Arbeit war, weil er durch Regsamkeit und Eifer die berüchtigte Schwerfälligkeit der Zimmerleute widerlegte; seines Umgangs freute man sich eben doch nicht sehr. — —

Daran war denn freilich nicht so fast sein rother Bart und das damit verknüpfte ungünstige Vorurtheil, als vielmehr sein eigenthümlicher finstrer Seelenzustand Schuld; denn Leonhard war immer verschlossen, tiefsinnig und ernst. Selten zeigte sich ein freundliches Lächeln um seinen Mund. — Am Finstersten sah er aber besonders dann darein, wenn seine Handwerksgenossen von ihrem Familienglücke erzählten, oder wenn Kinder an den Orten, wo er eben arbeitete, ihre unschuldigen Spiele trieben. —

In solchen Stunden runzelte er seine Stirne, und das wilde Auge verrieth, daß ein unnennbar schmerzliches Gefühl auf seine Seele drückte. —

Unmuthig, wie ein Gemüthskranker, schalt er dann die Weiber, oder trieb die Kleinen schmähend hinweg, wenn sie ihm auch bei Weitem nicht in der Arbeit hinderlich waren. —

Dieser immer mehr sich offenbarende Zug seines unzarten Herzens und besonders auch die schreiende Härte, die er zu Hause seinem Weibe und den Kindern fühlen ließ, entfernte die bessere Klasse der Bürger nach und nach ganz von ihm, und die Lieblosigkeit brachte bald allerlei üble Sagen, woher sein finst'res Wesen rühren möchte, über ihn in Umlauf. —

Leonhard war nämlich, eh' er sich im Städtchen niedergelassen, Soldat gewesen, und hatte den Feld-

zug vom Jahre 1807 in's Preußen mitgemacht. — Da scheute man sich denn nicht, ihm nachzureden, daß er in Sachsen und Preußen oft unmenschlich hart mit den ruhigen Bewohnern verfahren, — daß sein Gewissen ihm jetzt die Frevelthaten jener Zeit vorhalte, und deßhalb sein Inners für immer mit dem Frohsinn zerfallen sey. —

Dieß und derlei mehr trug die kleinstädtische Geschwätzigkeit von Ohr zu Ohr' — von Haus zu Haus; allein, obwohl man mit solchen Muthmassungen der Quelle seines Menschenhasses zum Theil auf der Spur war, ganz hätte man sie vielleicht doch nimmermehr aufgefunden, wenn nicht ein besond'rer Vorfall einmal vom Ungefähr den Schlüssel zu dem Räthsel dargeboten hätte. —

Mitten in dem Städtchen zeigt sich ein sehr geräumiger Marktplatz und der Magistrat hatte auf demselben schon vor vielen Jahren zur Verschönerung mehrere schlanke Pappeln ins Gevierte herumgepflanzt, und das Ganze mit niedlichen Schranken eingefriedet.

Diese waren in der Länge der Zeit so morsch und hinfällig geworden, daß von Seite des Magistrats die Erneuerung derselben beschlossen, und das Geschäft dem Zimmerer Leonhard und einem andern Genossen seines Handwerk's übertragen wurde. —

Beide gingen denn an einem Montag frisch an's Werk, und hieben und hackten den ganzen Vormittag aus Leibeskräften an den herbeigeschafften Holzstämmen mitten in dem eingeschrankten Platze. — Unglaublich schnell war ihnen der Mittag herangekommen, und eben wollten sie zum Mahle heimgehen, da rollte ein stattlicher — hochbepackter Reise-Wagen von vier rüstigen Füchsen gezogen über den Markt dem Posthause

zu, das dem Arbeitsplatze uns're beiden Axtmänner gleichüber stand. —

Daselbst hielt der schnurrbartige Kutscher mit straffem Zügel das schöne Viergespann an, und vom Bocke sprang flink und hurtig eine Art von Kammerdiener, um den Wagen zu öffnen, und dem hohen Fremdling, der dem herangeeilten Posthalter als polnischer Graf angekündet ward, herauszuhelfen. — —

Sogleich bewegte sich auch eine schöne männliche Gestalt über den herabgezog'nen treppenartigen Antritt, aus dem reichverzierten Schlage. — Freundlichkeit und Güte lächelte aus jedem Zuge des lieben Angesichtes und das trauliche Auge weckte allerorts in allen, die es anblickte, Liebe und Zutrauen.

Nicht nur der Posthalter, sondern auch die andern Umstehenden, welche die Neugierde herbeigeführt hatte, und worunter die beiden Zimmermänner dem Wagen am nächsten, waren über das liebvolle Wesen des redseligen Herrn, der ringsum die Männer grüßte, über den Marktplatz hinsah und sogleich das Städchen und seine Lage lobte, höchlich erfreut; — denn den Bürgern jenes Städchens geht es schon immer wie manchen Müttern. — Diese hören gerne ihre Kinder rühmen, jene aber kennen kein seligeres Vergnügen, als wenn ein Fremdling, der Welt und Menschen und Städte gesehen, ihr Heimathnestchen heraushebt und den gefälligen Platz und den schmucken Kirchthurm preiset. —

Sie nannten ihn in ihrem Herzen schon einen herrlichen Mann, und schon wollte der artige Posthalter dem lobenden Grafen die Bemerkung hinwerfen, daß das Städtchen auch besonders darauf stolz sey,

von jeher hohen Reisenden gefallen zu haben, als mit Einemmale der Graf finster und forschend nach dem Zimmermann Leonhard hinstarrte, und zu dem Posthalter umgewendet die Worte sprach: »Lassen Sie mir doch auf der Stelle dort den Mann mit dem rothen Barte in Ihr Haus hereintreten.« —

Der Posthalter säumte nicht, dieß dem Rothbart zu bedeuten, und als er den Grafen in ein heiteres Zimmer der obern Etage hinaufgeführt, trat ohne Zögern auch der menschenfeindliche Leonhard herein. —

Der Graf faßte den Zimmermann noch einmal und noch schärfer, als eh'vor ins Auge, stieg ihm dann hart vor die Brust und rief: »kennst Du mich nicht, schlimmer Kammerad?« — —

Leonhards Wangen überlief es bei der Frage so roth, ja fast röther, als sein Bart war, und es schien ein Schamgefühl in ihm erwacht zu seyn, das alles Blut aus dem Herzen nach dem Gesichte trieb. —

Schweigend stand er; aber da der Graf rasch fortfuhr: »sieh, Bursche, ich kenne Dich! Du bist's, der vor ungefähr neunzehn Jahren — im Kriege gegen Preußen — zu mir auf mein Schloß kamst, und dort mit unmenschlicher Rohheit mich und die Meinen behandeltest; Du bist's, der auf uns're Bitten um Schonung und Ruhe nicht merktest; Du bist's, der mein Kind, das auf den Armen meiner Gattin weinte, mit dem Bajonette aufspießtest und mit teuflischer Lust aufschriest: »wenn ihr nicht Braten für uns habt, so stecken wir einstweilen solche Ferklein an den Spieß;« — Du bist's, dem ich damals den schrecklichen Fluch zuwarf: »nie soll Dir eine Vaterfreude blühen, und was sonst die Eltern an Kindern Süßes finden, das soll die Hölle Dir in Bitteres verwandeln.« — Da stürz-

te Leonhard aus dem Zimmer mit den Worten: »ach! ich war's; aber weh' mir, sein Fluch hat mich eingeholt, und die Hölle tobt in mir.« — —

Der Graf ließ ihn ziehen, erzählte aber nachher dem Posthalter noch nähere Umstände jener abscheulichen That, welche der entmenschte Erdensohn ausgeübt hatte. — —

Vor seiner Abreise trug er jedoch dem Posthalter auf, dem Kindermörder zu sagen, daß er ihm verziehen habe. —

Allein Leonhard wurde seit diesem Tage noch menschenscheuer, als vorher, und seine Ehe war wirklich im höchsten Grade unglücklich; denn zwei seiner Kinder ertranken im nahen Fluße, und sein Weib hatte seit der Kunde dieser That nicht selten Anfälle vom Wahnsinn. —

Mitleidig sahen seine Mitbürger auf ihn, und redeten nicht gerne von der üblen Geschichte; aber gute Väter konnten nicht umhin, sie jederzeit ihren Söhnen dann zu erzählen, wenn einer oder der andere zum Waffendienste für's Vaterland abgerufen wurde. — Da sprachen sie mit Thränen im Auge von dem unglückseligen Leonhard, und banden es ihren Söhnen ein: »seyd menschlich selbst auch im Kriege! — Schonet der Wehrlosen; denn seht das Blut der Unschuldigen kömmt rächend über den Gottlosen —!« —

Manuscript von Fr. Xav. Müller.

b.

Verzeihung ist des Christen Rache.

Ein Einwohner aus Ziccavo in Corsica ruhte mit drei seiner Verwandten bei einem Brunnen der Grafschaft Frasle, als der Mörder eines seiner Söhne, der nur ihm bekannt war, unvermuthet an eben den Ort kam. Er sprach ihm freundschaftlich zu, und nöthigte ihn, Theil an ihren Erfrischungen zu nehmen. Bei dieser Einladung, die jener für einen Fallstrick hielt, erstarrte ihm vor Schrecken das Blut in den Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sah, zu entfliehen. Sie assen beide; aber in ganz verschiedenen Stimmungen, der Eine in der äußersten Bestürzung, denn er glaubte das Ende seines Lebens nahe; der andere, der mit einer erhabenen That umging, verrieth jene Heiterkeit, welche nur die Ausübung der Tugend giebt. Nach dem Essen beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feinde allein.

»Dein Leben, redete er ihn an, ist in meiner Gewalt; ich könnte es Dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen. Du hast mir viele Thränen verursacht, und Trauer und Weheklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, die ich um Deinetwillen duldete; nur versprich mir: auch Deine Feinde so gut zu behandeln, wie ich Dich behandle, und überzeugt zu seyn, daß Verzeihen weit rühmlicher und süßer ist, als sich rächen.«

Mit diesen Worten umarmte er ihn, und verließ seinen Feind, unbeweglich vor Bewunderung und Erstaunen. —

Wie er wieder zu seinen drei Verwandten kam, sagte er: »der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen, und sein Leben gefristet, das in meinen Händen war. Folgt meinem Beispiel, und thut ihm nie etwas zu leide, was mir die Freude verbittern könnte, eine schöne That vollbracht zu haben.«

**

c.

Verzeihung weckt Bußsinn und Edelmuth.

Einst ging ich, erzählte neulich einer meiner Freunde, von einer kleinen Reise meiner Wohnung zu. Der Weg schmiegte sich hart an einen Felsen an, der weit über einen vorüberströmenden Fluß hinüber ragte, und mit den hohen Ufern jenseits die Brücke hielt. Ich ging um eine scharfe Ecke des Felsens, und sah plötzlich vor mir einen Greis, der mit einem Räuber rang, und eben von einem Schlage auf den Kopf zu Boden sank. Der Räuber wollte bei meinem Anblicke entfliehen, aber ich war ihm zu nahe. Mein Arm war dem seinigen an Stärke überlegen; ohne auf seine Gegenwehr zu achten, führte ich ihn daher zum Greise hin, der noch wie todt auf der Erde lag. »Nun verlange, was Du verlangen kannst,« schrie ich ihm zu, und drückte ihn mit männlicher Kraft neben dem Erschlagenen zu Boden. Furcht und Angst machten einige Augenblicke den Räuber stumm; endlich regte das Blut, das aus des Erschlagenen Wunde floß, den

Funken menschlicher Empfindungen, der noch in der verborgensten Falte seines Herzens glimmte. Mit des Mitleids trüber Miene starrte er auf den Todten hin. Aber wer ist stark genug, den Anblick zu beschreiben, der mein Innerstes erschütterte! — Der Räuber erkannte in dem Erschlagenen seinen Vater. »O undenkliche That,« rief er aus, und wand sich wie ein Wurm unter den schrecklichsten Schmerzen im Staube, »mein Vater! Erwache, Vater! sieh den Sohn, der Dir erst Deine Ruhe, dann Dein Leben raubte. Noch einen Blick, mein Vater, und Deinen Fluch!« — —

Das klägliche Geschrei des Räubers weckte den Greis aus seinem Todesschlummer. Sein matter Blick fiel auf seinen Sohn, und erkannte ihn. Wie der letzte Tropfen, einem versiegten Quell geraubt, bebte die letzte Thräne in seinem trockenen Auge. Alle seine Kräfte raffte er zusammen, und griff in seine Tasche. »Mein Sohn,« sprach er mit gebrochenen Worten, indem er ihm eine Handvoll Silbermünze darreichte, »Friedrich! nimm hin! Ich verzeihe Dir gerne, denn ich kann nichts mehr für Dich thun, als dieß. Ist es — möglich, — so höre — auf, Schuld — auf Schuld — zu laden. — Mir raubtest — Du meine — Ruhe — meine Freuden, — gieb — dieß andern Menschen — wieder. — — — Entflieh — mein — Sohn! — und beſſ're Dich.«

Hier schloß er seine Augen auf ewig.

Mehr als jemals ward ich durch diese Scene gerührt. Lange stand ich, und sah weinend den Räuber an, wie er ohne Bewußtseyn da lag, und den todten Leichnam an seine Brust drückte. Er war so gerührt, daß er, da ihn die Verzweiflung mit allen ihren Martern strafte, ein Messer ergriff, und sich entleiben woll-

te. Aber noch zur rechten Zeit führte ich den Stoß von seiner Brust hinweg, und suchte ihn vom Leichname wegzubringen. »Nein,« rief er aus, »hier an dieser Seite will ich liegen bis zum Weltgerichte. Mein Leben ist meine größte Qual, an dieser Seite will ich's enden.«

Alle meine Vorstellungen konnten ihn nicht bewegen, bis ich ihn endlich, da ich ein Geräusch von Menschen hörte, mit Gewalt fortriß, und mit ihm in einen nahen Wald floh. Hier erneuerte ich alle meine Vorstellungen, und war auch so glücklich, sein Zutrauen zu gewinnen. Ich versprach ihm meinen ganzen Schutz und die größte Verschwiegenheit, und fragte ihn, wie er denn zu dieser Lebensart gekommen wäre.

»Die sinnliche Liebe,« antwortete er, »hat mich so weit herabsinken lassen. In meinem zwanzigsten Jahre hatte ich mich mit einem Mädchen versprochen, und verlangte von meinem Vater, daß er mir sein Gut übergeben solle, weil das Mädchen einen andern heirathen wollte, wenn ich nicht bald Anstalten machen würde. Mein Vater schlug mir diese unbillige Bitte ab, und da das Mädchen ihre Drohung wahr machte, lief ich davon. Wie nahe ist nicht von diesem Schritte der Weg zu dieser Handlung! — Im Anfange diente ich als Kutscher in einer Stadt, wo mich liederliche Gesellschaften vollends verdarben. Endlich mußte ich noch flüchtig werden, weil ich sonst der Obrigkeit in die Hände gefallen wäre. Seit der Zeit habe ich nur vom Stehlen gelebt, doch ist dieß mein erster Mord. O wie gerne — hätte ich tausend Leben — gäbe ich sie dahin, könnte ich nur d i e s e n ungeschehen machen.«

Ich that Alles, was ihn beruhigen konnte: ich nahm ihn in meine Wohnung, stellte ihm vor, wie er

sich selbst wieder beruhigen könnte, wenn er der letzten Ermahnung seines sterbenden Vaters gemäß lebte, und nahm ihn in meine Dienste. Mit der dankbarsten Empfindung gab er auch meinen Vorstellungen Gehör, und faßte auf der Stelle den Entschluß, umzukehren. Oft erinnerte ich ihn an jenen Abend, um seinen Vorsatz zu befestigen, und sah zu meiner größten Freude, wie er täglich an guten Eigenschaften zunahm.

Der Winter war vorüber, und ich beschloß einige Jahre auf Reisen zu gehen. Ich ging nach Italien. Friedrich war mein Begleiter.

An einem Abende saß ich mit meinen Freunden auf meiner Stube, als ein junger Mensch hereintrat, dessen Anstand gleich verrieth, wenn er auch nicht gesprochen hätte, daß er ein Deutscher seyn müßte. Er bat sehr dringend, daß ich ihm meinen Bedienten zeigen möchte. Sein schweres Athmen, und seine heftige Bitte machten mich so erwartungsvoll, daß ich eben so heftig in ihn drang, mir die Ursache seiner Bitte zu sagen. »Ohne ihn,« antwortete der Deutsche, »wäre ich jetzt das Opfer der Eifersucht geworden. Er rettete mich aus den Händen eines Banditen, und ging, als ich ihm meine Börse zur Belohnung geben wollte, mit den Worten fort: »»Nein, ich nehme nichts! ich trage nur Schulden ab, und dafür verdiene ich keinen Dank!«« Diese edle Handlung und die deutsche Sprache, die ich, seitdem mich meine Geschäfte in Italien aufhielten, entbehren mußte, bewogen mich, ihm nachzugehen, und mich näher nach seinem Stande zu erkundigen. Hier im Hause erfuhr ich, daß er der Bediente eines deutschen Reisenden sey. Ihn zu belohnen ist meine Absicht, und wenn er meine Belohnung verachtet, ihm wenigstens meinen wärmsten Dank zu sagen.«

Friedrich kam und wollte noch mit der größten Bescheidenheit diese Handlung von sich ablehnen, als ihn der Fremde schon erkannte, und ihn, gerührt von so viel Güte, umarmte.

Das waren die Folgen der edlen Handlung seines sterbenden Vaters! So lange ich lebe, sey meine Rache Edelmuth, denn Edelmuth bessert oft den größten Bösewicht! —

---

d.

Ist Verzeihung schon eine schöne Rache, so ist's noch mehr das Wohlthun selber.

Eine Bürde Brennholz auf dem Rücken, fast vor Kälte starr, kam Semnon, ein alter Fischer, aus dem entblätterten Walde zurück. Mühsam wankte er den beschneiten Pfad vor dem Hause Ithamars eines Jägers vorbei, und wollte über die Brücke des Flusses nach seiner Hütte hinüber.

»Halt Alter!« rief der Jäger, und sprang wild aus seiner Wohnung heraus: »Wo hast Du das Holz her? Das Holz ist nicht Dein! Du hast mir's entwendet.«

Semnon erschrack. »Jäger, ich habe nichts entwendet,« stammelte er.

Ithamar. »Lüge mir nichts vor, alter Graukopf! Gestern erst fällte ich Holz; unten im Walde liegt es: von diesem nahmst Du's! Her mit!«

Semnon. »Nein, Jäger! Ich hab' es gesammelt, Reis für Reis, redlich und recht.«

Ithamar. »Das lügst Du, alter Schurke, in Deinen Hals hinein. Her mit!«

Semnon. »Seht nur! Es sind ja lauter kleine dürre Reiser, die ich zusammentrug, wie ich sie unter den Bäumen im Schnee zerstreut fand.«

Ithamar. »Entwendet hast Du's. Was willst Du noch lügen?«

Da riß er dem Greis ungestüm die Bürde vom Rücken, und warf sie über die Brücke hinab, dem Strom zum Spiele. »Nun ist der Streit zu Ende,« sagte er höhnisch, und trabte wild ins Haus. Semnon sah ihm wehmüthig nach, und wankte, nassen Blickes, von dannen.

Nach einigen Tagen ward die Luft wärmer. Der Eisstoß ging. Da schwammen die Stücke heran, und bäumten sich krachend an den Jochen empor. Schollen zerborsten an Schollen, und Trümmer an Trümmern. Eisklösse sammelten sich zu Haufen, und stemmten sich, und schwellten die Wasser des reissenden Stroms.

Da kam Chalisson, Ithamars Sohn, aus der Stadt, und wollte über die Brücke. — Aber er bebte unschlüssig und erschrocken zurück, als er die Schauderscene sah. Semnon selbst, der eben in der Gegend einen Kahn zimmerte, mißrieth ihm, sein Leben in die Todesgefahr zu wagen. Ithamar sah's. »Komm hurtig herüber, rief er trotzig, die Brücke wird eben nicht brechen: weiß Gott, was sonst der alte Haderer noch mit Dir beginnen würde.«

Chalisson lief. Stoß auf Stoß an die Brücke. Er wankte . . Noch ein Stoß. Jetzt fiel er nieder. . . Nun noch einer. . Da sank die Brücke, und stürzte ins Wasser und der Knabe mit. Wie wüthete

da der Vater jenseits, wie jammerte Semnon der Greis diesseits! Fürchterlich heulte im Fluß der Knabe, und schrie um Hülfe. An einem Balken eingeklemmt, halb vom Eise erdrückt, riß ihn der Strom hin. Untröstlich lief jetzt der Jäger am Gestade umher, stampfte den Boden, und schrie, und rang muthlos die Hände. Wie konnte er hoffen, daß der Fischer ihn retten würde?

Aber Semnon sprang beherzt in seinen Kahn, und zwang ihn muthig durch die Schollen und durch die Tannenbalken der Brücke; riß den Knaben aus dem Strudel, und brachte ihn glücklich zum Vater ans Land.

»Hier geb' ich Dir Deinen Sohn zurück,« sagte er liebreich, mit einem Tone, der Wölfe selbst hätte bezähmen können: »sieh, er ist frisch und gesund, nur ein wenig erschrocken.« Ithamar getraute sich nicht, die Augen aufzuschlagen, und stand lange beschämt und stumm da. »Vergib mir, redlicher Greis!« sprach er endlich zu sehr gerührt, und mit einem Strome von Zähren, die ihm wider Willen die rauhen Wangen herabstürzten: »Vergib mir mein hartes Betragen!«

»Was sollte ich Dir vergeben?« erwiederte Semnon mit freundlicher Miene: »Hab' ich mich denn nicht eben genug an Dir gerächt?«

Ithamar. Also war Wohlthun Deine Rache, beleidigter Mann? . . . . Gott! Rächt sich der Redliche so? — —

W.

e.

Nicht verzeihen hingegen — macht selbst Gott zum Feinde.

Sapricius, ein Diener der Kirche von Antiochien, hatte mit dem Laien Nicephorus lange in vertrauter Freundschaft gelebt; doch eine Beleidigung, die er von demselben erlitt, verwandelte seine Zuneigung in Haß. Zwar erkannte Nicephorus seinen Fehler, und flehte zu wiederholten Malen um Vergebung; doch Sapricius blieb unerschütterlich. Inzwischen brach unter Kaiser Valerian die Verfolgung der Christen aus. Sapricius wurde eingezogen und vor den Richter gestellt. Er bekannte, daß er Christ und Priester sey. Als Nicephorus dieß vernahm, eilte er ihm auf dem Wege zur Richtstätte entgegen, warf sich auf die Kniee, und rief: Blutzeuge Christi, vergib mir; denn ich habe wider Dich gesündiget! jener aber wandte sich finster und schweigend ab. Als der Zug aus der Stadt ging, kam ihm Nicephorus zum zweiten Mal entgegen, und wiederholte sein demüthiges Flehen, so daß er den Henkersknechten zum Gespötte ward; Sapricius blieb unerweicht. Dennoch folgte ihm Nicephorus mit unerschöpfter Geduld, und flehte ihn, als er schon an den Ort der Hinrichtung angelangt war, um des Meisters willen, für welchen er in den Tod ging, um ein Wort der Vergebung an. Von Haß bethört, verhärtete Sapricius sein Herz, doch die Strafe war schon bereitet; denn wie sollte der unter die Zeugen des Gottes der Liebe eingehen, der Haß und Feindschaft in dem befleckten Herzen nährte? Es verließ ihn der Geist Gottes,

welcher allein den schwachen Sterblichen stärket, daß er die Erde von sich stößt, und den Himmel mit starkmüthigem Glauben umfängt: und als die Schergen ihm geboten niederzuknieen, damit ihm das Haupt abgeschlagen werde, bat sie der Unselige, einzuhalten, und versprach, das befohlene Götzenopfer zu entrichten. Vergebens flehte Nicephorus ihn voll Staunen und Schrecken an, er möchte doch den gewundenen Kranz der heiligen Märtyrer nicht von sich stossen, nicht den Preis so vieler Peinen verlieren, sich nicht selbst in Fluch und Verdammniß hinabstürzen, da der Himmel bereits seine Pforten aufschließe, ihn zu empfangen; er verließ den Ort seines Falles in stumpfsinniger Verstockung. Da rief Nicephorus, entflammt vom heiligen Eifer für die Ehre des christlichen Namens: »Ich bin ein Christ, und glaube an den Herrn, den jener verläugnet hat. Darum treffet mich an seiner Statt.« Einer der Liktoren (Gerichtsdiener) berichtete den Vorfall dem Landpfleger, der nicht lange anstand, das Todesurtheil zu sprechen, und Nicephorus erhielt durch das Henkerbeil die Krone der Märtyrer, deren Sapricius von Gott ist unwerth befunden worden, weil er sein Herz in grollendem Hasse gegen seinen Mitbruder erstarren ließ. — So gewann der Demüthige, was der Hoffärtige verlor, und der Gott der Liebe wies den, welcher Haß wider seinen Bruder nährte, von seinem himmlischen Hochzeitmahle zurück.

Kirchengeschichte.

13.

Tadle lieber deine eigenen Fehler, als die der Andern, und noch weniger die deiner Vorgesetzten!

Stets auf Andrer Fehler sehen,
Stets nur Andrer Fehler schmähen,
Ist ja wider Christi Wort und Lehr'.
Willst du richten, richt' vorher
Lieber dich und deine eignen Sünden!

Der unkluge Tadler; oder: Es war doch gut. —

Was ich hier ausmalend erzähle, ist erst in unsern Tagen wirklich geschehen.

I.

In einem Lande, das Gott mit dem Segen der Gefilde übergossen hat, stand jüngsthin ein Mann von ausserordentlichen Geistesgaben als erster Rathgeber und Minister seines Fürsten, der das Gute im Ernste lieb hatte, am Ruder des Staates. Der Minister hieß Drasterios. Gar vieles im Lande wurde geändert. Und darüber ärgerten sich viele. Aber Niemand war darüber mehr aufgebracht als Memphidios, ein Herr von altem Adel. In verschiedenen Gesellschaften schimpfte er über den Minister, und bei seinem Schimpfen bedachte er nicht, daß derlei Ausfälle auf öffentliche Personen der guten Sache oft mehr schaden, als nützen, und fast immer ganz fruchtlos bleiben, indeß sie dagegen den Schimpfenden in große Verlegenheiten hineinziehen können. Nicht selten schimpfte er auch über Anstalten, die des allgemeinen Lobes offenbar würdig waren.

Seine Gemahlin Korone machte ihm oft Vorstellungen, dieß unbescheidne Schimpfen sey nicht recht, und könne wohl gar für die Familie große Nachtheile bringen. Er aber blieb taub, und schimpfte fort. Es wäre ihm eine Freude gewesen, wenn auch seine zwei blühenden Söhne mitgeschimpft hätten; diese aber thaten es nicht, denn sie arteten der stillen, frommen und bescheidnen Mutter nach, die wirklich die Krone der adelichen Damen der ganzen Hauptstadt war, und folgten ihren weisen Warnungen, die sie ihnen oft gegeben hatte. »Meine Kinder,« sagte sie manchmal, »werdet die Tage euers Lebens nie voreilig, etwas wider öffentliche Personen, die an den Sorgen des Fürsten Theil nehmen, zu reden. Es braucht viele Einsichten, um nur von weitem einzusehen, was solche Personen bei ihrem Wirken eigentlich zur Absicht haben. Wüßte das Volk alle Umstände und Verhältnisse, die solchen Personen offen vor Augen liegen, es würde ganz anders von ihren Handlungen urtheilen. Höret ihr andere Leute allerlei Arges über solche Personen reden, so machet das Gespräch nicht mit; vielmehr suchet dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Wenn auch nicht die Rechtschaffenheit dieß von uns foderte, so foderte es schon die Klugheit. Glaubet es sicher, früher oder später kommen solche böse Reden zu den Ohren der gelästerten Personen; und das kann denn schlimme Folgen haben.«

Auch wollte die kluge Frau Korone, ihre zwei hoffnungsvollen Söhne sollten nie solche öffentliche Zeitungsblätter lesen, in denen über Alles, was die Regierung verfüget, abgeurtheilet und nicht minder oft gelästert wird. Sie sagte immer, in einem Staate, in dem man solche Blätter duldet, könne die Jugend

zu keiner Ehrerbietigkeit gegen den Fürsten und seine Staatsdiener herangebildet werden.

II.

Nicht lange darauf kam über das Haus des Memphidios eine große Gefahr, und es drohte ihm ein nahes Unglück. »Je höher man in der Welt steht, desto näher ist man dem Stürze,« so sagte er jetzt oft und seufzte. Die ganze Lage war aber so, daß nur der Fürst des Landes das Unglück abwenden konnte, das sonst unmöglich mehr zu vermeiden war. Da hatte nun Memphidios bange Stunden. Nachdenkend ging er Stunden lang in seinem Zimmer auf und nieder; aber es fiel ihm kein Mittel ein, sich und seine Familie zu retten. Im innersten Zimmer kniete er jetzt manche halbe Stunde vor einem Krucifixe und bethete um Rettung. So hatte er lange nicht mehr mit Inständigkeit gebethet, wie ihn jetzt die Noth bethen lehrte, zumal da sich keiner seiner adelichen Freunde bei dem Fürsten um seine Sache annehmen wollte. Am allerwenigsten wollten das jene Herren thun, die sonst gar gerne seine Schimpfe über den Minister Drasterios mit ihm getheilt hatten: auch wußten sie ihm keinen Rath zu geben; denn leichter ist Schimpfen als Rathen.

Die weise Korone sah der Sache am beßten auf den Grund; darum sagte sie in einer Stunde, da ihr Gemahl ganz verzagt war, in sanfter Rede zu ihm: »Unsre Sache ist zwar gerecht; aber wer wird sie dem Fürsten gehörig darstellen? Und wer wird erst mit Ansehen und Nachdruck wider unsere Gegner arbeiten, die nicht aufhören, der Sache eine ganz andere Farbe zu geben? Nur Einer ist, der uns retten kann, und

der ist der Minister Drasterios. Aber ach, der muß unsrer Familie feind seyn. Oder meinst Du wohl, mein theurer Gemahl, die Reden, die Du in Gesellschaften wider ihn fallen ließest, wären ihm so ganz unbekannt? Wie könnte das seyn? Es ging mit vorgestern ein Stich in's Herz, als mir eine Freundin für gewiß erzählte, ihr selbst habe die Gemahlin des Ministers es verrathen, er wisse, daß Du vor mehreren adelichen Herren gesagt habest, der Minister Drasterios habe schon lange nichts Besseres verdient, als daß er an den Galgen aufgehenkt würde. Nun sind wir unsrer letzten Stütze so viel als beraubt. Allein, unsre Sache fällt am Ende doch in die Hände dieses Ministers, wie Du selbst meinst. Es ist demnach das Beßte, Du gehest hin, und empfiehlst ihm unsre Sache. Bricht er wegen jener Rede in Vorwürfe aus, so demüthige Dich vor ihm, und flehe ihn um Verzeihung. Vielleicht ist er edler, als Du und ich und verzeiht. Entläßt er Dich aber ungetröstet und mit harter Rede, so will ich mit jener Freundin seine Gemahlin mit Thränen bestürmen, daß sie ihn für uns wieder erweiche. Nun mach' es so: schwer wird es Dich freilich ankommen; aber Du bist es Dir und mir und unsern Söhnen schuldig.«

Sehr schwer entschloß sich endlich Memphidios, den Rath seiner Gemahlin zu befolgen. Ganz prunklos begab er sich auf den Weg zu Drasterios. Der Weg führte ihn an dem Münster vorbei. Es steht in ehrwürdiger gothischer Bauart da mit zwei Thürmen, die fast bis zu den Wolken reichen. Die Verlegenheit und die Angst ließen ihn dießmal an der herrlichen Kirche nicht kalt vorübergehen; er ging hinein. Die große Stille, die nur hier und dort durch

das Husten einiger armen, alten und mit Thränen bethenden Wittwen so leise gestört ward, daß es kaum ein Echo bildete, stimmte seine geängstigte Seele zu einer besondern Andacht. Er trat hin bis in die Nähe des Altares, wo das Allerheiligste im Tabernakel verschlossen war. Da konnte er reichliche Thränen weinen, wie er vor dem Allerheiligsten noch nie gethan. Er faßte da den ernstesten Vorsatz, seinen Fehler nicht wieder zu begehen, und das nicht blos aus weltlicher Klugheit, sondern besonders und vor allem deßwegen, weil Gott so etwas nicht wohlgefällig ist. Und er bethete recht inständig um die Gnade, seinen Vorsatz hiefür getreulich zu halten. »Hilf mir — fuhr er dann zu bethen fort — hilf mir in meiner großen Angelegenheit. Ich sehe jetzt wohl ein, daß ich viel besser würde gethan haben, ich hätte in meinem eigenen Herzen und Wandel manches besser geordnet, als daß ich einen unberufnen Tadler der Regierung spielte. Vielleicht ließest Du das Unglück mir so nahe kommen, damit ich mehr in mich selbst gehen möchte. Da in meinem Innern werde ich genug zu verbessern und zu regieren finden; und da habe ich mit Deiner Gnade Macht dazu; da bin ich Fürst und Minister. Du bist aber barmherzig und nimmst Deine Drohungen mildiglich zurück, wenn sich der Mensch von ganzem Herzen zu Dir wendet. Sieh, das thue ich; und habe ich bis jetzt zu dieser Stunde es etwa noch nicht aufrichtig gethan: so thue ich es in dieser Stunde hier. Nun hilf mir, Herr! thu es um meiner Gattin und meiner Söhne willen; sie sind besser als ich, und sie dienen Dir auch in den Tagen der falschen Aufklärung mit redlicher Frömmigkeit, und schämen sich Deines Namens nicht.«

Ehe Memphidios aus dem Tempel ging, trat er zu jeder bethenden alten Wittwe hin, und drückte ihr einen Thaler in die zitternde Hand. Er sagte zu jeder: »Bethet jetzt da vor unserm Herrn für mich; ich habe eine große Angelegenheit; und in dieser Stunde noch entscheidet sich viel.« Eine jede blickte ihn mit verweinten Augen an, und versprach ihm, für ihn jetzt gleich und sonst noch oft zu bethen.

Glücklich fand er sogleich Zutritt beim Minister Drasterios. In demüthigen Ausdrücken empfahl er ihm sich und seine ganze Familie, — und erwartete herbe Vorwürfe. Da aber der Minister sich nichts anmerken ließ, und ihn seiner Gewogenheit versicherte, trug er ihm seine ganze Sache mit Zuversicht recht umständlich vor. Der Minister hörte ihn mit größter Aufmerksamkeit an, und faßte sogleich alle Verhältnisse und Schwierigkeiten mit scharfem Ueberblicke auf. Wie er nun das Ganze sah, sprach er zu Memphidios: »Herr Graf, Ihre Sache ist gerecht; allein, Ihre Gegner haben starke Waffen in den Händen. Es braucht viel, sie ihnen zu entwinden. Ich will mich aber um Ihre Sache annehmen. Und ich versichere Sie, ich werde keine Mühe sparen, und Alles thun, was mir nur möglich seyn wird. Kommen Sie nach vier Wochen; bis dann hoffe ich es möglich zu machen, Sie mit gutem Aufschlusse zu erfreuen.«

Mit dieser freundlichen Rede entließ ihn der Minister.

Memphidios überließ sich einer großen Freude über eine so unverhofft gnädige Aufnahme. Auf dem Heimwege kehrte er im Münster zu, und verrichtete sein Dankgebeth. Auch die Wittwen waren noch, zerstreut im großen Tempelraume, für den »guten Herrn« im

Gebeth begriffen. Beim Weggehen trat er zu einer jeden hin, dankte für ihr Gebeth, sagte ihr von seiner guten Hoffnung, und lud sie ein, morgen um halb zwölf Uhr in seine Wohnung zu kommen.

III.

Korone und die Söhne freuten sich sehr über die gute Nachricht. Den morgenden Tag kamen die Wittwen zur bestimmten Stunde. Ihr Anblick rührte Korone und die Söhne bis zu Thränen. Es wurde ihnen in einem niedlichen Zimmer, in das die Frühlingssonne recht lieblich hereinschien, ein gutes Mahl gegeben. Da war es denn eine Lust, wie die alten Mütterchen wieder auflebten und fast ein wenig jung wurden, besonders als sie schon ein wenig Wein getrunken. Das freute den Grafen. »Mein Gott, dachte er, diese Freude hätte ich mir schon oft machen können. Ja, so ist es, erst Leiden wecken den Geschmack an den wahren Freuden.« Und als endlich die guten Mütterchen so wohl zufrieden sich für das Mahl bedankten, und fleißig zu bethen versprachen, beschenkte er sie noch mit Geldstücken, und sagte recht freundlich zu ihnen: »So lange Ihr lebet, kommet am Freitage jeder Woche zu mir zusammen, und haltet da ein Mittagsmahl, und allemal wird eine jede ein Geldstück erhalten. Wird eine von Euch krank, so darf sie mir's nur melden lassen; ich werde ihr die Pflege und die Arzneien wie auch den Arzt bezahlen. Das werde ich thun, wenn Gott anders meine Hoffnung nicht vereitelt werden läßt, und ich dann nicht ausser Stand gesetzt seyn werde, Euch zu helfen.«

Eine solche Freude wie an diesem Tage war nie in das Herz des Grafen gekommen. Und er schien

jetzt seiner Gemahlin und seinen Söhnen viel liebenswürdiger.

IV.

Die vier Wochen kamen dem Memphidios und den Seinigen lange vor. Er zählte die Tage, und freute sich, wenn wieder acht Tage vorüber waren. Indessen lebte er in guter Erwartung, weil er sich auf das Wort des Drasterios verließ.

Einer von den Freunden des Grafen, dem er seine gute Hoffnung entdeckte, dachte aber vom Betragen des Ministers ganz anders, und sagte ihm: »Herr Graf, jetzt sind Sie bestimmt verloren. Der Minister ist ein böser Mann, er verfolget alle, die nicht seiner Gesinnung sind. Er wird sich an Ihnen bitterlich rächen. Jetzt weiß er aus Ihrem Munde die ganze Sache: Sie haben ihm auch alle gehörigen Urkunden eingesandt; nun sehen Sie zu, wie er Alles gerade wider Sie benützt. Schlauer und tückischer hätte er Sie unmöglich einfädeln können.« — Solche Rede machte zwar auf den Grafen Eindruck; jedoch hielt er seinen Vorsatz, schimpfte nicht über Drasterios, und wehrte es sich sogar, von ihm so Niederträchtiges zu denken. —

Endlich war die Zeit von vier Wochen nur zu langsam vergangen, und der Tag war da, sich zum Minister zu verfügen. Dieser eröffnete nun dem Grafen, der Fürst habe seine Sache ganz nach seinem Wunsche und zum Beßten seiner Familie entschieden. Der Graf, der mit klopfendem Herzen gekommen war, wußte nicht, wie er gegen seinen großmüthigen Wohlthäter den innigsten Dank aussprechen sollte. Der Minister aber ließ ihn nicht lange reden, und sagte

mit einem freundlichen Händedruck und lächelnd: »Es war doch gut, daß ich nicht an den Galgen bin aufgehenkt worden; denn sonst hätte ich Ihnen nicht helfen können.«

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

14.

Sey fromm und werd' es immer mehr! Doch Demuth sey des Frommseyns Grund, nicht inn'rer Stolz und Gleißnerei!

Sey fromm, und werd' es immer mehr!
Es ist so schön, recht fromm zu seyn ....
Doch nützt hier nicht der bloße Schein
Von Frömmigkeit.
Vom Herzen stamm' sie: das allein
Gibt Frömmigkeit,
Und in dem Herzen d'rin
Wohn' stiller Demuthssinn!

Die Gemeindeversammlung.

Die Geschichte, welche dieser ausgemalten Erzählung zum Grunde liegt, fand ich im alten „Unlust-Vertreiber."

I.

Egidius lebte im großen Dorfe Haselfeld bei den frommen, aber damals noch gar zu leichtgläubigen Landleuten in einem ausserordentlichen Ansehen. Dazu gelangte er durch seine Heuchelei. Er war ein Krüppel, und konnte nur an Krücken sich in die Kirche schleppen; das that er aber sehr fleißig, besonders

wenn mehrere Leute in die Kirche gingen. Er künstelte schon auf dem Wege dahin allemal so fromme Gebährden und Mienen, daß man hätte glauben sollen, alle Augenblicke müssen sich um sein ehrwürdiges Haupt Strahlen der Heiligkeit bilden. In der Kirche selbst that er oft, als wäre er entzückt. Aber auch ausser derselben zeigte er sich nicht weniger heilig. Nicht selten wagte er Weissagungen, aber nur solche, deren Erfüllung er sonst voraussehen konnte. Auch gab er vor, er habe Erscheinungen von verschiednen Heiligen. Solche besondere Dinge glaubte man ihm auch darum gern, weil er, dem äussern Scheine nach, in großer Strenge gegen sich selbst sein Leben hinbrachte; denn er aß nichts, wenn es Jemand sah; und das Nachtlicht brannte immer in seinem Stüblein, auf daß man glauben möchte, er schlafe fast nie. Die Leute befremdeten sich, wie er bei solcher Strenge doch eine so blühende Farbe in seinem vollen Gesichte haben könne, und manche sahen dieß beinahe als ein Wunder an, das seine Heiligkeit lieblicher machen müsse.

Der würdige Pfarrer zu Haselfeld sah aber dem Egidius bald tiefer auf den Grund des Herzens, und sagte bei verschiednen Anlässen zu seinen Pfarrkindern, die Heiligkeit bestehe nicht blos in solchen scheinbaren Sachen, dergleichen sie an Egidius wahrnehmen wollen, sondern in der vollkommenen Liebe zu Gott. Allein, der Pfarrer war noch jung, und erst vor einem Jahr auf die Pfarrei gekommen, und so besaß er noch lange nicht das Ansehen, wie Egidius, der schon drei Pfarrern zu Haselfeld ziemlich viele Unannehmlichkeiten verursacht hatte. Der neue Pfarrer richtete jetzt noch weniger aus, da Konrad, dessen Weib den Egidius schon gar nicht genug bewundern konnte, Vorste-

her der Gemeinde wurde. Dieß Weib hieß Regine, und war eine ziemlich gute Seele, aber sonst auch ziemlich eigensinnig; selbst ihr Bruder, der Frühmesser zu Haselfeld, sagte, sie sey in der Pfarrei das Futteral von Albernheiten. Die gute Regine beschwätzte nun ihren Mann, der auch kein Ausbund von Klugheit war, er möchte der Gemeinde den Vortrag machen, daß man dem frommen Egidius alle Vierteljahre eine gewisse Gabe von Getreide und Butter oder Schmalz abreichen möchte, damit er desto fleißiger für die ganze Gemeinde bethe um zeitliche Wohlfahrt und ewiges Heil. Dieser Vortrag des neuen Vorstehers wurde genehmiget, obwohl einige Hausväter ihr Befremden äusserten, wie es denn komme, daß Egidius, der doch fast nichts esse, so viel brauche: auch wollte manchen nicht einleuchten, daß er etwa zum Nachtlicht so viel Schmalz nöthig habe. Aber es ward der Vortrag nun einmal von den meisten gutgeheißen, und so wollten die andern nicht viel Einrede thun.

Egidius wollte sich aber auch recht dankbar erzeigen, und that eine große Verheissung, welche Konrad den Leuten mit guter Gelegenheit bekannt machen sollte. Die große Verheissung war aber, daß er der Gemeinde künftighin allemal von Gott Regen oder Sonnenschein durch das Gebeth sicher erlangen werde, je nachdem die Gemeinde Regen oder Sonnenschein wünschen würde.

II.

Wie die Bauern und ihre Weiber diese große Verheissung inne wurden, war bei den meisten großer Jubel im ganzen Dorfe, und es gereute sie nun schon gar nimmer das Getreide und die Butter für Egidius.

»Unser Egidi, sagte Regine zu ihrer gleichgesinnten Nachbarin Franziska, gibt im Himmel einen rechten Wetterherrn ab, wie die heiligen Johannes und Paulus sind.« Diese Rede theilte Franziska wohl auch andern Weibern mit, und der Pfarrer hörte davon. Darum unterließ er nicht, der Regine, die ihm einmal ein Anliegen vortrug, auf gute Weise die Bemerkung zu machen, der Herr des Wetters sey nur der Herr des Himmels und der Erde, und die Heiligen im Himmel können für uns nur fürbitten, daß Er Alles zu unserm Heile leite; und sie solle den Egidius nicht bei Lebenszeit schon heilig sprechen, weil die heilige Schrift sagt: »Preise keinen Menschen vor seinem Tod.«

Damals war gerade ein ziemlich anhaltend trockenes warmes Maiwetter. Konrad hätte es lieber anders gehabt, denn er hielt viel auf den alten Spruch: daß der Mai kühl seyn sollte. Darum begab er sich zu Egidius, und erinnerte ihn an seine große Verheissung, weil jetzt ein Regen wohl recht nützlich wäre. Egidius, der allemal, so oft er Jemanden kommen merkte, sich vor sein großes Krucifix hinsetzte, drehte die fromm glänzenden Augen zum Krucifixe, und sprach: »Haltet Gemeindeversammlung. Wenn alle einstimmig sind und Regen verlangen, so werde ich ihn gleich erbitten. Der heilige Martinus ist mir erst gestern wieder erschienen, und hat mir abermal gesagt, Gott erhöre gar alle meine Bitten. Und heute Nachts um zwölf Uhr hat mich da unser Herrgott am Kreuze huldreichst angelächelt; ich habe gemeint, das Herz zerspringe mir vor lauter Freud und Süßigkeit.« — Bei diesen Worten quollen aus seinen Augen die hellen Zähren.

Konrad ging mit großer Rührung und recht erbaut von Egidius weg, und dachte an nichts mehr, als an die Haltung einer Gemeindeversammlung. Dazu bestimmte er am künftigen Sonntage die Stunde nach der nachmittägigen Christenlehre.

Nicht leicht einmal waren alle Gemeindeglieder so beisammen, wie dießmal. Man hielt die Versammlung in der großen Stube des Kaspars-Wendelin. An den Wänden waren Bänke um und um. In einer Stubenecke hing ein großes Krucifix; und davor stand ein runder Tisch von hartem Holz. Konrad setzte sich da auf einen runden Stuhl, und gab sich geziemendes Ansehen. Nun machte er seinen Vortrag, indessen die Leute so durch einander saßen oder standen, wie es kam, und wie jedem es beliebte. Es waren auch Wittwen dabei und einige alte Jungfrauen, die Haus und Hof hatten; unter diesen war Franziska, die Herzensfreundin der Regine, nicht die unansehnlichste, und weitaus die beredsamste. Wie Konrad mit seinem Vortrage, in dem er die Gottseligkeit des Egidius lebhaft schilderte, fertig war, gefiel den meisten, daß Egidius neuerdings versichert habe, es werde alsbald regnen, wenn man es allgemein wünsche. Jedoch der alte Valter, der in guten Büchern viel gelesen hatte, und viel Verstand besaß, schüttelte den Kopf nnd sagte: »Mit euerm Egidi! die rechten Heiligen sind anders gewesen als er; sie haben auch strenge gegen sich selbst gelebt, viel gebethet, und Gott hat ihnen oft wunderbare Gnaden erwiesen; aber sie haben nicht so viel davon geplaudert, und das Lob von den Menschen nicht gern gehabt. Bei Egidius aber ist gerade das Gegentheil.« Der alte Wendelin nickte seinen Beifall. »Je nun, sagte der Hafner

Franz Anton, man kann den Spaß probiren; sagen wir einmal, der Egidi solle um Regen bethen. Wir wollen sehen, was er mit seinem Bethen ausrichte.« Die Weiber aber hatte die Rede des alten Walter ziemlich verdrossen, und jetzt wurden sie lebendig. »Nein, schrie Franziska, nein! Wir Weiber haben auch darein zu reden; wir müssen auch Steuern geben, und man läßt uns für Gemeindeanliegen auch brav die Zeche mitzahlen. Jetzt wißt ihr, was ist, ich und meine Nachbarin Gertraud müssen diese Woche noch große Wäsche haben, und dazu taugt uns das Regenwetter nicht, und nur ein Paar Spritzer aus den Wolken herunter helfen Niemanden viel.« »Ja, und ich will auch waschen,« schrieen die Tischlers Magdalena und noch ein Paar Weiber. Andere brachten vor, sie haben schon Taglöhnerinen zum Jäten bestellt, und sie werden morgen anfangen lassen, und da tauge das Regenwetter auch nicht. Aber auch die Männer kamen unter sich nicht überein. Der junge Valentin, der erst in der Fastnacht geheirathet hatte, war mitten in der Arbeit an der Ausbesserung seines Hausdaches, und wollte also keinen Regen. Noch ein Paar andere Männer waren ebenfalls im Bauen begriffen, und die gaben ihre Stimme, man solle die Witterung lassen, wie sie ist. Der Veiths-Stephel hatte auch seine Ansicht und sagte: »Ueberhaupt sollte man mit dem Wetter allemal zufrieden seyn; der liebe Gott weiß schon, warum Er es allemal so macht, wie Er es haben will. Was wissen wir, was das Wetter allemal nützet, und wie viel sonst Schaden erfolgen würde, wenn es anders wäre? Darum meine ich, die heutige Gemeindeversammlung sey ein närrisches Werk. Gehen wir lieber auseinander, und lassen wir Gott wie

bisher schalten und walten. So sprach der Veits-Stephel, und der Simons-Barthel gab ihm Recht, setzte aber bei: »Sollte die Trockne gar zu lange anhalten, und es scheinen, Gott wolle um einen Regen gebethen seyn, so können wir immer noch zum Pfarrer gehen, und ihn um Anordnung einer öffentlichen Andacht bitten.« — »Recht hast, sagte der alte Vestel, was brauch'ts das Ding da mit dem Egidi? Noch ist er nicht heilig gesprochen: und ich hätte gemeint, unsere ganze Pfarrgemeinde gilt bei Gott Vater schon doch noch so viel, daß sie von Ihm durch Seinen lieben Sohn etwas erbitten kann, wenn's Noth hat, ohne daß wir den Egidi brauchen.« Und dem Vestel gaben auch wieder einige Recht.

Manche hätten zwar Regen gewünscht und brachten es auch vor. Da sagte aber der ungehobelte Dietrichs-Gebhard zu ihnen: »Euch wird unser Herrgott gewiß etwas Besonders machen?! Geht zum Egidi hin, und lasset den Krüppel den Regen gerade nur auf eure Wiesen und Aecker erbitten. Das wird ein Spektakel seyn, wenn es auf eure Felder regnen, und auf die andern die Sonne scheinen wird! Dieß Wunderwerk wird weit und breit bekannt werden, und überall wird es heißen: Zu Haselfeld muß unser Herrgott einem Jeden besonders aufwarten.«

Konrad wurde endlich ungeduldig, erhob sich von seinem runden Stuhl, und sagte mit unwilligem Gesichte: »Ich hab' es mein Lebtag gehört: Viel Köpf', viel Sinn!« Da ging man denn nun auseinander.

Gleichwohl begab sich Konrad mit ein Paar Männern, die gern Regen gehabt hätten, am nämlichen Tage noch zum frommen Egidius, erzählte ihm, daß viele noch nicht Regen wollen, und sagte, er solle aber

nur doch Gott keck um Regen bitten. Da sprach aber Egidius sitzend bei seinem Krucifixe: »Bewahre mich der liebe Gott, daß ich Ihn um Regen bitte, ehe die ganze Gemeinde Regen haben will. Das gäbe nur Zank und Unfrieden; und so etwas will ich mit meinem heiligen Gebethe nicht verursachen.«

Konrad und die Paar Männer hörten diese Worte zwar ungern, erbauten sich aber dennoch an der Gewissenhaftigkeit des heiligen Mannes. Mit großem Bedauern sagte Konrad: »Ja, ja, so wird, mein werthester Egidi, Deine große Verheissung, uns das Wetter jedesmal von Gott zu erbitten, wie es die Gemeinde nur wünsche, der Gemeinde leider nie zum Nutzen kommen: denn ich sehe mir genug voraus, es werde bei jeder Gemeindeversammlung sich wieder wie heute das Sprichwort erwahren: »Viel Köpf', viel Sinn.«

Im Manuskript eingesandt von Th. Nelk.

15.

Ausserordentliche Schicksale.

Gleich des Bergstroms Wasser,
Das, von unsichtbarer Macht ergriffen,
Kühn hinabstürzt zwischen Felsenriffen,
Und durch Wald und Schlucht
In rascher Flucht
Sich unaufhaltsam vorwärts treibt:
Also treibt auch manches Menschenleben,
Von wilder Hast
Kühn erfaßt,
Fern vom Friedensport
Sich in Einem fort.

a.

Ein Wildschütze, verirrt in den Wäldern von St. Domingo.

Voraus diene zur Nachricht, daß ein Theil der Ansiedler auf St. Domingo, einer der größten Inseln in Westindien, sich mit dem Jagen der Ochsen und Schweine, und der Räucherung des Fleisches befaßt. Ihre Beschäftigung hat vieles Beschwerliche; ohne Unterlaß, gleich den Wilden, mitten in den Wäldern, verfolgen sie das Wild, ziehen die erlegte Beute aus, und richten den Vorrath zusammen, wozu sie Gehülfen brauchen. Diese nennen sie Angeworbene, weil sie gewöhnlich neue Ankömmlinge aus Frankreich sind, die sich auf drei Jahre zum Dienste der Abentheurer verdingen. Dieser Dienst war immer sehr hart; denn zu den Beschwerlichkeiten der Arbeiten kommt noch die sehr barbarische Behandlung, welche die Angeworbenen von ihren Herren erdulden müssen. Nicht selten hat ein solcher Herr in seiner Rohheit oder Grausamkeit einige jener Unglücklichen sogar erschlagen. Der Verfasser der Geschichten der Abentheurer erzählt, daß ein Einwohner von St. Christoph, Namens Belle-Tete aus Dieppe, es sich zur Regel gemacht habe, jeden Angeworbenen, der nicht nach seinem Kopfe arbeitete, zu erschlagen.

Ich habe von seinen Anverwandten gehört, fährt jener Autor fort, daß er mehr als dreihundert ermordet, und erklärt habe, sie seyen aus Faulheit gestorben. Ein frommer Mönch stellte ihm seine Grausamkeit vor, doch er erwiederte ganz roh: auch er sey ein Angeworbener gewesen, und man habe es ihm nicht

gespart; er sey auf die Insel gekommen, sich Schätze zu erwerben, und wenn er sich diese verschaffen und es dahin bringen könne, daß seine Kinder einst in Kutschen fahren, so kümmere es ihn wenig, ob er zum Teufel fahre oder nicht. Aus dieser Antwort kann man die Rohheit eines solchen Menschen entnehmen.

So hatte nun auch ein Wildschütze, welcher sah, daß ihm sein Knecht, ein neuer Ankömmling aus Frankreich, nicht rüstig genug folgen könne, diesem im Zorne einen so derben Schlag über den Kopf gegeben, daß der arme Pursche besinnungslos zur Erde stürzte. Der Herr hielt ihn für todt, nahm ihm eine Scheide, die er am Gürtel trug, und in welcher zwei Messer und ein Bajonett waren, und ging darauf ganz kaltblütig fort, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Seinen Kammeraden sagte er blos, daß sein Knecht fremd geworden; ein Ausdruck, den sie unter sich eingeführt und beibehalten hatten, um das Entlaufen eines Dieners oder Sklaven zu bezeichnen.

Als der arme Knecht wieder zu sich selbst kam, wollte er seinen Herrn aufsuchen; das war aber ganz unmöglich, denn da er in den ungeheueren Wäldern noch nicht herumgekommen war, verirrte er sich, und ging mehrere Tage umher, ohne sich zu erkennen, oder an das Gestade des Meeres zu gelangen. Der Hunger fing an sich zu rühren; vergebens sah er nach einer Nahrung um. Er trug zwar ein Stück rohes Fleisch bei sich, doch ihm gebrach es an allen Hülfsmitteln, Feuer anzumachen. Die Verzweiflung wollte ihn ergreifen; denn die Gewandtheit, die ein anderer, der mit dem Lande schon mehr bekannt war, besessen hätte, mangelte ihm ganz. Die bittere Noth zwang ihn endlich, seinen Eckel zu besiegen und von dem ro-

hen Fleische zu essen, das er bisher noch immer von seinem Mund fern gehalten hatte. Inzwischen ward er durch dieses traurige Mahl doch gestärkt, und fuhr fort, um einen Ausweg zu suchen. Er hatte einen Gefährten an einem Hunde seines Herrn, der ihn nimmermehr verlassen wollte. Er trieb sich immer im Kreise herum, ohne aus dem Walde zu kommen, und kletterte daher auf Berge, Hügel, wo er sie traf. Er entdeckte auf denselben wohl öfters das Meer, aber wenn er herabgestiegen war, und in der Richtung dahin zu gehen glaubte, wurde er durch die Spuren des Wildes immer wieder irre geleitet.

Auf dem Wege pflegte sein Hund, den ebensowohl hungerte, als ihn selbst, immer zu suchen und herum zu spüren.

Zuweilen fand er Höhlen mit Jungen, stürzte darüber her, und erlegte ein Paar Thiere. Der Herr sprang ihm jedes Mal sogleich bei, und hatten sie dann einen Fang gemacht, so assen Herr und Hund zugleich von der Beute. Nachdem er einige Zeit hindurch immer rohes Fleisch gegessen, an welchem es ihm nicht mehr mangelte, hielt er sich an diese Art Jagd, und lernte bald die Spuren kennen, an die er sich halten mußte, um seinen Fang nicht zu verfehlen. Einst fand er junge wilde Hunde; er nahm sie zu sich und richtete sie zur Jagd ab; ebenso richtete er zu seiner Unterhaltung gefangene Wildschweine ab. Endlich nach Verlauf eines Jahres kam er unvermuthet ans Gestade des Meeres, ohne jedoch seinen Herrn oder sonst einen Menschen zu treffen.

Da ihm seine bisherige Lebensart schon zur zweiten Natur geworden war, machte er sich nicht mehr viel daraus, und rechnete darauf, daß er früher oder

später doch Menschen finden werde, er möge nun zu den Spaniern oder Franzosen gelangen. In der That stieß er nach zwei Monaten auf eine Truppe Wildschützen, die ihn unter sich aufnahmen, und denen er seine Geschichte erzählte. Anfangs glaubten sie, daß er zu den Spaniern sey übergegangen gewesen, weil ihnen sein Herr gesagt hatte, er sey fremd geworden; doch ein Blick auf den erbärmlichen Zustand, in welchem er sich befand, überzeugte sie vom Gegentheile. Er hatte nur faule Lumpen an sich, Reste eines Beinkleides und Hemdes, die kaum noch seine Blöße decken konnten; an der Seite hatte er ein Stück rohes Fleisch hangen, und zwei Schweine und drei Hunde liefen hinter ihm her, die so sehr an ihn gewohnt waren, daß sie keinen Schritt von seiner Seite wichen. Die Wildschützen gaben ihm die Freiheit, das heißt, sie entbanden ihn der Verpflichtung gegen seinen Herrn, und versahen ihn mit Waffen, Pulver und Blei, damit er jagen konnte, wie sie; er ist auch in der Folge einer der berüchtigsten Wildschützen jener Insel geworden.

Bemerkenswerth ist, daß er nur mit Mühe wieder gekochtes Fleisch essen konnte. Es widerstand ihm schon beim Genusse, und verursachte ihm Magen-Beschwerden. So oft er ein Schwein erlegte, konnte er sich nicht enthalten, ein Stück davon roh zu verzehren.

**

b.

Soninis Abentheuer in den Wüsten von Lybien.

Sonini, der sich durch seine Kenntnisse und Nachforschungen einen ausgezeichneten Rang unter den Naturkundigen unserer Zeit erworben hat, hatte viele Reisen gemacht; doch einzig seine Reise nach Nieder- und Ober-Egypten der Welt bekannt gemacht, und dieses zwar zur Zeit der französischen Expedition nach jenem Theile des alten Afrika. Er verwendete auf jene Reise drei Jahre; nämlich im Jahre 1777 ging er dahin ab, und erst im Jahre 1780 kehrte er zurück. Er reisete auf Kosten der Regierung, um nützliche Entdeckungen für die Wissenschaften, insbesondere aber für das Studium der Naturgeschichte zu machen. Als er zu Alexandrien angelangt, war sein erster Wunsch, einen Ausflug in die Wüsten zu unternehmen, und diese unfruchtbaren Theile unsers Erdballs kennen zu lernen. Er hatte viele Schwierigkeiten zu besiegen, und manche Gefahren zu bestehen, welche Gefahren vorzüglich aus dem Vorurtheile der unwissenden Völker jener Gegenden entstanden, daß er nämlich Schätze suche, und Weisheit besitze, sie aufzufinden; sie wollten diese vermeintlichen Schätze ihm entreissen. Dieses Vorurtheil ist sogar bei den meisten Morgenländern zu Hause; denn sie können sich nicht erklären, daß die Europäer ihre Heimath nur darum verlassen sollen, um etliche Ruinen zu betrachten, und einige Steine hinweg zu tragen.

Sonini, der in den Wüsten, die er durchwandern wollte, einen Führer und Beschützer brauchte,

machte mit einem Scheik oder Anführer der Beduinen, einen Vertrag, nach welchem dieser gegen tägliche vier Patacken, oder nach unserm Gelde acht bis neun Gulden, ihm ein Pferd und vier Kameele bestellen, und ihn leiten, wie auch, wenn es nothwendig wäre, vertheidigen sollte. Dieser Scheik nannte sich Hussein, und war wegen seiner Tapferkeit berühmt; wenige Jahre zuvor war er selbst einer der berüchtigsten Räuber in jener Wüste gewesen. Sonini brachte eine Nacht in seinem Zelte zu, und erhielt alle Beweise der bekannten Gastfreundschaft der Araber. Das Zelt war bei Abukir aufgeschlagen.

Die kleine Karavane brach von da am 1. Jänner 1778 um 8 Uhr Morgens auf. Fünf Tage brauchten sie, um Bahira (so wird das Land zwischen Abukir und der Wüste genannt) zurückzulegen.

Am 6. Morgens, sagt Sonini, befanden wir uns in einem dieser unbewohnten Theile des Erdballs, in einem dieser unermeßlichen Abschnitte zwischen den bewohnbaren Ländern, die eine ewige Trockenheit und brennende Hitze beherrscht, und, den Ebenen des Ozeans gleich, nicht minder ihre Korsaren und Schiffbrüche haben. Die ungeheuere lybische Wüste breitete sich vor uns aus; kein Weg, kein Fußsteig leitet die Schritte; die noch kaum in den Boden eingedrückten Fußstapfen sind augenblicklich wieder verschwunden, und oft werden die Menschen von den Sandwellen, die der heftige Wind aufreget, verschlungen. Der Araber, mit diesen Einöden vertraut, wußte sie ohne Pfad, ohne Kompaß zu durchwandern; von den Gestirnen geleitet verirrte er sich nie.

Hussein hatte eine lange Bekanntschaft mit dieser Art zu reisen. Ich stelle mir ihn noch vor, wie er,

selten auf dem Kameele, sondern fast immer zu Fuße, mit den Händen auf den Rücken so ruhig und sorglos auf diesen kahlen Flächen, auf welchen kein einziges Merkmal zur Richtschnur dient, einherschritt, als ob er auf einem abgezirkelten Spazierwege wäre.

Der arabische Name dieser kahlen Strecken, auf welchen man nicht ein Fleckchen fruchtbarer Erde findet, und nur Sand und Steine zu sehen sind, ist Dsjebel, welches so viel bedeutet, als Berg. In der That erhebt sich der Boden ganz leicht, bildet nach und nach Erhöhungen, dann Hügel, und endlich Berge.

Wir schritten unvermerkt zwei bis drei Meilen weit hinan, über eine dichte Lage feinen und beweglichen Sandes, der unter den Fußtritten der Menschen und Thiere zurückweicht. Wir trafen sodann auf Flächen, die ganz mit Kiesel bedeckt waren. Diese Gattung Steine, die anfänglich selten war, wurde nun auf der Oberfläche häufiger, und der Sand verschwand in dem Verhältnisse, als wir höheres Land erreichten. Endlich auf den Gipfeln der Hügel war gar kein leichter beweglicher Sand, sondern die sandige Lage war fest, und mit Kieseln von verschiedenen Formen und Farben besäet. Alle diese Stoffe, langsam werdende unbelebte Erzeugnisse der alten Natur, sind Folgen der Dürre und Trockenheit. Auf jenen rauhen, harten Flächen erquickt keine Pflanze durch ihr Grün das ermüdete Auge, und kein Baum streuet dem Wanderer Schattenkühle. Nur in den niedrigeren Gegenden, in den von Hügeln umschlossenen Thälern, wo der Sand dünner liegt, und also ein erfrischender Thau eintreten kann, oder wo tiefere Lagen wenigstens nicht von zu vielen Steinen bedeckt sind,

kriechen einige trockene magere Pflanzen hervor, und dünn belaubte Sträucher, die meistens eben so viele Dornen als Blätter treiben. Diese Sträucher, fast immer sparsam zerstreuet, sind nur selten in etwas wirthbareren Gegenden zu Gebüschen vereiniget, und bilden armselige Gehege, in welchen die Hasen Futter und Lager finden, und die Gazellen und andere wilde Thiere einen Zufluchtsort und eine Weide haben.

Wir gingen den ganzen Tag hindurch südwestlich; gegen sechs Uhr Abends endlich hielten wir stille, und übernachteten, auf den Sand hingestreckt. Nach Mitternacht wurden wir von einem starken Thau so durchnäßt, als ob wir im stärksten Regen gelegen wären. Auch ertrugen wir viele Kälte; wollten aber dennoch kein Feuer anzünden, um nicht bemerkt zu werden. Um fünf Uhr Morgens machten wir uns wieder auf den Weg, und als der Nebel sich hob, sahen wir auf allen Seiten Heerden von Gazellen und wilder Ochsen. Diese Gruppen lebender Wesen gewährten doch bewegliche Bilder, die allein in Mitte der ungeheueren Einöde interessiren konnten, und diese Versammlung lebender Geschöpfe machten selbst die Wüste weniger nackt, weniger schauerlich, ja minder wüste.

Wir hatten dreizehn bis vierzehn Meilen in dieser Gegend zurück gelegt, immer über eine Fläche hinschreitend, die sich stufenweise erhob.

Wir langten endlich auf einem Hügel, oder vielmehr auf einer Reihe von Hügeln an, die sich nach Nord-Nord-West ausdehnte. Gerade gegenüber, in einer Entfernung von drei bis vier Meilen, war eine andere Hügelreihe, gleichlaufend mit der ersten; beide bildeten zwischen sich ein tiefes Thal, das von schmalen und noch tieferen Gräben durchschnitten war. Die

Seiten des Thales waren von dem Gipfel der Hügel bis etwas über die Mitte der Höhe derselben senkrecht niedergehend, gegen den Fuß die Hügel hin aber sanft abschüßig, und hatten einen feinen lockeren Sand. Im Grunde des Thales am Fuße der östlichen Hügel befinden sich die Natron-Seen, welche das von der Einförmigkeit der Wüste ermüdete Auge des Wanderers auf sich ziehen. Die ungeheuere Wasserfläche, die vielen Gesträuche, die das Ufer beschatten, das Schilf und die Wasserpflanzen, welche die Oberfläche der Weiher begrünen, die Heerden des Wildes, die sich dort vereinigen, um ihren Durst zu löschen, die vielen Vögel, unter welchen der Phönikopter durch den Glanz seines Gefieders hervorsticht, Alles dieses gewährt ein Schauspiel der lächelnden Natur, während die sämmtlichen übrigen Umgebungen nur das Gepräge der erstorbnen an sich tragen.

Der Umfang der Seen, in welchen das Natron *) sich bildet, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; er ist nach den verschiedenen Jahreszeiten verschieden; zur Zeit, wann das Wasser am höchsten ist, strömen beide Seen in einen einzigen längeren und breiteren zusammen, der einen Raum von mehreren Meilen einnimmt: zu andern Zeiten sieht man zwei nicht sehr ausgedehnte Weiher.

Ich verweilte einige Zeit an den Seen, und ging am Ufer derselben herum. Hierauf verfolgten wir wieder unseren Weg, und zwar immer in südwestlicher Richtung. Wir mußten über Sand wegsetzen, der von

---

*) Eine Art von schwärzlichgrauem Salze, in Egyptens Salzseen erzeugt. Es führt auch viel Kochsalz bei sich und wird zum Leinwandbleichen gebraucht. A. d. H.

Natron ganz durchdrungen war, wodurch der Weg für Menschen und Thiere sehr beschwerlich und ermüdend wurde. Nach einiger Zeit gelangten wir in die Nähe eines großen viereckigen Gebäudes, in welchem einige koptische Mönche leben, die sich eingeschlossen halten. Ich glaube nicht, daß es auf der weiten Erde eine unangenehmere, ja schrecklichere Lage geben könne, als die jenes Klosters. Die Mauern dieses mitten in der Wüste errichteten Gebäudes werden, obschon sie sehr hoch sind, selbst wenn man sie in geringer Entfernung betrachtet, von dem Sande nicht unterschieden, dessen röthlichte Farbe und nacktes Ansehen sie haben. Man bemerkt keinen Eingang in das Kloster. Kein Baum, keine Pflanze umgibt dasselbe; kein Weg führt dahin; keine Spur von Menschen zeigt sich in der Nachbarschaft; und wenn auch Spuren entstünden, der Sand würde dieselben bald wieder verdecken, oder die wilden Thiere, die eigentlichen Bewohner dieser Einöden, würden sie verwischen.

Wir waren nur noch fünf bis sechshundert Schritte davon entfernt. Hussein ging voraus, um uns Einlaß in das Kloster zu verschaffen, der immer nur sehr schwer bewilligt wird. Ich folgte ihm in einiger Entfernung: der Rest unserer Kompagnie war noch ziemlich weit zurück. Da sprang eine Truppe reitender Beduinen, die sich hinter den Mauern verborgen gehalten, plötzlich hervor. Wegen der Staubwolken, die sie verursachten, erkannte ich sie nicht sogleich; doch als sie sich mehr ausbreiteten, wußte ich sogleich, mit wie vielen und welchen Leuten wir es zu thun hätten. Ich kehrte augenblicklich um, und mit meinem Renner, auf dem ich ihnen leicht entkommen wäre, gelangte ich bald zu meinen Gefährten, die auf ihren

hohen Kameelen die Reiter ebenfalls bemerkt hatten. Ich fand sie schon abgestiegen, und in eine Reihe aneinander angeschlossen. Auch ich sprang sogleich ab, und ermunterte alle zu einer standhaften Gegenwehre. Wir waren unser sechs; doch ließ sich nur auf drei zählen, zwei Egyptier konnten uns nicht viel nützen, und der Zeichner, den wir bei uns hatten, ein junger, unerfahrner Mensch, konnte nicht einmal eine Flinte losdrücken.

Das gefaßte Benehmen einer Handvoll Menschen, die sich ganz isolirt mitten in einer von allen Seiten offenen Sandwüste befanden, machte eine Schaar von hundert Beduinen stutzen; man kann daraus schließen, wie wenig furchtbar dergleichen Feinde sind, deren Muth sich darauf beschränkt, in zahlreichen Schaaren zusammen zu treten, um auf eine leichte Weise zu rauben, und den kleinen Krieg spielend zu führen. Obschon sie mit ihren Pferden im Galopp auf uns zugesprengt kamen, so blieben sie doch plötzlich auf hundert Schritte weit stehen. Sie schrieen uns zu, wir sollten nicht feuern, und ich erwiederte, sie sollten nicht nahen. Einige Augenblicke schienen sie unentschlossen, und wir sahen, daß sie sich unter einander berathschlagten. Endlich theilten sie sich in vier Banden, wovon drei ganz heimlich um uns herumschlichen, und uns in der Flanke und im Rücken bedrohten. Dieses Manövre, das wir nicht abwenden konnten, entmuthigte meine Waffengefährten, und was ich auch sagen mochte, ich konnte sie nimmer bewegen, sich zu vertheidigen. Wir hatten gute Gewehre und hinlänglich Ladungen. Ich wußte auch, daß die Beduinen, sobald sie einige aus ihnen fallen sehen, sogleich die Flucht ergreifen, und ich war überzeugt, daß wir mit

dem ersten Schusse mehrere niederstrecken würden. Ich dachte für wahr nicht daran, daß wir uns in einer ungeheuern Wüste befinden, und daß unsere Feinde, wenn wir sie auch in die Flucht jagen konnten, doch bald zu Tausenden verstärkt zurückkehren, und den Mord der Ihrigen durch unseren Tod rächen würden. Im Ärger, daß ich mich solchen Räubern ergeben mußte, warf ich mein Gewehr zur Erde. Alsbald waren sie über uns her, und ohne daß sie sich die Mühe nahmen, vom Pferde zu steigen, waren wir in einem Augenblicke rein ausgeplündert. Geld, Waffen, Geräthe, Kleider, Mundvorräthe, Alles wurde uns genommen. Mir ließen sie meine lange Unterweste und das Beinkleid; meinen Gefährten blieb nichts als das Hemd. Da sie mir den Turban genommen, wurde mein bloßer, geschorner Kopf von der Gluth der Sonne so abgebrannt, daß ich die heftigsten Schmerzen litt, die, ungeachtet ich mit beiden Händen den Kopf so gut als möglich zu decken suchte, doch nicht nachließen. Die uns abgenommene Beute wurde auf dem Sande ausgebreitet. Zwanzig Araber zu Fuße, die wir gar nicht gesehen hatten, und die hinter einem Steinhaufen verborgen gewesen waren, vereinigten sich mit den übrigen, und alle beschäftigten sich nun, obschon nicht ohne vieles Gezänke, mit der Theilung des Raubes.

Unsere gemeinschaftliche Lage, von dem Pinsel eines geschickten Malers dargestellt, müßte ein herrliches Gemälde gegeben haben. Auf der einen Seite die Räuberhorden, mit Staub bedeckt, von schwarzer oder brauner Gesichtsfarbe, mit eingetrockneten, dem Sande gleichen Gesichtern, um die Beute streitend; mitten unter ihnen mein alter Diener, mit kaltem Blute auf-

lauernd, ob er ihnen nicht eine oder andere Kleinigkeit, die sie uns abgenommen, durch einen geschickten Handgriff wieder entreissen könne; weiter vorwärts einer meiner Reisegefährten, unbeweglich und trostlos; die beiden Egyptier, einander mit nichts sagenden Augen anstarrend; dann ich seitwärts, an den Nägeln kauend, gefaßt, aber voll Aerger und Unwillen. Zur Vollendung der Scene diente dann noch der Zeichner, der heiße Thränen vergoß, und mir, als ich zu ihm trat, und fragte, ob er denn mißhandelt worden, antwortete: »Nein, Herr! aber wo werden wir jetzt was zu essen hernehmen?«

Ueberdrüßig, einen Zuschauer bei einer Scene abzugeben, bei der ich selbst unnöthiger Weise eine Rolle spielte, ging ich auf das Kloster zu, in der Hoffnung, Hussein daselbst zu treffen, der voraus dahin gegangen war. Ich hörte mich aber rufen, und ward endlich beim Arme fest gehalten. Es war aber der Anführer der Räuber, der mich faßte, ein Araber aus den Wüsten Nubiens, denn er war schwarz, wie ein Neger. Ohne ein Wort zu sagen führte er mich wieder mitten unter seine Bande. Ich glaubte, er wolle mir auch die wenigen Kleider noch nehmen, die man mir gelassen, oder mir wohl gar das Lebenslicht ausblasen. Doch wie erstaunte ich, als ich sah, daß er sich genau nach den Kleidern und den Geräthschaften erkundigte, die mir eigenthümlich zugehörten, und daß er, so wie er zuvor auf eine ungestüme Weise mein Kammerdiener gewesen, um mich zu entkleiden, nun auf eine weit höflichere Art dasselbe Amt übernahm, mir wieder in alle meine Kleider zu verhelfen, und überdieß mir meine Börse und meine Waffen zurückgab. Seitwärts erzeugten die übrigen Beduinen denselben Dienst auch

meinen Gefährten, die über dieses eben so sonderbare als unerwartete Abentheuer nicht weniger erstaunt waren, als ich selbst.

Dieses war die Folge von Husseins nachdrücklicher Verwendung. Als er noch an den Mauern des Klosters, auf das er zugegangen, mit dem Gewehr über der Schulter verweilte, suchten einige dahin abgeschickte Araber ihn zurückzuhalten, und nahmen ihm auch sein Gewehr; er aber, nach langem Zwiste, schwang sich hinter einem Beduinen aufs Roß, und gelangte so an die Stelle, wo die ganze Räuberbande versammelt war. »Araber, sagte er, indem er sich gegen den Anführer wendete, ihr habt einen Mann ausgeplündert, der meinem Schutze vertraut war, und für den ich mit meinem Kopfe hafte; einen Mann, mit dem ich gegessen habe, der in meinem Zelte schlief, und der mein Bruder geworden ist. Ich würde nicht mehr in meiner Heimath mich blicken lassen dürfen, ja, ich müßte der Freude entsagen, mein Weib und meine Kinder wieder zu sehen: Araber, nehmet mir das Leben, oder gebt meinem Bruder Alles, was sein ist, zurück!« Diese Worte, im Tone der Entschlossenheit mit allem Ernste vorgetragen, verfehlten den gewünschten Eindruck auf die Beduinen nicht; Hussein hatte sein Gewehr dem wieder aus den Händen gerissen, der es ihm abgenommen, legte dasselbe auf den Anführer an, und harrte, was erfolgen würde; fest entschlossen, im Weigerungsfalle den Führer niederzuschießen, und sich lieber selbst dem Tode Preis zu geben, als je zuzulassen, daß uns der geringste Nachtheil zugehe.

Unser Führer war bekannt als ein entschlossener Mann, der seine Drohungen in Vollz z setzen würde, und der schwarze Anführer willigte daher theils aus Furcht,

theils aus Nachgiebigkeit darein, mir Alles das Meinige zurück zu stellen, was er auch mit wahrhaft bewundernswürdiger Genauigkeit erfüllte. Wenn es sich um Dinge handelte, die in den Augen derer, die sie gestohlen, einigen Werth hatten, so war es sehr nöthig, sie ausdrücklich zu fordern; doch sobald der Anführer es befahl, wurden sie zurückgestellt, welche Mannszucht bei Leuten, und an einem Orte, wo man sie am wenigsten zu vermuthen Ursache hätte, in meinen Augen wirklich etwas ganz ausserordentliches ist. Der Anführer fragte mich, was mir an meinem Eigenthume noch abgehe, und hatte ich irgend etwas genannt, so stieg er auf eine kleine Anhöhe, und schrie: »Araber, dieß oder jenes ist noch nicht zurückgestellt worden, herbei damit!« Zauderten sie mit der Zurückstellung, so fügte er noch hinzu: »Geschwinde, Araber, laßt nicht so lange warten!« und die verlangte Sache wurde augenblicklich zurück gegeben. So fuhr der Anführer fort, ein Stück nach dem andern zu nennen, und jedes wurde zurückgestellt.

Zwei Stunden vergingen, bevor dieses Inventar meiner Sachen abgerufen war; Alles erhielt ich zurück bis auf das Geld, wovon ein sehr geringer Theil zurückkam. Dieß war jedoch keineswegs die Schuld des Scheiks. Hussein insbesondere verlangte, daß ich die Zechinen, die mir zurückgestellt worden, in seiner Gegenwart genau überzählen sollte. Die Araber, denen meine Börse eine gute Beute geschienen hatte, und die den größten Theil derselben unter sich getheilt hatten, erwarteten ungeduldig das Resultat der Nachzählung, waren aber sehr beruhigt, als sie mich versichern hörten, ich hätte all mein Geld. Sehr zufrieden, ihrer noch so wohlfeilen Preises los zu werden,

leiste ich gerne auf zwei Drittheile meines Vermögens Verzicht, um mir nicht den Haß und die Rache der honnetten Räuber, von denen ich umgeben war, auf den Hals zu laden. Ich ließ den Umstand nicht mehr aus den Augen, daß ich mich noch in der Wüste befand, und Alles zu fürchten hatte, wenn ich zum zweiten Male in ihre Hände fiele, oder andere ihres Gleichen, denen sie die nöthigen Winke gegeben, mich erhaschen würden, die zuverläßig nicht wieder so gefällig wären.

Diesen Banditen war es nicht genug, gerecht zu scheinen, sie wollten sich auch höflich erweisen. Der Anführer brachte mir sein eigenes Pferd, und nöthigte mich aufzusitzen, um so den Weg von der Stelle, wo wir uns befanden, bis zum Kloster zurück zu legen. Er selbst ging zu Fuß neben mir her. Die andern Araber erwiesen meinen Gefährten gleiche Ehre, und jeder ging zu Fuß neben seinem Pferde.

Kaum waren wir an den Mauern angelangt, als wir an einem Stricke Körbe mit Brod und hölzerne Schüsseln mit Linsen herablassen sahen. Wir setzten uns in den Sand in einen Kreis zusammen, und verzehrten diese Speisen gemeinschaftlich mit den Leuten, die einen Augenblick zuvor noch unsere Feinde waren. Nach der Mahlzeit traten einige aus ihnen mit Freimüthigkeit und selbst mit einer Art Gemüthlichkeit auf mich zu, dankten dem Himmel, daß mir kein Leid widerfahren, und in einem Tone der Theilnahme tadelten sie mich sogar, daß ich mir die Kühnheit herausgenommen, in einer Wüste zu reisen, die nach ihrer Ansicht nur ein Aufenthaltsort von Dieben und Räubern ist. Sie versäumten es übrigens nicht, ihre Gebethe mit vieler Andacht zu verrichten, nachdem sie

zuvor Arme und Beine mit Sand gerieben hatten, weil ihnen Wasser zu den im Gesetze vorgeschriebenen Waschungen mangelte.

Der Scheik der Räuber verlangte von mir eine Erkenntlichkeit, indem er mich aufmerksam machte, daß er von meinem Gelde nichts zurückgehalten, und überdieß sich sehr viele Mühe gegeben habe, mir zu meinen Sachen zu verhelfen. Ich machte Miene, ihm die Zechinen zu geben, die mir noch übrig geblieben waren. Hussein aber, der dieses bemerkte, gerieth in den größten Zorn, und erklärte, er würde es nicht zulassen, daß ich auch nur einen Medin gäbe. In der That wurde es mir, obschon ich Alles aufbot, seine Wachsamkeit zu täuschen, doch ganz unmöglich, dem andern Scheik meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Diese von Seite Husseins gewiß sehr edelmüthige Widersetzlichkeit mißfiel unsern Freunden von einigen Augenblicken, und stimmte sie wieder zu feindseligen Gesinnungen. Sie begnügten sich jedoch, mich zu warnen, mit dem Beisatz, daß ein ander Mal die Sachen nicht wieder so leicht ablaufen, und sie damit beginnen würden, Hussein zu tödten. Dieser verlachte ihre Drohung, und beharrte auf seiner Weigerung. Hätte er gewußt, daß diese Leute bereits einen großen Theil meines Geldes hatten, er würde gewaltig Lärm geschlagen und sich nicht eher zufrieden gegeben haben, als bis ich Alles das Meinige wieder bekommen hätte.

Endlich, um die Reihe so ausserordentlicher Vorfälle zu vollenden, verlangte Scheik Abdallah, so hieß der Anführer der Beduinen, eine schriftliche Erklärung von mir, daß er, als ich in der Wüste ihm begegnet, mir nicht das Geringste genommen habe,

und ich mit seinem Betragen vollkommen zufrieden gewesen sey. Er berief einen Mönch aus dem Kloster, der sich an demselben Stricke herabließ, an dem die Körbe und Schüsseln waren herab gelassen worden; die Ehrenerklärung wurde in arabischer Sprache verfaßt, und mir zur Unterschrift vorgelegt. Ich hatte ganz und gar keine Lust, diesen Räubern ein Zeugniß guter Aufführung zu geben; ich wählte daher ein Wort, das einigen Bezug auf unsere Lage hatte, und unterschrieb: »Unfall.« Abdallah legte das herrliche Blatt sehr sorgfältig zusammen, und schied von uns, nachdem er mir eine glückliche Reise gewünscht, und mich nochmals gewarnt hatte, auf meiner Hut zu seyn. Dieser Rath war überflüssig; denn ich hatte bereits bei mir beschlossen, alle Maaßregeln zu ergreifen, die in meiner Macht ständen, um nicht zum zweiten Male ertappt zu werden.

Als ich dieses gefährlichen Volkes endlich los geworden war, mußte ich mich in lange Unterhandlungen mit den Mönchen einlassen.

Sie forderten unter andern, daß wir mittelst des Strickes einsteigen sollten, welches der einzige übliche Weg wäre. Das Aeussere des Klosters, dessen Mauern sehr hoch sind, ist von allen Seiten geschlossen, nur eine einzige kleine Pforte mit einer eisernen Thüre ist vorhanden; und durch diese wollte ich hineingehen. Die Kopten aber erklärten, daß das Pförtchen sich höchst selten, und nur wenn sie Lebensmittel erhalten, sich aufthue, nie aber geöffnet werde, wenn Araber in der Nähe streifen. Sie wiesen mich an, den Strick zu ergreifen. Der Mönch, der bei uns war, wollte uns zeigen, daß diese Art durch die Luft zu reisen sehr bequem sey, machte sich am Seile fest, und

wurde mittelst einer Rolle aufgezogen, wie die Eimer an den Schöpfbrunnen. Zwei oder drei aus uns, welche stets die Beduinen hinter sich glaubten, nahmen denselben Weg. Doch ihr Beispiel ermunterte mich nicht; da es einmal eine Pforte gab, wollte ich durch dieselbe eingehen.

Hussein unterstützte mich in meinem Verlangen, und schwur, daß wenn die Mönche ihm nicht Gelegenheit verschaffen wollten, seine Kameele in Sicherheit zu bringen, er nach wenig Tagen wieder kommen, und Alles ermorden würde, was er in dem Kloster fände. Seine Drohungen wirkten mehr als meine Unterhandlungen; das Pförtchen wurde geöffnet, doch nur mit ausserordentlicher Vorsicht. Es war jedoch zu niedrig, als daß die Kameele hätten durchgehen können. Hussein ließ sie daher auf eine Matte niederhocken, und band ihnen die Beine mit einem Stricke, der über den Rücken lief, damit sie nicht aufstehen konnten. Mehrere halfen nun zusammen, die Matte mit dem Kameele hinein zu ziehen, dem überdieß der Hals niedergebeugt wurde, und so kam eines nach dem andern hindurch.

Sonini verlor jedoch sogleich seinen Führer und Freund; denn schon am zweiten Tage ihres Aufenthaltes im Kloster stellte ihm der treue und edelmüthige Hussein vor, daß sie nicht mehr mitsammenreisen können, indem er, Hussein, Gefahr liefe, das Leben zu verlieren, wenn sie nochmals auf Araber stießen. Sie schieden schwer von einander, und gaben sich wechselseitig Beweise der Achtung und Liebe. Sonini, der seine Reise noch fortsetzen wollte, mußte im Kloster verweilen, bis ein neuer Anführer von Arabern es übernahm, ihn gegen eine bestimmte Summe durch

diese gefahrvollen Strecken zu leiten und ihn zu beschirmen.

(**)

16.

Der fromme Priester und der große Fürst — beide aus dem bayerischen Volke.

Tadle nicht das Priesterthum,
Nicht das heil'ge Königthum!
Beide sind von Gott gestellt,
Daß sie, leitend durch die Welt,
Dir als Retter stets zur Seite geh'n.

Der edle Mönch.

(1648)

Schaudernd sahen drei Jahrzehnde
Schon des Krieges wilden Brand,
Der von Deutschlands Einem Ende
Graunvoll sich zum andern wandt';
Oede lagen manche Reiche
Und die Fürsten schlachtensatt
Langten nach dem Friedenszweige,
Weil genug der blut'gen That. —

Aber bei der Schwedenschaaren
Sprach die Friedenslust nicht ein,
In den Schätzen deutscher Laren *)
Wollt' der Sieger sich noch freu'n;

---

*) Dahier soviel, als: Häuser.

Nach des Glückes runder Gabe
Griff die beutelust'ge Hand
Und die letzte süße Habe
Ward mit frechem Sinn entwandt.

In den theuerwerthen Gauen,
Wo des Bayers Sprache klingt,
Sich um saatenreiche Auen
Inn und Isar freundlich schlingt,
Zogen unter Wrangels Fahnen
Noch dieselben Horden her,
Die mit Sturm den Lech gewannen
Und gebüßt der Städte Wehr. —
Räubrisch nach Vandalensitte
Und wie Brennus mit der Waag',
Kamen sie vor Stadt und Hütte
Preßten sie um Geld=Erlag;
Wehe, wo nicht Münzen klangen! —
Flammend mußte der Pechkranz sprüh'n,
Und die Feuersäulen drangen
Flackend durch die Sperren hin. —

So erschien der Sohn aus Norden
Auch zuletzt am Rottachfluß, *)
Und durch Eggenfeldens Pforten
Zog er ein mit wildem Gruß,
Aengstete mit Schwert und Feuer
Was noch nicht entflohen war,
Und verlangt als Brandessteuer
Siebentausend Thaler baar. —

Schreckenbleich vernahm's die Menge
Und erhob die Weheklag',

*) Die Rott.

Zeigte, daß im Kriegsgedränge
Längst entleeret Dach und Fach; —
Aber bei dem harten Trosse
Half kein Fleh'n, kein Thränenblick
Wrangel selbst im Gerner-Schlosse
Nahm das Wort nicht mehr zurück.

Ernster ward nun das Verlangen,
Drohender der Brand geschürt,
Sechs der Bürger sah'n gefangen
Sich als Geißeln weggeführt:
Alles hielt sich für verloren,
Ließ das liebe Vaterhaus,
Und aus unbewachten Thoren
Zogen Viele weinend aus. —

Da kam unvermuthet schnelle
Hülfe, wo sie nie geahnt,
Aus des Klosters stiller Zelle
Trat ein Mann, von Gott gesandt; —
Pater Johann, stets der Gute,
Ging zu Wrangel ungescheut
Flehte dort mit kühnem Muthe,
Um fünf Tage Aufschubs-Zeit.

Als gewähret ihm die Bitte,
Griff er stumm zum Pilgerstab,
Wanderte mit flücht'gem Schritte
Berges-an und thal-hinab, —
Bis er im Gebirg' der Tauern
An der raschen Salzach-Strand
In Rupertus heil'gen Mauern
Bayerns großen Fürsten fand. —

Da warf er sich weinend nieder,
Lag im Staube, wie vor Gott,
Flehte dreimal, flehte wieder,
Klagte seines Marktes Noth:
»Gieb uns, bat er, was wir brauchen,
Eh' der Wind die Flamme weht,
Eh' die Dächer glühend rauchen,
Gottes Wohnung untergeht.« — —

Und der Churfürst voll Erbarmen
Blickte thränend auf den Mann,
Wies den Sprecher für die Armen
Auf die Staats-Gefälle an; —
Und die Landeskasse sandte
Tausende als Lösegeld,
Sicherte vor Raub und Brande
Markt und Kirche Eggenfeld. — —

So entfernte einst das Schlimme
Eines Mönches hoher Sinn,
Und des Elends Donnerstimme
Schwieg beruhigt nur durch ihn. — —
Längst vorüber sind die Schmerzen,
Sie vergaß der heit're Ort,
Aber noch in allen Herzen
Lebet Pater Johann fort. —

Manuskript von Fr. Xav. Müller.

17.

Belehrende Anecdoten verschiedenen Inhalts.

Aus Blumen saugt die Biene
Den Honigseim:
So gleich' auch du der Biene,
Und trage heim
In's eigne Herz, in's eigne Leben,
Es sinnig drinnen zu verweben,
Was immer dir als weise Lehr'
Begegnen möge hin und her.

Der Kaiser Tä-tßong der Erste, aus der Dynastie der Tang, kannte nicht nur die Pflichten eines Fürsten, sondern übte sie auch aus. Er regierte im siebenten Jahrhundert, und sorgte in dem östlichen Theile von Asien für den Unterricht der Jugend.

In seinem Pallaste legte er eine Akademie der Wissenschaften an, in welcher man, unter der Anführung der berühmtesten Lehrer, acht tausend Schüler, und unter denselben viele Kinder ausländischer Fürsten, zählte. Er stiftete auch eine Art von Kriegsschule, und nahm selbst an den Uebungen der Kadetten Theil. Als ihm einige von seinen Ministern die Gefahr, welcher er sich auf diese Art auszusetzen schien, vorstellten, antwortete er ihnen: »Ich betrachte mich in meinem Reiche, wie sich ein Vater mitten unter seiner Familie betrachten kann. Da ich alle meine Unterthanen in meinem Schooße trage, als wenn sie meine Kinder wären, wen sollte ich fürchten?« Die zärtliche Liebe zu seinen Unterthanen drückte er einmal durch folgende Worte aus: »Die Wohlfahrt des Rei-

ches hängt von dem Volke ab. Ein Kaiser, der sein Volk unterdrückt und aussaugt, um sich zu bereichern, ist einem Menschen ähnlich, der sein Fleisch in kleine Stücke schneiden wollte, um seinen Magen damit zu füllen. Er würde, indem er den Magen versorgen wollte, machen, daß der ganze Körper in kurzer Zeit zu Grunde ginge. Wie viele Kaiser haben durch ihre Begierden ihren Untergang befördert? Was für Kosten werden erfordert, um sie zu befriedigen, und was für Lasten werden dem armen Volke auferlegt, um diese Kosten herbei zu schaffen? Was wird aus dem Reiche werden, wenn das Volk geplagt und unterdrückt wird? Und was für ein Schicksal wird der Kaiser haben, wenn das Reich zu Grunde geht? Diese Betrachtungen sind es, die mir zur Bezähmung meiner Begierden dienen.«

Im zweiten Jahre seiner Regierung waren die Felder ganz mit Heuschrecken bedeckt, die durch die Verheerung, welche sie anrichteten, eine große Hungersnoth befürchten ließen. Der Kaiser konnte sich bei dem Anblick dieser Plage nicht enthalten, mit einem tiefen Seufzer auszurufen: »Unglückliche Thiere! ihr raubt meinem Volke das Leben, indem ihr seine Aernten verderbt. Ach, wie gern wollte ich, daß ihr lieber meine Eingeweide verzehrtet!« Und indem er dieses sagte, verschluckte er eine von den Heuschrecken lebendig. Er hatte in Gewohnheit zu sagen, daß ein Kaiser einem Baumeister gleich wäre. So wie der Baumeister ein wohlgebautes und festgegründetes Haus nicht verändern könnte, ohne dessen Umsturz zu befördern; so könnte der Kaiser in einem wohleingerichteten und durch weise Gesetze regierten Reiche keine Neuerungen, ohne merklichen Nachtheil desselben, einführen.

Ein andermal sagte er: »Man glaubt, einem gemeinen Sprichworte zufolge, daß ein Kaiser von aller Welt gefürchtet werde, und daß er selbst nichts zu befürchten habe. Ich bin nicht der Meinung: ich fürchte mich ohne Unterlaß, sowohl vor der Vorsehung des Kaisers des Himmels (Gottes), vor welchem nichts verborgen ist, als auch vor den Augen meiner Unterthanen, die stets auf mich gerichtet sind, und um deßwillen wache ich allezeit über mich selbst, damit ich nichts thue, was dem Willen des Himmels und dem Verlangen meiner Völker zuwider ist.«

Bei dem Tode seines ersten Ministers Guetsching ließ er sich gegen seine Hofleute folgender Gestalt heraus: »Wir haben,« sagte er, »dreierlei Arten von Spiegeln. Der eine ist von Stahl, und dieser dient den Damen, um ihr Kopfzeug zurecht zu machen, und sich zu schmücken. Unter dem andern verstehe ich die alten Bücher, die uns von dem Ursprunge, Wachsthume und dem Verfalle der Staaten Nachricht ertheilen. Der dritte sind die Menschen selbst, aus deren Handlungen man lernen kann, was man thun und was man lassen soll. Ich hatte einen Spiegel von dieser letzten Art in der Person meines Kalao *), und ich habe ihn leider! verloren, ohne daß ich weiß, ob ich einen solchen wieder finden werde.« Ein andermal unterhielt er seine Hofleute mit folgender Betrachtung: »Ein Fürst,« sagte er zu ihnen, »hat nur Ein Herz, und dieses Herz wird unaufhörlich von denen belagert, die ihn umgeben. Einige bestürmen es durch die Liebe zum eitlen Ruhme, zu welchem sie

*) So heißt der erste Minister in China, wie der türkische Großvezier.

es geneigt machen wollen; Andere durch Reizungen zur Weichlichkeit und zu Ergötzungen; wieder Andere durch Liebkosungen und Schmeicheleien; endlich gibt es auch solche, die es durch List und Lügen zu hintergehen suchen. Durch alle diese Werkzeuge, die sie in Bewegung setzen, suchen sie nichts anders, als die Gunst ihres Fürsten zu erlangen, und sich zu Ehrenstellen und Bedienungen empor zu schwingen. Was hat ein Fürst nicht zu fürchten, wenn er sein Herz nicht bewahrt?« Von einem solchen tugendhaften und vernünftigen Kaiser kann man leicht vermuthen, daß er auch für die Erziehung seiner Kinder werde Sorge getragen haben. Tä-tßong ließ keine Gelegenheit vorbei, den Verstand und das Herz seiner Kinder durch weise Lehre zu bilden. Wenn er z. B. Reiß aß, so stellte er ihnen vor, wie viel Schweiß und Mühe dieser Reiß dem armen Landmanne gekostet habe. Da er eines Tages mit ihnen auf einem Schiffe spazieren fuhr, sagte er zu ihnen: »Ihr seht es, meine Kinder, das Wasser ist es, das dieses Schiff trägt, und das es auch zu gleicher Zeit verschlingen kann. Bedenket, daß das Volk diesem Wasser, und der Kaiser diesem Schiffe ähnlich sey.« Ein Jahr vor seinem Tode gab er seinem Kronprinzen folgende zwölf Erinnerungen: »Mache Dich zum Herrn über Dein Herz und dessen Begierden. Erhebe nur Leute von Verdiensten zu Bedienungen und Ehrenstellen. Berufe weise Leute an Deinen Hof. Wache über die Aufführung der Magistratspersonen. Entferne verläumderische Zungen weit von Dir. Sey allem Stolze feind. Lebe sparsam. Laß Deine Belohnungen und Strafen den Handlungen der Personen, die Du belohnest und bestrafest, gemäß seyn. Sorge vor Allem für den Flor des Acker-

baues, der Kriegskunst, der Gesetze und der Wissenschaften. Suche unter den alten Kaisern die Muster zu Deiner Regierung; denn ich verdiene es nicht, daß Du Deine Augen auf mich richtest; ich habe zu viel Fehler begangen, seitdem ich das Reich beherrsche. Trachte allzeit nach dem Vollkommensten, ohne welches Du niemals die Mittelstrasse finden wirst, in welcher die Tugend besteht. Nimm Dich in Acht, daß der Glanz der Krone Dich weder von Hochmuth aufgeblasen, noch durch die Ergötzungen eines wollüstigen Lebens weichlich mache; denn sonst wirst Du das Reich und Dich selbst zu Grunde richten.«

Schöne Mahnungen! Wie groß würde aber Tåtßong erst gewesen seyn, und wie würde er erst gesprochen haben, wenn er Jesum Christum erkannt hätte!

Ein Hauptmann von Sch*** in der alten Mark, reiste einst unter den lüneburgischen Wenden; da begegneten ihm Etliche mit einem Alten, welcher weinte. Er fragte sie, wohin sie den Alten führen wollten? Sie antworteten: »Zu Gott, zu Gott.« Es waren Söhne, welche — die Natur schaudert — ihren abgelebten Vater, nach der Gewohnheit einiger alten Völker opfern wollten, weil er mit der Arbeit seine Nahrung nicht mehr gewinnen könne. Als der Hauptmann dieß hörte, erledigte er den Alten mit Gewalt, nahm ihn mit sich, und versorgte ihn, daß er noch zwanzig Jahre lebte.

Bekanntlich haben auch die Hochländer in Neubrittannien in Amerika, die Sitte, die alten abgeleb-

ten Personen unter ihnen zu tödten. Als Europäer Einigen von den Hochländern ihre Grausamkeit vorhielten, wußten sie zu antworten: »Es hält bei uns so schwer, die Lebensbedürfnisse zu schaffen, daß Niemand, der nicht das Seinige beiträgt, geduldet werden kann. Wir haben keinen gewissen Ort, wo wir wohnen, und da es unmöglich ist, die Hülflosen mitzuschleppen, indem wir beständig herumziehen, so fragen wir: ob es nicht besser sey, dem Elende dieser Leute ein Ende zu machen, als sie durch Hunger und Kälte umkommen zu lassen?« —

Wie ganz anders spricht aber die Lehre des Evangeliums! »Ehre Vater und Mutter« — heißt es hier — »auf daß du lange lebest, und es dir wohlergehe auf Erden.«

Metastasio, der große Mann und Dichter, erhält von Einem, mit welchem er in vertrauter Freundschaft gelebt hatte, durch ein Vermächtniß, sein ganzes Vermögen, das sich auf hunderttausend Thaler belief. Metastasio war in seiner Jugend, was man wohl wissen muß, nicht in den beßten Umständen. Welche Versuchung nun für den Freund der Dichtkunst und der Unabhängigkeit, sein Schicksal auf Lebenszeit auf's Glänzendste zu bestimmen! Und gebührte ihm diese Erbschaft nicht von Rechtswegen, da sie der Erblaßte ihm im beßtgeformten Testamente, ohne all sein Zuthun, vermachte? Aber ein Metastasio hielt sich nicht dazu berechtigt. Er erfuhr, daß der Verstorbene bedürftige Anverwandte in Bologna habe. »Segnen sollen diese ihres Verwandten Andenken, nicht ihm und

mir fluchen,« dachte er. Er reiste nach Bologna, und als er Einige ausgeforscht hatte, von welchen er glaubte, daß sie das nächste Recht zur Erbschaft hätten, sagte er ihnen: »Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber, wie ich dafür halte, aus keinem andern Grunde, als es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die Würdigsten seiner Verwandten in Erfahrung gebracht habe, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen; mich dieses Auftrags zu entledigen, ist die Absicht meiner Reise.« Sogleich zahlte er ihnen das ganze Vermächtniß aus, ohne das Geringste davon für sich zu behalten.

Franz Clavel, der als Oberamtmann zu Scheer starb, verlor seine Eltern sehr früh, und wurde daher von seinem Oheim, einem verständigen und braven Manne, erzogen. Einen klein scheinenden Vorfall, der ihm als Knaben begegnete, rechnete er noch in seinem Alter unter die wichtigsten seines Lebens, und erwähnte desselben oft gegen seine Kinder, als des Umstandes, der ihm auf immer alles Unrecht verabscheuungswürdig gemacht hätte. Er hatte nämlich einst ein Kreuzerbrödchen von dem Laden eines Bäckers weggenommen; die Klage über diese Entwendung bewog seinen Oheim, ihn dafür so nachdrücklich zu züchtigen, daß er von diesem Augenblicke an, immer eine heilige Ehrfurcht gegen fremdes Eigenthum behielt.

Ein junger Edelmann, der bei Ludwig XII. einem der beßten Könige Frankreichs als Page diente, war einst einem Bauer sehr übel und verächtlich begegnet. Der König erfuhr es, und befahl, daß man diesem muthwilligen Jüngling den Mittag kein Brod geben, sondern nur Fleisch und Wein vorsetzen sollte. Dieß geschah; der Page forderte Brod; man gab ihm keines. Er beschwerte sich bei dem König, und dieser fragte ihn, warum er denn mit den Speisen, die er schon hätte, nicht zufrieden wäre? Der Page antwortete: »Man hat mir kein Brod gegeben, das doch zur Erhaltung des Lebens ein so nothwendiges Stück ist.« »Ei!« sagte der König, »wenn Ihr das Brod nicht entbehren könnt, warum seyd Ihr denn so thöricht, daß Ihr denen übel begegnet, die es Euch verschaffen? Warum verachtet Ihr die Bauern, die durch ihren sauern Fleiß das Brod aus dem Schooße der Erde hervorbringen?«

Wohl gethan und wohl gesprochen, und eines Vaters seines Volkes würdig, welchen Namen die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, die bis zur Schwärmerei ging, ihm beigelegt, und die Gerechtigkeit der Nachwelt bestätigt hat!

Ein armer Mann hatte Gelegenheit, dem Churfürsten Johann Friedrich dem Großmüthigen, in seinen jüngern Jahren bei einem Zufalle, den die Geschichte verschweigt, gefällig zu seyn. Der Prinz versprach ihm dafür ein Kleid. Einst unterstand sich der Arme, den Fürsten daran zu erinnern, der den Umstand leicht

vergessen haben konnte. Sogleich zog der Fürst seinen Tuchrock, mit Sammet eingefaßt, vom Leibe, und sagte zu dem armen Manne: »Es ist billig, daß ein Fürst halte, was er verspricht.«

Georg II. König von Großbrittannien besuchte, wie sein Vater, oft seine deutschen Churlande. Einst fragte er den Präsidenten des Ober-Appellationsgerichts zu Zelle, an öffentlicher Tafel: »Wie kommt es, Herr Präsident, daß ich fast alle meine Prozesse beim Ober-Apellationsgerichte verliere?« Und dieser antwortete: »weil Euer Majestät gemeiniglich Unrecht haben.« Der König nahm diese Freimüthigkeit eines treuen Dieners nicht übel; denn er war ein Gerechtigkeit liebender Regent, in dessen Namen aber Mancher sich ungerechte Anmassungen erlaubte. Und welcher Fürst kann das ganz verhindern?

Kurz vor dem Ausbruche der vorletzten französischen Staatsumwälzung lebte in einem Dörfchen der Gebirgsgegenden des Gouvernements von Dauphiné oder Daufine, wo gewöhnlich der Winter sechs Monate lang herrscht, ein Geistlicher, dessen Pfarrkinder so wenig Gewerbe und Nahrung hatten, daß sie den Winter hindurch blos von den Almosen lebten, welche sie von den Einwohnern des ebenen Landes einsammelten. Wolle von ihren Schafen war das Einzige, was sie hatten, und diese verkauften sie roh, und wie sich

denken läßt, nothgedrungen auch sehr wohlfeil. Der Geistliche, dem die Noth seiner Pfarrkinder sehr zu Herzen ging, kam auf den Gedanken, ob nicht die Bearbeitung dieses Erzeugnisses ein Mittel zu ihrer Erhaltung geben könnte; er dingte sich hierauf ein Dienstmädchen zum Wollenspinnen, und einen Mann, der sie zuzurichten und zu weben verstand; er kaufte auch einen Webstuhl, und ließ die Wolle seiner Schafe verweben. Dann nahm er vier seiner Pfarrkinder mit sich nach dem Städtchen Romans an der Isere, wo er seine Tücher in ihrer Gegenwart verkaufte, und ihnen zeigte, daß er 300 Livres (gegen 140 Gulden) über den Ankaufspreis der Wolle gelöst hatte. Dieß war aufmunternder, als alle Redekunst, seinem Beispiele zu folgen. Nach und nach verarbeitete jeder Einwohner dieses Ortes aus seiner Wolle solche Waaren, und gab dabei auch denen, die keine eigene Wolle hatten, durch Arbeit, um den Lohn, zu verdienen. Durch diese Gewerbsamkeit kam es in nicht gar langer Zeit so weit, daß der würdige Geistliche noch vor seinem Tode das Vergnügen hatte, seine ganze Gemeinde der Armuth entrissen, und in guten Umständen zu sehen. Dieß hatten sie also dem würdigen Manne, der sich Babois nannte, zu verdanken, und das Beispiel von Gewerbsamkeit, das er seiner Gemeinde gab, und das so wirksam auf dieselbe war, wirkte eben so kräftig auf die andern umliegenden Gemeinden, daß auch diese nun ansehnliche Partieen von ihren Tüchern nach Genf und Savoyen verkauften.

G.

Als einst zu Wien eine Feuersbrunst war, eilte der menschenfreundliche Kaiser Joseph II. herbei, und stellte sich zu nahe an das brennende Haus. Ein Handwerksmann sah, daß der Kaiser in Gefahr war; warnte ihn, und bat ihn, wegzugehen. Der Kaiser schaute um, ob die Gefahr auch wirklich so groß wäre. Wie er aber zu lange zauderte, so kam der Handwerksmann, ergriff ihn mit Ungestüm, und brachte ihn an einen sichern Ort. Kaum stand er da, so stürzte das brennende Haus ein, und die feurigen Balken fielen gerade auf den Platz, wo der Kaiser vorher gestanden hatte. Der Monarch reichte seinem Erretter zur Belohnung seine Börse voll Gold dar; aber der brave Handwerksmann nahm sie nicht an, und sagte: »was ich gethan habe, that ich aus Liebe; die kann nicht bezahlt werden! Soll ich aber um eine Gnade bitten, so sey es für meinen Nachbar: er ist ein ehrlicher, fleißiger Mann, aber so arm, daß er nicht Meister werden, und sich die Handwerksgeräthe anschaffen kann.« Der Kaiser erfüllte seine Bitte, und beschenkte den armen Nachbar reichlich. Aber seinem Erretter zur Ehre ließ er eine goldene Schaumünze prägen.

In Böhmen wohnte ein Graf, der ein großer Liebhaber von Pferden war. Er hatte eine Stutterei oder Pferdezucht angelegt, worauf er viel Geld verwendete, und wo die schönsten Pferde gezogen wurden. In der großen Theurung, im Jahre 1771, da der Hafer zu einem sehr hohen Preis stieg, wurde ihm der Rath gegeben, seine Pferde abzuschaffen. Aber er konnte sich

nicht dazu entschließen, weil sie ihm so viel Vergnügen machten. Alle Morgen besuchte er die Ställe, um seine Augen an dem Anblicke seiner schönen Pferde zu weiden. Als er einst von dem Stalle nach seinem Schlosse zurück ging, begegnete ihm eine arme, vom Hunger abgezehrte Frau, fiel ihm weinend zu den Füßen, und sagte: »Ach, Euer Excellenz, wer doch jetzt ein Pferd wäre!« Der Graf stutzte, und sagte: »wie so, alte Mutter?« »Ach!« antwortete sie, »indeß ich mit meinem kranken Manne und drei Kindern vor Hunger verschmachte, bekommen Ihre Pferde alle Tage ihr volles Futter, und haben ein rundes und dickes Ansehen.« Der Graf gab ihr einen Dukaten, ging in sein Zimmer, und war sehr in Gedanken. Nach einer kurzen Ueberlegung behielt die Menschenliebe den Sieg über die Neigung seines Herzens. Er dachte, es wäre besser, seine Pferde zu entbehren, als seine Unterthanen verhungern zu lassen. Und also verkaufte er alle seine Pferde, bis auf zwei Reitpferde. Seinen vorräthigen Hafer ließ er unter seinen Unterthanen austheilen. Das Heu verkaufte er ebenfalls. Das Geld, welches er aus den Pferden und dem Heu gelöst hatte, wendete er zur Versorgung der Armen an. Und nun hatte er die Freude, daß keiner seiner Unterthanen Hungers starb. Bald hernach entstand ein Aufruhr unter den böhmischen Bauern. Die Aufrührer raubten und plünderten, und ein Schwarm davon näherte sich auch den Gütern dieses wohlthätigen Grafen. Sie forderten die Unterthanen desselben auf, sich mit ihnen zu vereinigen, und die Schlösser des Grafen plündern zu helfen; allein die guten Leute thaten es nicht, denn sie gedachten noch dankbar an die Wohlthaten, die der Graf ihnen in der Theurung er=

wiesen hatte: ja, sie ergriffen sogar die Waffen, und trieben die Räuber mit Gewalt von den Gütern ihres Herrn zurück. Der Graf, welcher kaiserlicher General war, befand sich eben damals zu Wien. Die Sache wurde ihm berichtet. Er konnte den Brief nicht ohne Freudenthränen lesen; und rief aus: »Welchen Dank bin ich der herzhaften alten Frau schuldig! Sie soll lebenslang einen Gnadengehalt haben! Hätte sie mir ihre Noth nicht so rührend vorgestellt, so wäre vielleicht ein großer Theil meiner Unterthanen verhungert; so wären jetzt vielleicht mein Verwalter und Bedienten erschlagen, und meine Schlösser und Gärten zerstört.

Als der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, wegen der Ländertheilung mit seinem Bruder Wilhelm, Herzog von Weimar, in einen unangenehmen Zwist verwickelt worden war, bemächtigte er sich der Stadt Freiberg, die seinem Bruder Wilhelm zugehörte, und ließ alsbald den Stadtmagistrat zu sich auf den Markt entbiethen, mit der Aufforderung, daß man ihm, dem Churfürsten, auf der Stelle huldigen, und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen den Herzog Wilhelm stellen solle. Diese Forderung, welche durch einen dreimaligen Ausruf öffentlich bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung. Die Magistratspersonen zu Freiberg versammelten sich auf dem Rathhause, und faßten, nach gehaltener Berathschlagung, endlich den großmüthigen Entschluß, dem Herzog Wilhelm, als ihrem Herrn, treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auch auf das Herzhaf-

teste ausgeführt. Die sämmtlichen freibergischen Rathsglieder gingen in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und Jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, vom Rathhause auf den Markt, wo die churfürstlichen Truppen unter dem Gewehre standen. Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der damalige Bürgermeister, Nicolaus Waller von Molsdorf, ein ehrwürdiger Greis, mit eisgrauem Kopfe, dem Churfürsten, welcher im Kreise zu Pferde hielt, und sagte in einer beweglichen Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft, sie wären alle Stunden bereit, ihr Leben im Dienste Sr. churfürstlichen Durchlaucht willig und gern aufzuopfern; sie könnten sich aber unmöglich entschließen, dem Eid der Treue, den sie dem Herzoge Wilhelm einmal geschworen hätten, gerade zuwider, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu ergreifen. Sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des sanftmüthigen Churfürsten Friedrichs, er werde von seinen, ihnen zu harten Forderungen abstehen. Sollten aber Ihre churfürstliche Durchlaucht auf diesem Begehren beharren, so würden sie, als rechtschaffene Unterthanen, eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, welche sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären. »Und ich für meine Person« — setzte der Bürgermeister hinzu — »will gern der Erste seyn, und hier auf der Stelle niederknieen, und (hier wies er auf sein Haupt) mir meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen.«

Der Churfürst wurde durch diese Rede und durch die wehmüthige Stelle des ehrwürdigen Greises, wel-

cher bei Endigung seiner Rede wirklich niederknieete, bis zu Thränen bewegt. Er ritt hierauf zu Waller'n hin, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte: »Nicht Kopf ab, Alter, nicht Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten.« Der Churfürst Friedrich stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führt die Stadt Freiberg den rühmlichen Beinamen: »Die getreue.«

Peter der Große rückte im Jahre 1702 mit einem beträchtlichen Heere gegen die damals schwedische Festung Nöteburg, die der Kaiser nachher Schlüsselburg *) nannte, welchen Namen sie noch führt, an, that verschiedene fruchtlose Angriffe auf dieselbe, und schickte endlich den Obersten der Garde, Fürsten Galizin, mit einem auserlesenen Heere ab, diesen Platz mit Sturm einzunehmen. Dieser setzte seine Truppen auf Flößen über das Wasser, und landete dicht an den Festungswerken, welche beinahe an's Wasser reichten, wurde aber so übel empfangen, daß der Kaiser, damals noch Czaar, welcher es nun für unmöglich hielt, den Platz zu bestürmen, ihm einen Befehl zusandte, sich zurückzuziehen. Allein Galizin weigerte sich, diesem Befehle zu gehorchen, mit der Antwort: »Sagt meinem Monarchen, daß ich nun nicht mehr sein Un-

*) Schlüsselburg, Russisch: Oreschek, oder Orechovez, ist von jener Zeit an beständig unter russischer Bothmäßigkeit geblieben, und war damals in der That ein Hauptschlüssel der Eroberungen des Czaars, und Gränzfestung gegen Schweden.

terthan sey, indem ich mich unter den Schutz einer ihm überlegenen Macht begeben habe.« Darauf wendete er sich zu seinen Soldaten, flößte ihnen durch Worte und Beispiel Muth ein, führte sie gegen den Feind, erstieg die Mauern, und eroberte die Festung. Der Kaiser war durch diese That so überrascht, daß er bei der ersten Zusammenkunft mit dem Fürsten Galizin, zu ihm sagte: »Fordern Sie, was Sie wollen, ausgenommen Moskau und meine Gemahlin Katharine.« Galizin forderte mit der edelsten Großmuth sogleich Vergebung für seinen alten Rival, den Fürsten Repnin, der vom Kaiser von dem Range eines Feldmarschalls bis zum gemeinen Krieger war erniedriget worden. Er erhielt die Erfüllung seiner Bitte, und mit derselben das Vertrauen seines Monarchen, die Hochachtung seines ehemaligen Nebenbuhlers, und den lauten Beifall des Publikums.

Christian Bohren, Wirth zu Gründelwald, wollte mit einem seiner Jungen seine Schafheerde auf den Wettenberg zur Weide führen. Als sie über das Eisgebirge wandern, bricht plötzlich unter Bohrens Füßen ein Stück Eis, 8 Fuß breit und 19 Fuß lang, und stürzt mit ihm in eine tiefe Höhle.

Der Unglückliche bricht den einen Arm und verrenkt die andere Hand. Nachdem er sich von seiner ersten Betäubung erholt hat, bemerkt er mit Schrecken, daß diese Höhle einige sechzig Fuß tief ist, daß sie lauter jähe und schroffe Wände hat, und daß er also hier wahrscheinlich lebendig begraben sey. Der schaudernde Gedanke schreckt ihn auf; er untersucht die

Beschaffenheit des furchtbaren Ortes genau und findet an einer der steilen Eiswände eine beträchtliche Oeffnung, in welche sich das Wasser einer Quelle ergoß. Ohne zu wissen, zu welchen Gefahren diese Oeffnung führe, beschloß er gleichwohl, sich lieber dieser Höhle anzuvertrauen, und einen Ausgang zu suchen, als langsam in seinem Kerker zu verschmachten. Er kroch hinein in die Höhle, und arbeitete sich in dem Bache unter einem wolkenhohen Eisgebirge durch eine Strecke von 130 Fuß durch. Da ward es helle. Er kam aus dem Bauche der Erde heraus, und sah sich in seinem Vaterlande; denn er war jetzt an der Quelle des Weißbachs, der nach seinem Laufe unter jenem Eisberge hier erst sichtbar entspringt. Seine Mitbürger dankten mit ihm der Vorsehung für eine so wundervolle Rettung, und schenkten ihm nun, als einem vom Tode Erstandenen, doppelte Liebe.

Ein Nachtwächter in einer großen Stadt, der nicht eben arm war, ging, da es zwölfe schlug, sein Amt zu verwalten. Unterwegs, da er sein Horn ansetzen will, hört er in einem von den Häusern in der Nähe ein starkes Reden. Ha! dachte er, ist doch schon zwölf Uhr, und die liegen noch nicht auf dem Ohre. Da sieht man die verkehrte Welt; ich muß, kraft meines Amtes, die Nacht über wachen, und diese Leute, die schlafen könnten, thuns nicht. Mit diesem Gedanken hatte er sich unter die Fensterladen geschlichen, und guckte durch eine Oeffnung in die Stube hinein. Aber welch ein Anblick! Ein Frauenzimmer, halb entblößt,

ging mit einem Messer in der Hand, laut redend die Stube auf und ab; hinterm Ofen auf bloßem Stroh lagen zwei Kinder und schliefen. — »Gott, erbarmender Gott, rief sie mit wilden verstörten Blicken, ist keine Rettung mehr? — soll ich mit meinen armen Kindern endlich doch grausam sterben? — sollen sie noch länger Blut aus meiner Brust trinken? — Wie ruhig sie schlafen! aber ich zittere vor dem Augenblick, da sie erwachen. — Was halt ich noch das Messer in meiner Hand? — Auf! morde die Kinder, leichter kommen sie dann von der Welt, als wenn sie nach und nach der Hunger frißt.« — Rasch hob sie das jüngste von seinem Lager auf, legte es auf den Tisch, küßte es, und setzte zitternd das Messer an die Kehle. — »Herr Jesus!« schrie der Nachtwächter, und schlug heftig mit seinem Wächterstabe an den Laden. Das Weib ließ das Messer fallen und stürzte zu Boden. — Er aber lief gleich nach der Thür, die zum Glück nicht verschlossen war, und zur Stube hinein. Die Unglückliche erholte sich, und schrie: »Erbarmen!« — Sogleich fragte der Nachtwächter im gelassenen Tone, warum sie die Kinder ermorden wolle. — Sie bekam dadurch Muth, und klagte ihm, daß sie schon seit vier Tagen keinen Bissen Brod gehabt habe, sie und ihre elenden Kinder müßten jämmerlich umkommen, denn kein Mensch wolle sich ihrer erbarmen. »Das sollt Ihr nicht, versetzte der Nachtwächter, hier sind vier Groschen; pflege Dich und die Kinder; alle Sonnabend bekömmst Du eben so viel, für Brod und Holz will ich mit Hülfe meiner Nachbarn auch sorgen.« Das Weib wollte ihrem Engel, ihrem Wohlthäter zu Füssen fallen; aber er war fort. Ueberzeugt, ob er gleich nur ein Nachtwächter war, eine gute That verrichtet

zu haben, ging er mit inniger Freude an sein Amt, und sang:

Wird uns auch um Trost oft bange,
Daß das Herz oft rufen muß:
Ach mein Gott, mein Gott, wie lange!
Ey so mache Du den Schluß,
Sprich der Seele tröstlich zu,
Und gib Muth, Geduld und Ruh.

W.

In Estland ging im Herbste des Jahres 1821 ein armes Bettel-Mädchen Abends spät durch den Wald, und sah sich auf einmal von fünf Wölfen umringt. Das arme kleine Wesen erschrickt heftig und weiß in der Angst keine bessere Hülfe — ich wüßte auch sonst keine — als, um die Wölfe nicht zu sehen, schließt sie ihre Augen zu, um sie auf einen Andern zu richten, nämlich auf Den, der die Wölfe blind und zahm machen kann, und wirft sich auf die Kniee — bethet — bethet ruhig fort. Denn da sie die Wölfe aus den Augen gelassen, und nun auf ihren Helfer sah, so fürchtete sie nichts. Und sieh, da sie die Augen wieder öffnet und aufsteht, sieht sie keinen Wolf mehr, sieht sich ausser Gefahr.

Du großer Mann, geh' zu diesem Kinde in die Schule, und lern' in der Gefahr nicht auf die Gefahr, sondern allein auf den Retter aus der Gefahr schauen: Thue deine Augen zu und dein Herz auf.

Aber — dürften Manche hier sagen — die Wölfe werden wohl gerade keinen Appetit gehabt haben? Es mag seyn, aber wann hat denn der unersättliche Wolf

keinen Appetit? Ich glaube vielmehr, daß ihnen der Appetit vergangen ist, da sie das fromme bethende Kind sahen; denn sie gingen vom bethenden Kinde weg und in das Dorf, und zerrissen einen von des Herrn Pfarrers großen Tiegerhunden, deren er um der Wölfe willen zwei hielt. Am andern Morgen fand man die Knochen und Haare desselben auf dem Kirchhofe. Das arme Mädchen und die Wölfe hatten also Einen und denselben Weg aus dem Wald ins Dorf gemacht, ohne sich jedoch einander zu sehen und zu treffen. Sie nahm ihre Zuflucht zum Pfarrhaus und blieb da über Nacht. Kaum war sie daselbst angekommen, so sprang der den Wölfen entkommene Tiegerhund gegen die Thüre, um eingelassen zu werden. So hatten diese Wölfe, denen bei dem bethenden Mädchen der Hunger vergangen war, ein Abendbrod an einem großen Tiegerhund gefunden. Vorher hatten diese zwei Tiegerhunde jedesmal alle Wölfe verjagt und überwunden; aber dießmal mußte es recht offenbar werden, daß das Gebeth, auch eines armen Kindes, stärker ist und mehr vermag, als zwei große starke Tiegerhunde, und daß Daniels Gott noch immer lebt, der auch hier seinen Engel sandte, welcher den Wölfen den Rachen zuhielt, daß sie diesem Kinde kein Leid thun durften. Dan. 6, 22.

(B. S.)

Ein angesehener gottesfürchtiger Mann in Schlesien wurde auf einer Reise von einem fürchterlichen Hagelwetter mit Donner und Blitz überfallen. Er trat in

eine elende Bauernhütte, um das Wetter abzuwarten. Kein Mensch war unten im Hause, bald aber hörte er die Stimme einer dringend Bittenden oben unter dem Dache. Die Bethende war die Hausfrau, die mit Inbrunst um gnädige Bewahrung ihres kleinen Kornfeldes zu Gott flehete, da sie sonst mit ihren Kindern bei jetziger theuerer, nahrungsloser Zeit verhungern müßte. Nach geendigtem Gebeth kam sie herunter, und auf Befragen des Reisenden entdeckte sie ihm den Gegenstand ihres Anliegens vor Gott. »Seyd getrost, Mutter,« sagte der Fremde, »Gott hat euer Gebeth gehört. Kommt mit mir hinaus, wir wollen nur euer Korn ansehen.« Sie gingen miteinander hin, und fanden Alles um ihr kleines Kornfeld her vom Hagel verwüstet; aber das Beet der armen Frau stand allein unversehrt mitten zwischen lauter zerschlagenen Kornäckern.

(H. Ch. Z.)

18.

Bild einer edlen Gattin und frommen Mutter.

Glücklich Haus —
Wo reine heil'ge Liebe waltet,
Und sich die Tugend still entfaltet: —
O glücklich Haus!

Heilig Band —
Geknüpft für eine beßre Welt,
Als die da einst in Staub zerfällt: —
O heilig Band!

Marie Josephe, Dauphine (Kronprinzessin) von Frankreich.

Durch ihr sanftes, frommes Herz, ihren kraftvollen, schnellfassenden Geist und musterhafte Thätigkeit, durch ihr stets freundliches Wesen und ihre schnellen Fortschritte in Wissenschaften und Künsten war Marie Josephe der Stolz und die Freude ihrer Eltern, des Churfürsten und Königs Friedrich Augusts II. (von Sachsen und Polen), und der Marie Josephe von Oesterreich. — Um diese ausgezeichnete Prinzessin ließ König Ludwig XV. von Frankreich im Jahre 1747 für seinen Sohn, den Dauphin, feierlich anhalten.

Einer sehr schwierigen Lage ging Maria dort entgegen. Ihr Vater saß auf einem Thron, von welchem der Vater ihrer künftigen Schwiegermutter, Maria Leczinska von Polen, hatte herabsteigen müssen.

Hiezu kam noch, daß der Dauphin, der seine erste, im Jahr 1746 verewigte Gemahlin (Maria Theresia von Spanien) nicht vergessen konnte, fast immer in tiefe Niedergeschlagenheit versunken war. — Sehr oft sprach er von ihr, und wenn er Sachen zu Gesicht bekam, die ihn an ihren Besitz erinnerten, so traten ihm wohl Thränen in die Augen. Marie Josephe, statt sich dadurch zurückgesetzt zu glauben, nahm den lebhaftesten Antheil an seinem Schmerze, unterhielt sich gern mit ihm von den Tugenden ihrer Vorgängerin, und versicherte ihm: ihr eifrigstes Bestreben würde dahin gehen, ihr ähnlich zu werden. Als sie einst seine Thränen bemerkte, die er zu verbergen suchte, redete sie ihn mit folgenden Worten an:

»Fürchten Sie nicht, daß Sie mich dadurch belei-

digen! Diese Thränen bürgen mir im Gegentheil dafür, was ich von Ihrer Liebe zu erwarten habe, wenn auch ich in Zukunft so glücklich bin, Ihre Zuneigung zu verdienen.« — Und wie hätte dieses Marien fehlschlagen können? Denn mit den zartesten, die Herzen unwiderstehlich gewinnenden Gefälligkeiten verband sie, wenn es galt, die schwersten, eben darum aber auch ihr die höchste Achtung gewinnenden Aufopferungen. Wie Maria jene zarten Gefälligkeiten erwies, davon hier nur einige wenige Beweise.

Der Dauphin, ihr Gemahl, bewahrte als einen köstlichen Schatz einen Armschmuck seiner verstorbenen Gattin, mit deren Bildniß auf. Maria, ihres Gatten Wünschen entgegenkommend, legte diesen Schmuck an, und gewährte so dem Dauphin den süßen Trost, daß er nun neben dem verlornen Gute zugleich das gewonnene — dessen hoher Werth unmöglich zu verkennen war — erblicken konnte. Durch gleiche Zartheit wußte sich Maria auch das Herz ihrer Schwiegermutter zuzuwenden. Bei einem Hoffeste nämlich erschien sie mit einem Schmucke der kostbarsten Gesteine, aus denen ein Bildniß hervorstrahlte, welches, wie man vermuthete, das Bild ihres Vaters Friedrich August seyn würde. Die Königin näherte sich und sagte: »Meine Tochter, das ist also das Bild Deines Vaters?« — »Ja!« — erwiederte sie, — »und sehen Sie nur, liebe Mutter, wie ähnlich es ist!« — Es war aber das Bildniß des Vaters der Königin selbst, des Königs Stanislaus.

Mariens edelmüthiges Benehmen mußte den lebhaftesten Eindruck auf den Dauphin machen, und er fühlte von Tag zu Tag eine größere Zuneigung zu ihr. Nichts aber zeigte ihm deutlicher, welchen Schatz er

in ihrer Person besäße, als die Krankheit, in die er im Jahre 1752 verfiel. Es waren die Pocken.

Maria, welche wußte, wie sehr ihren Gemahl eben vor dieser damals höchst gefährlichen Krankheit schauderte, sann Anfangs nur darauf, wie sie ihm die Gefahr, von der er nun wirklich ergriffen worden, verbergen konnte, um seinen Muth aufrecht zu erhalten. Sie ließ eigens für ihn eine Zeitung drucken, worin von seiner Krankheit in solchen Ausdrücken gesprochen wurde, daß er nicht ahnen konnte, es seyen die gefürchteten Pocken. Die Krankheit nahm aber unterdessen mit jeder Stunde einen besorglichern Gang. Die berühmtesten Aerzte, und unter diesen Pousse, der aber die Glieder des königlichen Hauses noch nicht kannte, wurden zu Hülfe gerufen. Als Pousse nun sah, wie die Dauphine, die er gleichfalls nicht kannte, keinen Augenblick das Lager des Kranken verließ, ihm jede Arznei selbst eingab, und ihm jede, auch die beschwerlichste Dienstleistung, mit eigenen Händen erwies, rief er im freudigen Erstaunen aus: »Wahrlich! diese Dame ist wegen ihrer Aufmerksamkeit, Schnelligkeit und Beharrlichkeit, dem Dauphin zu dienen, mit keinem Gelde zu bezahlen! Wer ist sie denn?« — »Es ist die Dauphine selbst!« — erwiederte der königliche Leibarzt Senas. — »Nun!« — sagte Pousse, ohne übrigens im Geringsten in Verlegenheit zu gerathen, — »wie will ich doch unsere eingebildeten Pariser Dämchen, die sich fürchten, die Krankenzimmer ihrer Gatten zu betreten, hier in die Schule schicken!«

Als man ihr die Gefahr vorstellte, welcher sie durch das beständige Einathmen giftiger Ausdünstungen ihre eigene Gesundheit aussetzte, gab sie die schöne Antwort: »Was liegt daran, wenn ich auch sterbe.

An einer Dauphine wird es Frankreich nie fehlen, wenn ich ihm nur den Dauphin erhalte.« — In dieser gefahrvollen Krankheit lernte nun aber der Dauphin den vollen unschätzbaren Werth seiner Maria so erkennen, daß endlich die Erinnerungen an die verlorne Gattin die Liebe zu der gewonnenen nicht länger zu schwächen vermochten. Sobald er hergestellt war, ließ er alle Gegenstände, welche er, um das Bild der Verlornen sich unablässig gegenwärtig zu erhalten, stets um sich gehabt hatte, entfernen, damit ihn nun ferner nichts hindern möge, nur diejenige zu lieben, deren treuer, zärtlicher Sorgfalt und deren Gebeth er, wie er oft sagte, nächst Gott, seine Wiederherstellung zuschrieb. Solche gegenseitige Erwiederungen von Freundschaft und Liebe bewirkten es bald, daß sie (gleichsam) ein Herz und eine Seele wurden, und daß ihr ganzes Leben wie ein schöner Frühlingstag verging, dessen Heiterkeit kein Wölkchen trübte. Man bemerkte an Beiden dieselbe Denk- und Handelsweise, dieselbe Entfernung von den Unruhen des Hofes, denselben Eifer in der Erfüllung der Pflichten, die ihnen ihr Stand auflegte, dieselbe Achtung für Religion und Tugend und dieselbe Sorgfalt in der Erziehung ihrer Kinder. Es fehlte aber auch nicht an Umständen, welche es dem Dauphin täglich fühlbarer machten, daß er nur in dieser Liebe sein Glück finden könne. Bekanntlich ließ sein nur von sinnlichen Lüsten beherrschter Vater (Ludwig XV.) sich von schlechten Buhlerinen gängeln, unter denen damals die berüchtigte Pompadour oben anstand. Dieses ehrvergessene Weib merkte wohl, daß der fromme Dauphin sie verachtete; sie suchte deßhalb auf jede Weise sich an ihm zu rächen, und ging in ihrem abscheulichen Betragen

so weit, daß sie Vater und Sohn selbst zu entzweien strebte. Sie schilderte dem schwachen Könige seinen vortrefflichen Sohn als einen herrschsüchtigen Prinzen, der nur deßhalb sich so fromm und wohlthätig stelle, um die Herzen der Unterthanen von dem Könige abzuziehen. Sie sparte keine Mühe, des Dauphins Tugend als Scheinheiligkeit darzustellen, und seine stillen Andachtsübungen lächerlich zu machen; und das Hof-Gesindel, welches von der Buhlerin Gunst manchen schnöden Gewinn zog, stimmte ihr bei und unterstützte ihre schändlichen Umtriebe. In dieser traurigen Lage fand der bedrängte Dauphin den süßesten Trost in den Tugenden und der zärtlichen Liebe seiner treuen Maria. Aber auch diesen Trost wollte die Buhlerin dem armen Prinzen entziehen. Sie bewog den König, daß er die Dauphine aufforderte, an den Vergnügungen des lockern Hofes zu Versailles und Choisy Theil zu nehmen, und ihres jungen Lebens, nach Weise der Andern, zu genießen. Aber Maria wollte lieber des Königs Ungnade und der Buhlerin und ihres Anhangs Verfolgungen erdulden, als sich auch nur einen Augenblick von ihrem Gatten entfernen lassen. Dabei vermied sie es aber doch auf das Sorgfältigste, jene nichtswürdige Pompadour je bei dem Könige zu verklagen, obwohl in manchen Stunden, wo dem verirrten Manne sein besserer Geist zuflüsterte, daß er mitten im Glanze und in der Lust doch entehrt und unglücklich sey, weil seine Gattin und seine Kinder ihn mieden, sie wohl eine Gelegenheit hätte finden können. Man muß hier zugleich ihr edles, der Rache durchaus unzugängliches Herz und ihren hellen Verstand bewundern, der richtig erwog, daß es unweise sey, ein schlechtes Gemüth, welches nun einmal aller Besserung

widerstrebte, wenigstens nicht noch heftiger zu erbittern und zu noch giftigern Thaten aufzuregen.

Durch das traurige Bedürfniß, den gemeinsamen Kummer sich gegenseitig zu offenbaren und dann gemeinsam desto leichter zu tragen, wurden die Herzen der Königin Mutter und ihrer Töchter und ihres Sohnes immer mehr und mehr Marien, der frommen Theilnehmerin an diesen häuslichen Leiden, zugewandt. Es bildete sich unter ihnen die vertrauteste Gesellschaft. Die arme, von dem wüsten Gatten verschmähte Königin fand jeden Abend im Kreise ihrer treuen Kinder Heiterkeit und Ruhe wieder. Abgeschieden von des verderbten Hofes rauschenden Freuden, lebten der Dauphin und seine Gattin in ihren stillen Gemächern beglückt durch die innigste, gegenseitige Liebe. Der Dauphin, — erzählt Griffet, ein Augenzeuge, — brachte den größten Theil des Tages im Zimmer seiner Maria zu, wo er las und schrieb, während sie sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. Vertraulich unterhielt er sich mit ihr und entdeckte ihr alle seine Gefühle, wie denn auch sie vor ihm kein Geheimniß hatte. Einzig beschäftigt, ihm zu gefallen, war stets ihr Wille, der seinige. Nichts that sie, ohne ihn zuvor befragt zu haben. Nicht nur zu handeln, wie er, sondern auch zu denken, wie er, war ihre größte Freude; denn sie war überzeugt, daß er stets vortrefflich denke. Des Dauphins Lieblingsbeschäftigung bestand aber darin, daß er sich in den künftigen Regierungs-Wissenschaften zu vervollkommnen suchte.

Höchst beglückt fühlte er sich auch dadurch, daß aus gesegneter Ehe ihm fünf liebe Kinder erblühten: Ludwig (der nachmalige, unglückliche Sechzehnte), Ludwig Stanislaus Xaver (der glücklichere

Achtzehnte), Karl (der nun abgetretene Zehnte), Maria (als Königin von Sardinien gestorben) und Elisabeth (nachmals, wie Ludwig XVI. und dessen Gemahlin, von den Empörern ermordet).

Die Geburt jedes Kindes war für die Armen ein Fest; denn als der erste Prinz zur Welt kam, wurden allein sechshundert arme Mädchen ausgestattet. Der innigste Wunsch beider Eltern war nur der, daß ihre Kinder fromm und tugendhaft werden möchten. Sie verließen sich daher in Absicht ihrer Erziehung nicht blos auf die ihnen gegebenen Hofmeister und Lehrer, sondern beide nahmen selbst an ihrer Ausbildung den thätigsten Antheil. Jeden Mittwoch und Sonnabend wurden die jungen Prinzen von ihren Lehrern in das Zimmer ihrer Mutter geführt, wo der Dauphin zugegen war. Hier mußten sie von den in ihren Kenntnissen gemachten Fortschritten Rechenschaft ablegen. Der Prinz examinirte sie selbst in den Sprachen, und die Prinzessin in der Religion und Geschichte. Der bei dieser Gelegenheit ertheilte Beifall, welcher mit kleinen Belohnungen verbunden war, trug nicht wenig bei, die Lust zum Lernen in den jungen Seelen zu unterhalten. Menschlichkeit hieß die große Lehre, die er ihnen vorzüglich eingeprägt wissen wollte.

»Führen Sie meine Söhne,« — sagte der vortreffliche Dauphin wiederholt zu dem Erzieher, — »in die Hütte des Landmanns, damit sie selbst das Brod sehen, womit der Arme sich kärglich nährt, und damit sie das Stroh berühren, was ihm zum Lager dient. Ich will, daß sie auch weinen lernen; denn ein Fürst, der nie Thränen vergossen hat, kann nicht gut seyn.« Leider wurde dieses Prinzen Gesundheit schon in seinem vier und dreißigsten Jahre wankend und immer

wankender. Das sichtlich wachsende Unglück seines Vaterlandes, das dann auch in der Folge jenen schrecklichen Umsturz herbeiführte, und Sohn, Tochter und Enkel des Dauphins unter den Trümmern zerschmetterte, und jetzt neuerdings seine ganze Familie vom Throne stieß, die schauderhaft um sich greifende Verachtung Gottes und aller guten Sitten, leider! noch dazu ausgehend von dem verpesteten Königshofe selbst: diese schrecklichen Erscheinungen versenkten ihn immer tiefer und tiefer in die düsterste Schwermuth, die dann auch seine körperlichen Kräfte benagte und verzehrte. Vergebens bemühten sich Mutter, Gattin und Schwestern, ihn aufzuheitern und ihm glücklichere Zeiten in nicht mehr weiter Ferne zu zeigen. Er nahm keinen Trost an, und schon am 20. Dezember 1765 sank er, an den Folgen eines Lungen-Geschwüres, in seinem sieben und dreißigsten Jahre in's Grab. Leider ahnten Alle, daß die treue Maria ihm nur zu bald folgen werde. Die unabläßige sorgsame Pflege des geliebten Kranken hatte ihre ohnehin sinkenden Kräfte aufgerieben. Ihr Blut war erhitzt und dann ihre Brust von demselben Uebel angegriffen worden, welches den Gemahl so früh in's Grab gefördert hatte. — So lange sie noch mit der Pflege des Kranken beschäftigt gewesen war, hatte sie die eigene Gefahr nicht zu bemerken geschienen, wohl aber hatte der Kranke selbst sie wahrgenommen.

Deßhalb hatte er sie wiederholt beschworen, sich zu schonen und wenigstens zuweilen sich von seinem Lager zu entfernen und in ihrem Zimmer auszuruhen. Von dem Krankenbette hatte sie dann freilich eine Weile sich zurückziehen müssen, aber im Zimmer war sie doch geblieben und hatte sich in einem Winkel desselben verborgen gehalten, wo sie oft mehrere Stunden

lang saß, kaum athmend und jede Bewegung unterdrückend, die ihre Gegenwart hätte verrathen können. Denn auch nur kurze Zeit ihren Geliebten aus den Augen zu verlieren, hätte sie nimmer sich entschließen können. An ihre Gesundheit dachte sie nicht eher, als bis sie dieselbe als ein geringeres Gut für den hingeopfert hatte, der ihres Lebens höchstes Gut war. Denn lebte Ludwig nicht mehr, so hatte das Leben überall für sie keinen Werth mehr. Und den mußte sie nun doch in ihren Armen erbleichen sehen!

Erst der Gedanke an ihre Mutterpflichten erweckte sie wieder aus der Betäubung des namenlosen Schmerzes. Nun bot sie alle noch übrige Kraft auf, ihren tiefen und tödtlichen Gram wenigstens zu beherrschen. Auch sparte sie keine Mühe, die Heftigkeit der verborgenen Krankheit, die schon ihre Brust zerschnitt, durch die pünktlichste Lebensordnung wenigstens zu mildern, um noch Zeit zu gewinnen, das heilige Geschäft der verwaisten Kinder, das sie bisher mit ihrem Gemahl gemeinschaftlich geleitet hatte, so lange als möglich zu besorgen. Als Heiligthümer hatte sie alle Handschriften des Hingeschiedenen gesammelt, vorzüglich die, welche dieser treue Vater überschrieben hatte: »Blätter zum Unterricht meines Sohnes von Berry« (Ludwig XVI.). Diese Schriften nannte sie ihren köstlichen Schatz, und nach diesem Plane erzog sie nun ihren Sohn. Fast den ganzen Inhalt derselben wußte sie auswendig. Denn von jeher hatte sie bei der Ausbildung der geistigen Kräfte auch ihr Gedächtniß fleißig geübt. Im Italienischen und selbst im Lateinischen ertheilte sie den Kindern Unterricht. Alles, was diese mütterliche Lehrerin vortrug, zielte auf das Eine und Höchste hin, die Herzen vom Bösen und Gemeinen

ab=, und zum Guten und Vortrefflichen hinzuleiten. Verachtung der Schmeichler, Mitleid gegen Unglückliche, Liebe zum Volke, innigste Verehrung der christlichen Religion und der heiligen katholischen Kirche — das waren die Tugenden, welche sie ihren Kindern immerwährend empfahl, und durch die schönsten Beispiele aus dem Leben des verklärten Vaters ihren kindlichen Gemüthern noch werther machte. Des Vaters Handlungen und Worte waren stets in den Unterricht verwebt. Sein Vorbild leuchtete immer voran. Auch schrieb sie zu diesem Zwecke ein sehr erbauliches Tagebuch über die Krankheit des unvergeßlichen Gatten, und ließ die denkwürdigsten Züge aus dessen Leben durch den Pater Griffet sammeln. Vor Allem strebte sie, ihre Söhne zu gottesfürchtigen Fürsten zu bilden, wobei sie die beßten Männer Frankreichs sich zu Gehülfen erkor. Nach dem Beispiele ihres Gemahls entfernte sie fortdauernd von ihren Söhnen alle Schriften, deren Inhalt der Reinheit ihrer Grundsätze irgend hätte gefährlich werden können. Kein Buch durfte den Kindern in die Hände gegeben werden, bevor die wachsame Mutter nicht selbst es durchgelesen und geprüft hatte.

Wie jedes fürstliche redliche Gemüth das Land als ein ihm von Gott befohlnes Hauswesen und als ein heiliges Erbe ansieht, das es den Nachkommen im beßten Stande zu hinterlassen wünscht, so war Maria auch auf Frankreichs Wohl eifrigst bedacht. Sie suchte von Allem, was den Zustand des Landes betraf, sich Kunde zu verschaffen, und benützte dann das Zutrauen des alternden Königs, welches er in spätern Jahren einer so achtungswürdigen Schwiegertochter in immer größerer Masse schenkte, um ihn zu löblichen Regierungswerken zu bewegen, besonders aber auch,

ihn zu seiner Gemahlin und seinen Töchtern zurückzuführen. Maria erschien um so heiterer in seiner Nähe, jemehr diese edeln Bemühungen ihr gelangen. Selbst ihre Gesundheit schien sich wieder zu befestigen, und schon verkündigten die Aerzte zur allgemeinen Freude aller gutgesinnten Franzosen, die Prinzessin sey nun vollkommen wieder hergestellt. Aber — es war der letzte Schimmer, welchen die Sonne auszustrahlen pflegt, wenn sie nun eben hinter den Hügeln niedersinken will; denn plötzlich wurde Maria von denselben heftigen Brustschmerzen ergriffen, welche dem Tode ihres Gemahls vorausgegangen waren. Sie ahnte, was nun auch ihr bevorstand, und sprach mit heiterem Muthe und frommer Ergebung:

»Ich nähere mich meinem Ende. Es ist Zeit, mich zum Heimgang anzuschicken.« — Und so verdoppelte sie nun nicht nur ihre Gebethe, sondern auch zugleich ihren Eifer in Erziehung der Kinder und im Spenden ihrer Wohlthaten an Bedürftige. Wie ihr Gemahl, ihr Muster, so wollte auch sie ihre Kasse leer zurücklassen, um einen desto reichern Schatz sich im Himmel einzusammeln. Immer war es ihre Gewohnheit gewesen, noch einmal so viel zu geben, als warum man sie gebethen hatte, wenn der Bittende wirklich ein Unglücklicher war. »Wenn man Jemand helfen will,« — pflegte sie zu sagen — »so muß es nachdrücklich und vollständig geschehen!« — Als man sie eines Tages auf die ungestüme Art, womit eine Frau, der sie schon oft Wohlthaten gespendet hatte, auf's Neue ihre Hülfe ansprach, aufmerksam machte, erwiederte sie: »Wahr ist es, daß sie ziemlich oft wiederkommt; aber da sie nicht aufhört, Noth zu leiden, so müssen wir auch nicht aufhören, ihr Beistand zu leisten.« — Als

sie ein anderesmal sich um eine Gnaden-Erweisung für Jemand bewarb, und der Minister, von dem die Sache abhing, das Gesuch nicht gewähren konnte, war die fromme, demüthige Fürstin so weit entfernt, sich zu zerzürnen, daß sie vielmehr ausrief: »Es ist recht gut, daß ich zuweilen inne werde, meine Macht sey nur beschränkt, nur Gott allein sey unerschöpflich in seinen Gaben.« — In derselben, von allem Stolze gereinigten, Gesinnung sagte sie zu einer Dame, welche zu zögern schien, eine der Meinung der Prinzessin widerstreitende auszusprechen: »Fürchten Sie nicht, mir zu mißfallen, wenn Sie mir etwa nicht beistimmen können. Tadeln Sie mich vielmehr, wenn ich Unrecht habe.« — Und da nun die Dame, hiedurch ermuthigt, mit ihrem Widerspruch hervortrat und Recht hatte; sagte Maria: »Ich danke Ihnen für Ihre Freimüthigkeit. Möge Niemand sich einbilden, daß er unfehlbar sey, weil er dem Stande nach über Andere erhoben ist.«

Aber immer schneller ging es mit der vortrefflichen Dauphine zu Ende. Acht Tage vor ihrem Hinscheiden wollte ihr erster Arzt, wie sie es verlangt hatte, sie benachrichtigen, daß die Abschiedsstunde sich nähere. Aber er hatte nicht Stärke genug, es der Kranken deutlich zu sagen, und brachte nur einige verblümte Ausdrücke hervor. In seiner Angst ersuchte er den Beichtvater der Prinzessin, ihr, wie er irgend am besten könnte, die traurige Nachricht beizubringen. Aber Maria unterbrach ihn gleich bei den ersten Worten: »Ich habe es sehr gut verstanden, was mein Arzt mir hat sagen wollen; aber da ich seine Verlegenheit bemerkte, habe ich ihm nichts erwiedert, um ihn nicht noch trauriger zu machen.«

Mariens einziger Schmerz am Rande des Grabes

war, daß sie ihre Kinder verlassen mußte, und deren Erziehung nun nicht vollenden konnte. Dieses abgerechnet, sah sie dem Augenblicke, der sie mit dem ersehnten, unablässig beweinten Gatten wieder vereinigen würde, mit Freuden entgegen. An dem Tage, wo sie noch einmal durch das heilige Abendmahl sich gestärkt hatte, sagte sie: »Jetzt glaube ich Muth genug zu besitzen, um von meinen Kindern Abschied nehmen zu können.« Man rief zuerst die jungen Prinzen herein. Maria hatte sich vorgenommen, ihnen jetzt die letzten Ermahnungen zu ertheilen. Aber bei dem Anblick der drei geliebten Söhne verließ sie plötzlich Muth und Kraft. Tiefe Seufzer erstickten die schwache hinsterbende Stimme. Stumm segnete sie die Söhne unter Strömen von Thränen. Erst am folgenden Tage rief sie die beiden Töchter an ihr Lager. — Wer mag das Wehklagen der armen Kinder schildern! — Wer den Abschied von der Königin Mutter! — Als sie mit Aufgebot ihrer letzten Kraft diese bat, allen Kummer, den sie ihr etwa verursacht haben könnte, zu verzeihen, rief Maria Leczinska, in Thränen zerfließend: »Ach, meine liebste Tochter: mein einziger Kummer ist der Zustand, in welchem ich Dich erblicke!« schloß die Sterbende in ihre Arme, und konnte sich kaum von ihr trennen.

So muthvoll ging »die sächsische Heldin,« wie die Franzosen sie nannten, der Auflösung der irdischen Bande entgegen; je näher dem entscheidenden Augenblicke, desto heiterer, auch körperlich schmerzloser erschien sie. Inbrünstig stimmte sie in die Gebethe ein, die man ihr, als es zum Sterben ging, vorlas, und entschlief, erst 35 Jahre alt, am 17. März 1767 sanft und still.

Aus dem Leben edler Frauen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häglsperger, Franz Seraph, 1796-1877

Neuer Spiegel für Herz und Leben eine Sammlung belehrender Geschichten und Erzählungen ; mit einem Kupfer

München 1831

Paed.pr. 1693-12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760067-1